Heft 4, Dezember 2009/ 89. Jahrgang E 1459

Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND
ISSN 0930-7001

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

Herausgeber: Landesverein Badische Heimat e. V.
Für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Landesvorsitzender: Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Chefredakteur: Heinrich Hauß
Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe, Tel. und Fax: (07 21) 75 43 45

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24, Fax (07 61) 7 07 55 06

Geschäftszeiten: Mo., Di., Do., Fr. 9.00–12.00 Uhr

Internet: http://www.badische-heimat.de
E-Mail: info@badische-heimat.de

Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom Land Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium Freiburg, unterstützt.

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 26 €. Preis des Heftes im Einzelverkauf für Nichtmitglieder 10,00 €. Nachbestellung eines Heftes für Mitglieder 6,50 €.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen
des Landesvereins:

Postbank Karlsruhe,
Kto.-Nr. 16468-751,
BLZ 660 100 75

Sparkasse Freiburg – Nördl. Breisgau
Kto.-Nr. 2003201,
BLZ 680 501 01

Gesamtherstellung:
G. Braun Buchverlag
im DRW-Verlag Weinbrenner GmbH & Co. KG
Kaiserallee 87
76185 Karlsruhe
Dorothee Kühnel
Tel. (07 21) 50 98-61
Fax (07 21) 50 98-89
E-Mail: kuehnel@gbraun-buchverlag.de
Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 9 gültig

Unser Partner
Rothaus
TANNEN ZÄPFLE

Titelbild: Hans Freiherr von Geyer zu Lauf, Letztes Licht, 1937
Foto: Bernd Kellner

Inhalt

Zu diesem Heft und darüber hinaus
Sven von Ungern-Sternberg 570

Ein vergessener Künstler
Bernd Kellner 574

Private Eigentümer engagieren sich für bauliche Zeugnisse der Geschichte
Die Preisträger des Denkmalschutzpreises Baden-Württemberg 2008
Gerhard Kabierske 581

An der Schnittstelle zwischen Jugendstil und nationaler Identitätssuche
Straßburg und Elsass um 1900
Joanna Flawia Figiel 598

„Alter Krust und wertloser Kram“
Wie vor 100 Jahren die „Sammlung Spiegelhalder“ die Karlsruher Museumsszene beeindruckte
Brigitte Heck 615

Das Freiburger Augustinermuseum vor der Wiedereröffnung
Hermann Althaus 623

Noch prägen traditionelle Schwarzwaldhäuser das Landschaftsbild
Heinz Nienhaus 630

Der Davidenhof in Seewangen
Günter Boll 648

Seewangen
Günter Boll 652

Bruder Eusebius Kassel
Johannes Werner 656

Über die frühere Seidenraupenzucht und deren Geschichte vom mittleren Hochrheintal
Franz Falkenstein 660

Straßenunterhaltung anno dazumal
Gero Morlock 665

Schöne Tage in Bretten
Ein Beitrag zum Schiller-Jahr
Eckehard Uhlig 670

Justinus Kerner am Bodensee
Eine Reise in seine Vergangenheit
Werner Hiller-König 674

Ein böhmischer Jude in Baden
Fritz Mauthner (1849–1923)
Udo Janson 678

Festakt aus Anlass des Jubiläums „100 Jahre Schwäbischer Heimatbund und Landesverein Badische Heimat“ 692

Die Wanderausstellung „100 Badische Jahre“ in Waldshut-Tiengen
Sabine Trunz 694

Rede zur Eröffnung der Ausstellung „100 Badische Jahre“ in Waldshut-Tiengen
Heinrich Hauß 696

Badische Identität, oberrheinische Identität, Landesidentität
Heinrich Hauß 699

Ansprache bei der Vorstellung des Alemannischen Wörterbuchs
Helmut Engler 706

Volker Schupp, Nachträge zu den Iwein-Bildern des Maltererteppichs 709

Gedenktage Badischer Geschichte
Redaktion: Heinrich Hauß

Vor 200 Jahren
Novemberedikt vom 26. November 1809 – „Zentraler Akt der inneren Staatsgründung“ (Gall) 711

Am 1. 1. 1810 wurde der Code Napoleon als Landrecht für das Großherzogtum Baden in Kraft gesetzt. 712

Autorenporträts 714

Institutionen und Vereine in Baden

Mit Herz und Hand fürs Alemannische Muettersproch-Gsellschaft, Verein für alemannische Sprache e. V.
Friedel Scheer-Nahor 721

Aktuelle Informationen
Redaktion: Heinrich Hauß

Pia Müller-Tamm neue Direktorin der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe . . 724

Julia Freifrau Hiller von Gaertringen Direktorin der Badischen Landesbibliothek 724

Bauliche Substanz von Mannheims Sternwarte gefährdet 724

Trinationale Ausstellungsreihe zum 10-jährigen Jubiläum des Oberrheinischen Museumspasses . . 724

Rechnungshof stellt Kunsthalle in Baden-Baden radikal in Frage . . 725

Der Fotograf Wilhelm Kratt (1869–1949) – Schöpfer des Badischen Denkmäler-Archivs 725

Landesmuseum Technik und Arbeit in Mannheim nennt sich ab 2009 Technoseum: *Neuer Name, neues Programm* . . . 725

Fernsehjournalist Markus Brock „Badener des Jahres" *„Was verbinden Sie mit Baden?"* . . 725

Ein Magazinbau für die Landesbibliothek in Karlsruhe und Bau des Westflügels des Naturkundemuseums 726

Ausstellung „Entdeckungen 2009. Wasser" 726

Eröffnung der Ausstellung „100 Badische Jahre" im Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim am 9. Juli 2009 726

Architekturzeit, Arbeitskreis am Puls Architektenkammer Karlsruhe-Stadt 726

Freiburg belegt Platz fünf im Städteranking 727

„Salem wird uns lieb und teuer sein" 727

Neubau der Melanchthon-Akademie in Bretten 727

Mannheim wird Mitglied der Vereinigten Eurocities 727

Nibelungenlied wird UNESCO-Weltdokumentenerbe . . . 727

„Das Gefühl Heimat" 728

Elisabeth Schraut zum Chevalier de L' Ordre National du Mérite ernannt 728

Adrien Zeller, Präsident des elsässischen Regionalrates, verstorben . . . 728

53. Deutsch-französisches Bürgermeistertreffen in Breisach . . 728

Karlsruher Lyriker Walter Helmut Fritz am 26. August 2009 80 Jahre alt 729

Ab 1. Oktober 2009: Karlsruher Institut für Technologie (KIT) 729

Erweiterungsbau der Hochschule für jüdische Studien in Heidelberg eröffnet 729

Harald Denecken zum stellvertretenden Vorsitzenden der Landesvereinigung gewählt 729

Strategiepapier der Wissenschaft zur Trinationalen Metropolregion Oberrhein 729

Mannheim auf Platz 13 des Zukunftsatlasses, Karlsruhe in der Kategorie der wichtigsten Philosophen auf Platz 2 729

„Bei uns stellt sich die Fusionsfrage nicht" 730

Der Oberrhein als Marke 730

Sammlermuseum Margit Biedermann in Donaueschingen eröffnet . 730

André Reichardt neuer Regionalpräsident im Elsass 730

Personalia

Ludwig Vögely, Vorsitzender des Landesverein Badische Heimat von 1982–1998 am 14. Mai 2009 verstorben 730

Dr. Martin Keller wurde mit der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette 2009 der Gemeinde Hausen im Wiesental ausgezeichnet 731

Schreiben, damit etwas übrig bleibt? 732

Nachruf Susanne Bährle 733

Adolf Schmid zum 75. Geburtstag 734

Heinrich Hauß zum 75. Geburtstag 734

Veranstaltungen badischer Institutionen 735

Interview mit Dr. Ulrike Lorenz, Kunsthalle Mannheim 737

Blick zurück auf Baden 740

Ausstellungsstationen „100 Badische Jahre" 744

Wanderausstellung „100 Badische Jahre" in Konstanz 745

Wanderausstellung „100 Badische Jahre" in Schwetzingen 746

Wanderausstellung „100 Badische Jahre" in Ladenburg 746

Buchbesprechungen 747

Zu diesem Heft und darüber hinaus

Liebe Mitglieder,
sehr geehrte Leserinnen und Leser!

Der Rückblick umfasst dieses Mal ein halbes Jahr, da die letzte Nummer unsere Chronik gewesen ist (Heft 3/2009). Wir haben am 6. Oktober unter Mitwirkung von Oberbürgermeister Heinz Fenrich und Regierungspräsident Rudolf Kühner im Palais Solms in Karlsruhe die Chronik in gebundener Buchform als Band 1 der Schriftenreihe der Badischen Heimat mit schönem Erfolg der Öffentlichkeit vorgestellt. Mit dieser Schriftenreihe knüpfen wir wieder an eine alte Tradition der Badischen Heimat. Zusätzlich zu unseren Vierteljahresheften werden wir in Zukunft Monographien mit einem gesamtbadischen Bezug veröffentlichen. Die Chronik hat insgesamt eine sehr gute Resonanz gefunden. Allen Beteiligten, an erster Stelle Dr. Kurt Hochstuhl als Redakteur der Chronik sei dafür gedankt. Die gebundene Chronik kann über die Geschäftsstelle zu einem Preis von € 15,– erworben werden.

Ansonsten ist über die Jubiläumsaktivitäten vieles Erfreuliches zu berichten. Nach Freiburg und Karlsruhe ist am 9. Juli die Wanderausstellung in Mannheim mit einem sehr ansprechenden Rahmenprogramm im Landesmuseum für Technik und Arbeit eröffnet worden. Allen Beteiligten herzlichen Dank, allen voran Herrn Abteilungsleiter Dr. Thomas Herzig vom Landesmuseum für Technik und Arbeit und Volker Keller mit seinen Mitstreitern von der Regionalgruppe Mannheim.

Die Wanderausstellung fand ihre Fortsetzung in Waldshut-Tiengen, wo sie am 2. September eröffnet worden ist. Auch diese Ausstellung war eine erfolgreiche Präsentation mit einem sehr attraktiven Rahmenprogramm. Hier gilt mein Dank besonders der Stadt Waldshut-Tiengen, dem Oberbürgermeister Martin Albers und seinem Stellvertreter Kurt Benda, der sich ganz besonders engagiert eingebracht hat. Heinrich Hauß hat hier eine bemerkenswerte Eröffnungsrede gehalten, die in diesem Heft abgedruckt ist.

Mittlerweile ist auch in Konstanz nunmehr die Ausstellung angelaufen – am 27. November, im Beisein des Konstanzer Oberbürgermeisters Horst Frank, des Konstanzer Landrats Frank Hämmerle und in angenehmer Zusammenarbeit mit dem Hegau-Geschichtsverein, für den deren Präsident Wilderich Graf Bodman gesprochen hat.

Im Rahmen der Jubiläumsaktivitäten war natürlich ein Höhepunkt, dass wir am 27. Juni im Marmorsaal des Neuen Schlosses in Stuttgart gemeinsam mit dem Schwäbischen Heimatbund einen Empfang durch die Landesregierung bekommen haben. Die Festrede hielt der Schirmherr unseres Jubiläums, Ministerpräsident Günther H. Oettinger.

Es gab weitere vielfältige Aktivitäten im Rahmen des Jubiläums. So darf ich auf ein besonderes Jubiläumskonzert verweisen, welches die Museumsgesellschaft Freiburg uns zu Ehren im Haus zur Lieben Hand in der Universität Freiburg am 12. Oktober veranstaltet hat – dies war ein wichtiges und schönes gesellschaftliches Ereignis in der Stadt Freiburg. Besonders dem Präsidenten der Museumsgesellschaft Professor Klaus Benz und seinem Stellvertreter Dr. Hans Glatz seien gedankt.

Auch mit der Muettersproch-Gsellschaft haben wir eine enge Zusammenarbeit begonnen. In diesem Heft stellt Friedel Scheer-Nahor diese Gesellschaft als wichtige Institution für Baden vor. Vor allen Dingen aber haben wir als Band 2 unserer neuen Schriftenreihe am 25. September in Oberried gemeinsam das „Alemannische Wörterbuch für Baden“ vorgestellt. Bürgermeister Franz-Josef Winterhalter und unser Ehrenmitglied Pro-

fessor Helmut Engler haben in launigen Ansprachen ein zahlreiches Publikum begeistert. Die Autoren Dr. Rudolf Post und Friedel Scheer-Nahor haben hier ein hochinteressantes Werk geschaffen. Das Buch kann auch als Weihnachtsgeschenk zum Vorzugspreis von € 29,– für Mitglieder der Badischen Heimat in unserer Geschäftsstelle in Freiburg bestellt bzw. abgeholt werden.

Wir haben am 4. April gemeinsam mit dem Schwäbischen Heimatbund und der Wüstenrot-Stiftung in der Liederhalle in Stuttgart den Denkmalschutz-Preis Baden-Württemberg verliehen – hier erneut unserem Jurymitglied Dr. Gerhard Kabierske ein großes Dankeschön.

Wie angekündigt, wollen wir uns in den Fragen des Denkmalschutzes als Landesverein schärfer profilieren. Besonders wichtig ist, dass nach längerer Vorarbeit sich am 16. November die „Fachgruppe Denkmalschutz" unseres Landesvereins konstituiert hat. Die Leitung hat der bewährte Denkmalpfleger Dr. Frank Leusch übernommen. In der Fachgruppe sind eine Reihe von ausgewiesenen Kennern und Experten, die sich darum bemühen werden, dass in unserer Zeitschrift der Denkmalschutz wieder stärker in den Blick gerät, und auch zu wichtigen Fragen des Denkmalschutzes Stellung genommen wird. Vielen Dank allen Beteiligten, die sich hier engagieren.

Im zurückliegenden halben Jahr ist über runde Geburtstage zu berichten. Unser langjähriger Vorsitzender und Ehrenmitglied Adolf Schmid wurde am 16. Juni 75 Jahre alt. Etwas später, am 7. August, wurde unser so verdienstvoller Chefredakteur Heinrich Hauß ebenfalls 75 Jahre alt. Aus diesem Anlass fand eine besondere Sitzung und Ehrung in Ebnet am 17. Oktober statt. Unser stellvertretender Landesvorsitzender Dr. Volker Kronemayer portraitiert seine langjährigen Weggefährten Adolf Schmid und Heinrich Hauß in diesem Heft.

Im November wurde unser Vorstandsmitglied Dr. Christoph Bühler 60 Jahre alt – auch ihm einen herzlichen Dank und alle guten Wünsche!

Ansonsten empfehle ich Ihnen dieses Heft mit einer Vielzahl von einzelnen interessanten Berichten und wünsche Ihnen allen besinnliche Advents- und Weihnachtstage und alles Gute für das Jahr 2010.

Mit herzlichem Gruß bin ich Ihr

Dr. Sven von Ungern-Sternberg
Landesvorsitzender

Bernd Kellner

Ein vergessener Künstler

Hans Freiherr von Geyer zu Lauf

Im Oktober 2009 fand im Foyer der „Metzger-Gutjahr-Stiftung“ in Emmendingen eine Gedächtnisausstellung für den Maler Hans Freiherr von Geyer zu Lauf statt, der vor 50 Jahren, im August 1959, in Freiburg bei einem Verkehrsunfall tödlich verunglückte. Er hat ein überschaubares Werk hinterlassen, für dessen Sammlung und Pflege seit nunmehr 25 Jahren der „Freundeskreis Geyer zu Lauf“ e. V. mit seinen Vorsitzenden Bernd Kellner und Ursula Kissel in der Großen Kreisstadt tätig ist.

Den Besucher empfingen zwei Arbeiten: „Freiburg vor der Zerstörung“ und „Herbst-Waldstück“ mit dem Hebbel-Gedicht „Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah. Die Luft steht still, als atmete sie kaum. Und dennoch fallen fern und nah die schönsten Früchte ab von jedem Baum. O stört sie nicht, die Feier der Natur. Es ist die Lese, die selber hält; denn heute löst sich von den Zweigen nur, was von dem milden Strahl der Sonne fällt“. Es sind dies grundsätzliche Schlüssel für die Bildaussagen des Künstlers.

Bedrohtes Weltbild. Mischtechnik, 1954, 80 x 60 cm

Der schwarze Baum. Mischtechnik, 1955, 74 x 90 cm

Die Zerstörung der „mütterlichen Stadt“, derem barbarischem Verbrennen er nach dem Angriff, mit seinem Bruder Helmuth zusammen, vom Schlossberg aus zusah, war die Leidenserfahrung, die ihn, neben den eigenen, schweren Krankheiten in der Jugend, der dunklen politischen Zeit und der Trennung im privaten Bereich, geprägt hat. Das Rot in seinen Bildern, wie „Der schwarze Baum“, ist schmerzhaft, nicht freudig. Die Schwärze in Spitzen, Flecken und Bögen, die er seinen Bildern einfügt, ist bedrohlich und die Kälte in seinen winterlichen Landschaften eisig.

Das zweite Bild mit seinem Gedicht steht für die autonome Natur. Die Zuwendung und Liebe des Malers zur Natur zeigt sich in den akribischen Silberstiftzeichnungen von „Zentifolien“, „Papageientulpen“ und „Lilien“, in den Mischtechniken „Klematis und Mond“, „Gartenblumen“, „Wachsendes“, in den Aquarellen „Am Rhein“, „Auf dem Mauracher Berg“ und in der großformatigen Mischtechnik „Ausblick in den Frühling“ mit dem Blick von oben auf eine Hügellandschaft mit Flusstal.

Die Kräfte der Natur und aus dem Kosmos wirken auf den Menschen, der ihr Bestandteil ist. Er steht unter ihrem Einfluss und erlebt sie z. B. im Traum, in dem sein selbständiges Unbewusstsein für ihn im Schlaf arbeitet, oder auch kosmisch etwa durch das Flüssigkeitsverhalten der Erde, das von ihrem Begleitgestirn abhängt. Solch mächtige Naturkräfte besingt der Maler Hans von Geyer zu Lauf in der ihm eigenen Sprache – und er warnt gleichzeitig vor ihrer Störung und Zerstörung durch den Menschen.

Dies ist die Aussage der Reihe der „Traumbilder“, wie sie der Künstler genannt hat, im großen Ausstellungsraum. Gleich das erste, auf

Versponnener Rhythmus. Mischtechnik, 1949, 111 x 95 cm

dem die Bäume stürzen, trägt den programmatischen Titel „Bedrohtes Weltbild“. Daneben, „Im Traum“, wächst der Wald über das Menschenwerk und alles Gold versinkt im ewig fließenden Wasser. „Der Ruf des Kranichs“, der zart und zerbrechlich in einem lichten Urwald voller Blüten und Schmetterlinge steht, warnt vor dem Raubbau des Menschen an der Natur. Im „Versponnenen Rhythmus“ sucht sich die Kreatur, genauer: „wir selbst“, zwischen Welken und Blühen, also in Vergangenheit und Gegenwart, zurechtzufinden. Die Blumen- und Farbenpracht von „Das Fest ist aus“ wird von einem roten

Ausblick in den Frühling. Mischtechnik, 1953, 124 x 145 cm

Springteufel angegangen, der die Kerzenlichter des Festes verwehen lässt.

Im Großformat „Winterliches Lied“ erinnern die Kiefern an ostasiatische Malerei. Singvögel bevölkern Busch und Bäume, die kältestarr und schneebedeckt verharren, während zwei bedrohliche Elstern einem kleinen Vogel nachjagen. Aus der hellen Tiefe des Bildes nähert sich dem Betrachter eine Reihe von rötlichen Blumensonnen, deren Kern dennoch aus Eis zu sein scheint, und wollen ihm Hoffnung auf eine wärmere Jahreszeit machen. Überhaupt ist dies ein Merkmal der Malerei von Hans von Geyer zu Lauf: Helligkeit in den Gründen seiner Bilder; vielleicht setzt er damit das Prinzip Hoffnung gegen die angedeutete Gefährdung.

Seine eigene Befindlichkeit wird offensichtlich im Nebenraum der Ausstellung, wo das Ausgeschlossensein („Letztes Licht“), die Einsamkeit („Gesang der Frühe“) und die Trostlosigkeit („das namenlose Bild“) mit drei Baumbildern eingefangen sind, die sehr wohl als Selbstbildnisse gelten können. Gegenüber hängt die Reihe vom „Tod der Seele“ mit den Allegorien von *Hoffärtigkeit, Geilheit, Bosheit, Kopflose Flucht, Heuchelei, Verspottung, Aufgeblasenheit, Entsetzen, Wut* und *Gefräßigkeit,* die er, nicht ohne Anlass, durch menschliche Behausungen darstellt. Das leidende und mitleidende Leben des Malers wird in seinem Werk sichtbar.

Ausgelöst von den im Zweiten Weltkrieg zutage getretenen Vernichtungskräften durch den Menschen und seine zerstörerischen Erfindungen, sieht der empfindsame Künstler zunehmende Eingriffe der Menschheit in die Natur voraus, deren Macht und Schönheit er in

Letztes Licht. Mischtechnik, 1937, 80 x 60 cm

Türkenbundlilie. Silberschriftzug, 1944, 65 x 46 cm
Alle Fotos: Bernd Kellner

seinem mehrteiligen Hauptwerk „Ein kosmischer Gesang“ (nicht in der Ausstellung) schildert. Er warnt in seiner Sprache vor dem Verlust des Gleichgewichts der Kräfte in der Natur, das sich in Jahrmillionen herausgebildet hat und zeigt damit schon früh – und seiner Zeit weit voraus – in seinen Bildern ein ausgeprägtes umweltpolitisches Bewusstsein.

Der Autodidakt findet und nutzt die Lasurtechnik Dürers, deren Untermalung aus Eitempera und Kaseinfarben bestand. 1947 schreibt Hans von Geyer zu Lauf in sein Tagebuch: „Die entscheidende Phase in meinem Schaffen bricht an … mit der Untermalung al prima in leuchtenden Aquarellfarben auf (isolierte) Gipskreidegründe. Große Abkürzung. Darüber Mischtechnik, also Harzfarben-Lasuren und Tempera“. Diese Technik, die bei der Übermalung als Bindemittel anstelle von Öl hauptsächlich nicht gilbende Mastix- und Dammarfirnisse verwendet, begründet die erstaunliche Leuchtkraft seiner „diaphanen“ Malerei. Zwei, bei seinem Tod unfertig im Atelier vorgefundene Beispiele befinden sich an der Rückwand des Nebenraums.

Zusätzlich lief in der Ausstellung die Video-Arbeit „Traumsymphonien Geyer zu Lauf“ des Video- und Filmkünstlers Erik Sick aus Köln, der mit filmischen Mitteln den Zusammenklang der „Traumbilder“ des Künstlers mit der Natur aufzeigt. Er verbindet beide in einfühlsamer Weise, nicht ohne jedoch den Betrachter durch ganz kurze Einschübe auch auf die Machart hinzuweisen.

Die Reihe der „Traumbilder“ sind sinnbildliche Bekenntnisse des Künstlers zur Schönheit der Natur und ihrer Kräfte, zugleich aber auch zu ihrer Verletzbarkeit und Gefährdung. Die Ausstellung zeigte eine geistig-geistliche Malerei im edlen und reinen Sinn und von hohen handwerklichen Graden. Es mag verwundern, ist aber aus der Art moderner Kunstbetrachtung heraus erklärbar, dass ihre Verantwortungsträger dieses einzigartige Werk mit Schweigen übergehen.

Über Hans von Geyer zu Lauf seien die Worte zu seinem Gedenken von Martin Gosebruch, Freiburg, im Ekkhart 1961, S. 123–134 der Badischen Heimat zur Lektüre empfohlen, die er aus Anlass der großen Ausstellung des Augustinermuseums posthum geschrieben hat.

Der Freundeskreis Geyer zu Lauf in Emmendingen bereitet z. Zt. eine Internetseite unter www.geyer-zu-lauf.de vor, die, nach und nach erweitert, Leben und Werk des Künstlers dokumentieren soll.

Anschrift des Autors:
Bernd Kellner
Schlosserstraße 30
79312 Emmendingen

Eine Marke der Daimler AG

Wenn Sie die Zukunft sehen wollen, gehen Sie ins Museum.

Als Innovationstreiber auf den Gebieten Sicherheit, Komfort und Nachhaltigkeit sind wir unserer Zeit immer voraus – seit über 120 Jahren. Diesen Fortschrittsgeist machen wir für Sie erlebbar in einem Museum, das so faszinierend ist wie die Marke, die es beherbergt. **www.mercedes-benz.com/museum**

Mercedes-Benz

Gerhard Kabierske

Private Eigentümer engagieren sich für bauliche Zeugnisse der Geschichte

Die Preisträger des Denkmalschutzpreises Baden-Württemberg 2008

Als der Schwäbische Heimatbund 1978 den „Peter-Haag-Preis“ stiftete, um damit private Eigentümer in Württemberg für die vorbildliche Sanierung ihrer historisch bedeutsamen Gebäude zu ehren, konnte niemand ahnen, welche Zukunft diese Auszeichnung haben würde. Dreißig Jahre später ist sie eine feste Institution im Land geworden. Seit 2000 gemeinsam mit dem Landesverein Badische Heimat vergeben und auch auf Baden ausgedehnt, kann die heute „Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg“ genannte Anerkennung auf eine stolze Bilanz zurückschauen, wurden doch in dieser Zeit nicht weniger als einhundertdreißig Bauten prämiert. Die Dokumentation aller preisgekrönten Objekte aus drei Jahrzehnten ist für jedermann im Internet über die Seiten des Schwäbischen Heimatbundes abrufbar. Bilder und Texte beleuchten dort eindrücklich, welch mannigfaltigen Denkmälerbestand der deutsche Südwesten aufzuweisen hat und welch bedeutende Rolle neben Land, Kommunen und Kirchen gerade auch den Bürgern selbst bei der Bewahrung der Zeugnisse der Geschichte zukommt, die für unsere kulturelle Identität und für das Aussehen unserer gebauten Umwelt so wichtig sind.

Der Schwäbische Heimatbund wie der Landesverein Badische Heimat fühlen sich seit ihrer Gründung vor einhundert Jahren dem Denkmalschutz verpflichtet. Schon die beiden Satzungen von 1909 nennen die Pflege des baulichen Erbes explizit als Aufgabe, und das Thema hat auch nach einem Jahrhundert in unserer Gesellschaft nichts an Aktualität eingebüßt. Gerade heute ist angesichts des Rückzugs der öffentlichen Hand bei der Unterstützung von Denkmaleigentümern privates Engagement mehr denn je gefragt, um den seit den 1970er Jahren erreichten Standard zu wahren, für den Baden-Württemberg bislang bundesweit bekannt war.

Dank der großzügigen Finanzierung durch die Wüstenrot Stiftung konnten auch 2008 fünf Sanierungen ausgezeichnet werden, bei denen private Eigentümer Leistungen erbracht haben, die als beispielhaft gelten dürfen. Als Zeichen der Anerkennung ihres ideellen und finanziellen Engagements erhalten die Bauherren wie üblich je eine Prämie von 5000 Euro sowie eine Bronzetafel zur Anbringung an ihrem Gebäude. Zudem ist die Auszeichnung mit Urkunden für die Eigentümer sowie die beteiligten Architekten und Restauratoren verbunden. Denn Jahr für Jahr zeigen die prämierten Beispiele, dass eine qualitätvolle Denkmalsanierung ohne konstruktives Zusammenwirken zwischen engagierten Bauherren, erfahrenen Architekten, fähigen Handwerkern und Denkmalpflegern nicht möglich ist.

Die siebenköpfige Jury aus Vertretern von Schwäbischem Heimatbund, Landesverein Badischer Heimat, der Wüstenrot Stiftung, der Landesdenkmalpflege, des Städtetags und der Architektenkammer Baden-Württemberg hatte wiederum keine einfache Aufgabe. 78 eingegangene Bewerbungen waren zu begutachten. Unter zwölf in die engere Wahl gekommenen Objekten wurden schließlich nach Besichtigung vor Ort die Gewinner ermittelt. Wie bereits in Heft 2/2009 der Badischen Heimat berichtet, wurden die Preise im Rahmen einer Festveranstaltung in Anwesenheit des für die Landesdenkmalpflege zuständigen Wirtschaftsministers Ernst Pfister und unter der

Das nach neuesten energetischen Gesichtspunkten sanierte ehemalige Nonnenhaus in Tübingen. Vorne das zum Ursprungsbau gehörende „Sprachhaus“, ehemals der Latrinenanbau am Ammerkanal

Schirmherrschaft von Ministerpräsident Günther H. Oettinger im April dieses Jahres in Stuttgart überreicht. Prämiert wurden das ehemalige Nonnenhaus in Tübingen, das „Götzhaus“ in Gunningen, der Morlokhof in Baiersbronn-Mitteltal, ein umgebauter Kornkasten in St. Georgen sowie die Villa Kahn in Stuttgart, die hier anschließend näher vorgestellt werden.

Übrigens: Der nächste Denkmalschutzpreis wird 2010 vergeben. Badische Interessenten für eine Bewerbung können entsprechendes Informationsmaterial ab Februar direkt bei Herrn Dieter Metzger von der Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes, Weberstr. 2 in 70182 Stuttgart (metzger@schwaebischer-heimatbund.de) anfordern. Einsendeschluss ist der 15. Mai 2010.

Ehemaliges Nonnenhaus in Tübingen

Der Fachwerkbau mit hohem Satteldach sowie einem malerischen Anbau und einer Außentreppe auf der Giebelseite ist aus dem Bild des nordöstlichen Teils der mittelalterlichen Altstadt von Tübingen nicht wegzudenken. Schon seine auf drei Seiten frei stehende Lage und die ungewöhnlich gestreckte Form von 30 m Länge bei gut 11 m Breite machen deutlich, dass es sich nicht um ein übliches Wohnhaus, sondern um ein Gebäude für einen besonderen Zweck handeln muss. Es wurde 1487/88 als Beginenhaus errichtet und diente zunächst dem klosterähnlichen Zusammenleben von Frauen, die sich ohne bindende Gelübde sozialen Aufgaben widmeten und aus dem gesellschaftlichen Gefüge der spätmittelalterlichen Stadtgemeinschaft nicht wegzudenken waren.

Noch heute lässt die Grundrissstruktur mit einem durchgehenden Mittelflur und den sich rechts und links zellenartig reihenden Räumen die ehemalige Nutzung des zunächst zweigeschossigen Gemeinschaftshauses erkennen, das ursprünglich auch das einzige angrenzende Nachbarhaus im Norden einbezog und damit ehemals eine Länge von über 50 m erreichte. Im Erdgeschoss sind sogar die Räume für das Sommer- und Winterrefektorium ablesbar, und die dendrochronologischen Untersuchungen haben jetzt nachgewiesen, dass das sogenannte „Sprachhaus“, jener pittoreske Anbau auf der Südseite, vom Ursprungsbau des späten 15. Jahrhunderts stammt. Er nahm die Abortanlage über dem hier noch heute offen vorbeifließenden Ammerkanal auf, dem wichtigen Gewerbebach und Abwassersammler des alten Tübingen. Als ein seltenes Beispiel für die Architektur der Beginengemeinschaften ist das Gebäude ein Kulturdenkmal, dem überregionale Bedeutung zukommt, auch wenn über die Jahrhunderte hinweg immer wieder Veränderungen erfolgten und so eine Fülle von Zeitschichten ablesbar ist.

Nach dem Auszug der Beginen infolge der Reformation wurde das Gebäude als bürgerliches Wohnhaus genutzt, auch wenn die Bezeichnung „Nonnenhaus“ lebendig blieb, wie die Namen der benachbarten Straßen „Nonnengässle“ und „Beim Nonnenhaus“ belegen. Als berühmtester Eigentümer wohnte hier im 16. Jahrhundert der Tübinger Botaniker Leonard Fuchs, nach dem die Fuchsie benannt wurde. Er legte im benachbarten Beginengarten den ersten Lehrgarten der Uni-

versität an. Zwischen 1605 und 1948 erfuhr das Gebäude, wie sich zeigen sollte, in mindestens sechs Bauphasen immer neue Veränderungen, die alle ihre Spuren hinterlassen haben. Die partiellen Aufstockungen auf drei Geschosse 1605/06 bzw. 1908/09 gehören beispielsweise dazu.

Nachdem seit den letzten Umbauten in der Nachkriegszeit kaum etwas für die Bauunterhaltung getan worden war, entwickelte sich das Nonnenhaus allmählich zum Problemfall, da das undichte Dach, aber auch aufsteigende Bodenfeuchtigkeit große Schäden am Holzwerk verursachten. Eine Erhaltung schien mehr und mehr in Frage zu stehen. Als der Bau schließlich zum Verkauf stand, legten rein gewerblich interessierte Investoren Umbauprojekte vor, die von der Gebäudestruktur und den Befunden nicht viel übrig gelassen hätten und daher auf Ablehnung bei den Denkmalbehörden stießen.

Erst mit dem Ehepaar Christa und Ernst-Eggert Gumrich sollte die weitere Geschichte eine positive Wendung nehmen. Sie waren bereit, bei der dringend erforderlichen Grundsanierung die Besonderheiten des Hauses zu berücksichtigen und eine verträgliche Lösung zu finden mit dem Ziel, einerseits möglichst viel historische Bausubstanz zu erhalten, andererseits dem Nonnenhaus eine zeitgemäße Nutzung und damit auch eine gesicherte Zukunft zu ermöglichen. Für die Planung ließen sich die Eigentümer die notwendige Zeit. Am Anfang stand 2003 eine umfassende bauhistorische Dokumentation des Bauforschers und Mittelalterarchäologen Tilman Marstaller, die Licht in die komplexe Entwicklung des Baues brachte. Das im Metier erfahrende Architekturbüro AeDis in Hochdorf übernahm die Projektleitung. Aufgrund der ersten Planungen untersuchten dann die Restauratoren Julis Feldtkeller, Karl-Heinz Petzold sowie Fabian Schorer 2006 die am Bau vorhandenen Putz- und Farbbefunde. Alle Erkenntnisse wurden auf vorbildliche Weise in einem Raumbuch dokumentiert. Auch die Baumaßnahmen, die aufgrund der gründlichen Planung schließlich 2007/08 innerhalb von nur 13 Monaten durchgeführt werden konnten, wurden restauratorisch begleitet, was zur Entdeckung weiterer historischer Befunde führte. So wurde hinter

Großzügiges Wohnen im Dachgeschoss des Nonnenhauses. Neue Einbauten sind deutlich erkennbar, ohne die alte Substanz in ihrer Wirkung zu beeinträchtigen

einer Verkleidung noch an Ort und Stelle die wohlerhaltene Tür einer Beginenkammer aus der Erbauungszeit des Hauses gefunden sowie interessante Fragmente von Dekorationsmalereien eines Umbaus des frühen 17. Jahrhunderts. Sie wurden ebenso sichtbar belassen wie eine Wandbemalung, die Backsteine imitiert, die Reste eines Ziegelsplittestrichs sowie eine originale Blockbohlenwand im Erdgeschoss.

Aber nicht nur im Hinblick auf restauratorische Maßnahmen hatten die ambitionierten Bauherren Vorstellungen, die über das Übliche hinausgingen. Ihr festes Ziel war es, das Haus bei aller Rücksicht auf denkmalpflegerische Belange in energetischer Hinsicht auf die Höhe der Zeit zu bringen. Mit erheblichem Aufwand wurden alle Möglichkeiten zur Erzielung eines optimalen Wärmeschutzes ergriffen, ohne die historische Bausubstanz zu gefährden. Für jede einzelne Gebäudesituation – sei es etwa das Dach, seien es die Außenwände in Putz und Fachwerk oder die neuen Fenster – suchte man nach optimalen und adäquaten Maßnahmen. So wurden zum Beispiel Holzfaserdämmungen, Lehmputze, Kalzium-

silikatplatten, Kalkmörtel mit Blähtonanteil oder Schilfrohrmatten verwendet, allesamt Materialien, die einen diffusionsoffenen Aufbau garantieren, der eventuell eindringende Feuchtigkeit sowohl außen wie innen wieder abtrocknen lässt. Zur Verhinderung von nutzungsbedingter Schimmelbildung innerhalb des Gebäudes und zur Sicherstellung der Durchlüftung wurde eine geregelte zentrale Abluftanlage eingebaut. Nach Abschluss der Arbeiten im Frühjahr 2008 ist der Bau zum „ältesten Niedrigenergiehaus Deutschlands geworden", wie der Tübinger Oberbürgermeister Boris Palmer bei der Einweihung bemerkte. Ohne unverantwortliche Substanzverluste oder das Erscheinungsbild verunstaltende Dämmungen entspricht der Heizwärmebedarf heute dem eines „6-Liter-Hauses".

Und erfreulicherweise ist das „Nonnenhaus" trotz seiner Innenstadtlage auch keines der üblichen Renditeobjekte mit Eigentumswohnungen geworden: Familie Gumrich zog selbst ein, vier weitere Wohneinheiten, vom Einzimmerappartement bis zur Vierzimmerwohnung, wurden vermietet. Sie sind auch für Ältere und Behinderte geeignet, da ein Personenlift eingebaut wurde, eine Baumaßnahme, für die trotz aller technischer Erfordernisse und Sicherheitsauflagen eine spezielle, die Bausubstanz schonende Lösung entwickelt wurde. Zwei Räume im Dach bzw. im Erdgeschoss stehen den Hausbewohnern für gemeinsame Aktivitäten zur Verfügung. Für die neue gewerbliche Nutzung des Erdgeschosses fanden sich ein Kunstatelier und ein Buchcafé, während im Anbau ein Geigenbauer Werkstatt und Verkaufsraum eingerichtet hat.

Ohne das außergewöhnliche persönliche Engagement der Bauherren – Ernst-Eggert Gumrich kümmerte sich während der Arbeiten täglich persönlich um die Baustelle – wäre das ambitionierte Vorhaben nicht zu realisieren gewesen. Das von ihm formulierte Ziel, „am Beispiel des Nonnenhauses nachzuweisen, dass sich energieeffizientes Bauen, moderne soziale Nutzungsformen und der Umgang mit einem bedeutenden Kulturdenkmal als harmonisches Ganzes verwirklichen lassen", ist auf eindrückliche Weise eingelöst worden.

„Götzhaus" in Gunningen
(Kreis Tuttlingen)

Wenn man als junger Mann ein großes Haus erbt, kann die Freude über den materiellen Zugewinn schnell in Frust umschlagen. So ist es dem gelernten Zimmermann und als Hausmeister an einer Schule beschäftigten Thomas Pauli ergangen, der nach dem Tod seines Großvaters 2002 überraschend erfuhr, dass dieser ihn als Erbe eines großen Bauernhofs eingesetzt hatte, der sich schon lange im Besitz der Familie befand. Die Erbschaft war auf den ersten Blick überaus stattlich: Das nach dem Familiennamen im Dorf allgemein „Götzhaus" genannte Anwesen ist im zwischen Trossingen und Spaichingen gelegenen Gunningen nicht zu übersehen. Es steht dort etwas erhöht nahe der Kirche und dominiert das Ortsbild. Typologisch handelt es sich dabei um einen für die Landschaft der Baar charakteristischen Bauernhof, der als „quergeteiltes Einhaus" ein zweigeschossiges Wohnhaus, Ställe und Scheune unter einem First zusammenfasst und der von der Traufseite her erschlossen wird. Die imposanten Ausmaße werden deutlich, wenn man den steilen Giebel der Vorderfront sieht, hinter dem sich über dem Wohnteil nochmals zwei hohe Dachgeschosse verbergen. In der Scheune öffnet sich ein Raum von gewaltigem Volumen, dessen Höhenerstreckung bis zum First sich im Dämmerlicht des Dachstuhls nur erahnen lässt.

Die Frage, wie mit einem solchen Hof umzugehen ist, der seine landwirtschaftliche Nutzung verloren hatte, außerdem beträchtliche bauliche Mängel aufwies und heutigen Wohnvorstellungen überhaupt nicht entsprach, holte den neuen Eigentümer schnell ein. Zunächst beabsichtigte Thomas Pauli, das hohe leere Dach in moderner Weise auszubauen, um dort selbst einzuziehen. Der alte Wohnteil sollte hingegen umgebaut und vermietet, die Scheune als Pferdestall verwendet und im Stallbereich eine Verkaufsstelle für Futtermittel eingerichtet werden.

Da das „Götzhaus" bereits in die Liste der Kulturdenkmale aufgenommen worden war, kam es 2004 zu einer ersten Innenbesichtigung der zuständigen Konservatorin aus

Freiburg – dem „Pflichtberührungspunkt“ mit der amtlichen Denkmalpflege, wie Thomas Pauli dies später nennen wird. Das Ergebnis des Ortstermins entsprach nicht seinen Erwartungen: Er musste zur Kenntnis nehmen, dass sein vorgelegtes Umbauprojekt denkmalpflegerischen Kriterien widerspricht und nicht genehmigungsfähig sei. Der Ausbau des Dachstuhls, eine bemerkenswerte Konstruktion mit Andreaskreuzen zur Windaussteifung, sowie zwei vorgesehene Dacheinschnitte auf unterschiedlichen Ebenen, die eine ausreichende Belichtung sowie Terrassen für den Aufenthalt im Freien schaffen sollten, hätten radikale Eingriffe in die Substanz bedingt. Eine separate Treppe, die zur Erschließung der neuen Wohnung durch die unteren Stockwerke gebrochen worden wäre, hätte für weitere Verluste von Altbausubstanz im Wohnteil gesorgt. Dort waren aber, so wurde jetzt bekannt, nicht weniger als drei komplette Stuben mit historischen Holzvertäferungen und zwei Räume mit Deckentäfer erhalten geblieben.

Die Konservatorin fuhr nach eigener Aussage mit keinem guten Gefühl in ihr Amt nach Freiburg zurück. Zu oft hatte sie schon erleben müssen, dass sich für denkmalgeschützte Objekte keine adäquate Lösung finden ließ, wenn der Eigentümer die Intentionen der Denkmalpflege nicht nachvollziehen konnte. Zu ihrer Überraschung entwickelte sich der Gunninger Problemfall jedoch ganz anders, als zu befürchten war. Thomas Pauli nahm die Anregung auf, sich den „Vogtshof“ im Nachbarort Hausen ob Verena anzuschauen. Dort war ein ähnliches Anwesen, das aufgrund seiner stark geschädigten Bausubstanz schon fast aufgegeben worden war, durch eine mustergültige Sanierung gerettet worden, wofür die Eigentümer 2006 den Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg erhielten.

Die große Stube des „Götzhauses“ mit reparierter bauzeitlicher Holztäferung und altem Kachelofen

Der mächtige Giebel des „Götzhauses“ in Gunningen. Mit wiederhergestellten Fenstern und Klappläden hat er seine ursprünglichen Proportionen zurückerlangt

Was er dort sah, führte, wie Thomas Pauli heute sagt, zu einer „Initialzündung“. Schon einen Monat später war die grundsätzliche Abkehr von den bisherigen Planungen beschlossen: Die Substanz des Hauses sollte nun soweit wie möglich erhalten und damit die Identität des von seinen Vorfahren ererbten Gebäudes für die Nachwelt erlebbar bleiben. Gerade dieser Gedanke spielte für ihn umso stärker eine Rolle, je mehr er sich mit der Geschichte des Hauses beschäftigte, die zunächst völlig im Dunkeln lag. Brandversicherungsbücher, Gebäudekataster, Inventur- und Teilungsurkunden, die er in Archiven fand, berichteten ihm vom Schicksal von fünf Generationen der Familie Götz, die als Bauern und Ziegelhersteller seit dem Beginn des 19. Jahrhundert das „Götzhaus“ bewohnten und als deren Nachfahre er sich immer stärker fühlte. Errichtet worden war das Anwesen aber bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Gewisse Anzeichen deuten darauf hin, dass es vor dem Verkauf an Johann Nepomuk Götz 1808 als Messnerhaus, als Zehntscheune und sogar als Wirtshaus genutzt worden war.

Die weiteren Abstimmungsgespräche mit der Denkmalpflege verliefen jetzt ohne jede Konfrontation. Nach und nach schälte sich eine Konzeption für die Zukunft des Hofes heraus, die von einer extensiven Nutzung ausging und keine schwerwiegenden Eingriffe in die Gebäudestruktur verlangte. Vom Ausbau des Daches wurde ganz abgesehen, stattdessen sollte der traditionelle Wohnteil als Wohnung für Thomas Pauli und seine Frau Regina Link sowie das Erdgeschoss als eventuelle Mietwohnung für Verwandte saniert werden. Die Nutzung von Stall und Scheune wurde zurückgestellt. Grundsätzlich wurde der Reparatur des Vorhandenen der Vorrang vor Neugebautem gegeben. Selbst das neue Badezimmer konnte durch freigestellte Installationen in eine Stube mit bauzeitlicher Wandausstattung integriert werden. Von sich aus schaltete der Bauherr nun denkmalerfahrene Fachleute wie die Restaurierungswerkstatt Jung in Baden-Baden, die Restauratoren Volkmer in Aichhalden-Rötenberg oder die Schreinerei Ryle in Deißlingen ein, die Befunduntersuchungen machten, wobei vor allem Fragen nach dem ursprünglichen Aussehen der Stuben mit historischen Vertäferungen im Obergeschoss geklärt werden sollten.

Schritt für Schritt wurde die Planung in den letzten Jahren umgesetzt, wobei bemerkenswert ist, was trotz beschränkter finanzieller Mittel realisiert werden konnte. Möglich wurde dies nur dadurch, dass die gesamte Familie viel Eigenleistung erbrachte, sei es beim Abbruch späterer Anbauten auf der Rückseite, bei der Entfernung jüngerer Innenausbauten sowie bei den dringend notwendigen Maßnahmen zur Trockenlegung des Kellers, zur Verstärkung der Fundamente oder zum Austausch einer verrotteten Decke. Für die aufwändige Reparatur der wertvollen Stubenausstattungen, deren Holzverkleidungen größtenteils ausgebaut werden mussten und die nachgewiesene historische Holzsichtigkeit zurückerhielten, war der Schreiner Stephen Ryle verantwortlich. Er schuf auch die neuen Kastenfenster mit einer ausgesprochen feingliedrigen Teilung, welche die verunstaltenden Fenster der 1960-er Jahre ablösten. Zusammen mit den ebenfalls rekonstruierten Klappläden, im ursprünglichen

Grünton gestrichen, geben sie dem Anwesen auch im Äußeren sein würdiges Gesicht zurück.

„Morlokhof“ in Baiersbronn-Mitteltal (Kreis Freudenstadt)

Schon während ihrer Kindheit im oberen Murgtal hatte Sabine Rothfuß ein besonderes Gespür für den Morlokhof – ein ungemein stattliches Anwesen mit Hauptbau, Austragshaus, Backhäuschen und Bauerngarten, das in Einzellage hoch oberhalb von Mitteltal seine Umgebung beherrscht. Fern vom Leben im Tal schien dort oben nach dem Tod des letzten Morlokbauern 1945 die Zeit stehen geblieben zu sein, da wegen komplizierter Erbverhältnisse keine intensive Nutzung mehr erfolgte und baulich kaum etwas verändert wurde. Im Ort kursierende Erzählungen, wonach die Morloks auf ihrem Hof früher auch als Wunderheiler einer okkulten Tätigkeit nachgegangen seien, regten die jugendlichen Phantasien von Sabine Rothfuß zusätzlich an.

Auch als sie sich nach ihrem Studium als Architektin mit dem Schwerpunkt Altbausanierung im fernen Franken niedergelassen hatte, erkundigte sie sich bei jedem Heimatbesuch nach dem Schicksal des Hofes, vor allem seitdem dieser von 2001 an endgültig leer stand. Ein Verkauf zeichnete sich ab, und die erst jetzt möglich gewordene Innenbesichtigung – ein alter Kindertraum – bestätigte ihre Vermutung, dass es sich beim Morlokhof um einen Bau von besonderer Art handelt. Ihr wurde klar, dass sich hier auf einmalige Weise die bäuerliche Geschichte des Nordschwarzwalds ablesen ließ, hatte sich doch nicht nur ein Bauensemble aus zwei Jahrhunderten ohne wesentliche Substanzverluste erhalten, sondern offensichtlich auch ein Großteil des Hausrats aus mehreren Morlok-Generationen.

In einer ersten Konzeptstudie vermochte es Sabine Rothfuß, den international bekannten Mitteltaler Hotelier Hermann Bareiss für das Anwesen zu interessieren. Bareiss, heimatverwurzelt und weltläufig zugleich und selbst auf der Suche nach dem Ursprünglichen, identifizierte sich schnell mit der Idee, eine weitestgehende Erhaltung und museale Präsentation mit einer eingeschränkten gastronomischen Nutzung zu vereinbaren. Er kaufte 2003 den Hof und beauftragte Sabine Rothfuß mit der Sanierung.

Die nun einsetzende intensive Planungs- und Realisierungsphase ist ein Musterbeispiel des gelungenen Umgangs mit einem nicht alltäglichen Objekt. Umfangreiche Archivrecherchen und Bauuntersuchungen konnten die Geschichte des Hofes und seiner Besitzer bis in Details klären. Elf Generationen der Morloks sind seit 1610 in Mitteltal und Umgebung nachweisbar. 1789 ließ Johann Georg Morlok den großen Hof errichten. 1897, 1903 und um 1930 wurde der große Hauptbau partiell erweitert, ohne dass das ursprüngliche Aussehen grundsätzlich verändert worden wäre. Mit dem Stall im Sockelgeschoss, darüber liegendem Wohnteil, anschließender Tenne und großem Dachraum sowie der charakteristischen Holzverschindelung ist er ein typisches Beispiel eines Großhofs des Nordschwarzwaldes. Das heutige Backhaus ist erstmals 1853 dokumentiert, während das Austragshaus für den Seniorbauer Jakob Friedrich Morlok mit einer kleinen Schreinerwerkstatt im Erdgeschoss 1897 hinzukam. Der von der Talseite separat zugängliche Vorratskeller unter dem Hauptbau, die hofeigene Quellfassung, das Milchkühlhäuschen über dem Brunnentrog und die umfriedeten Bauerngärten beiderseits der Zufahrt ergänzen das organisch gewachsene Ensemble.

Der weithin bekannt gewordene Fund von Medizinfläschchen und 132 Schriftstücken – handschriftliche Aufzeichnungen, Briefe und Arzneibuchseiten – unter den Dielen einer ehemaligen Dachkammer bestätigte dann sogar die Wunderheilertätigkeit, der die Morloks tatsächlich über mehrere Generationen noch bis 1935 nachgingen. Die Dokumente werfen ein Licht auf eine vergangene Welt, in der im protestantisch-pietistischen Württemberg Beschwörungen und Anrufungen von Heiligen, Gebete, Handauflegungen, Mixturen und Tinkturen bei allen Arten von Gebrechen und Problemen des schweren Alltags Erlösung bringen sollten und wohl auch brachten – eine medizin- und sozialgeschichtlich einmalige Quelle, die bereits Stoff für eine Dissertation lieferte.

Im Sockelgeschoss des Morlokhofs sind sogar noch die originalen Stalleinbauten für Hühner und Kühe erhalten

Dendrochronologische Bestimmungen, Befunduntersuchungen, Bauaufnahme, Recherche bei vergleichbaren Höfen der Umgebung und die genaue Registrierung aller vorhandenen Ausstattungsobjekte vom Schreibtisch bis zum Rückenkratzer, vom Melkschemel bis zum Porträtfoto bildeten die planerischen Grundlagen. Die Ausführungspläne wurden erst danach entwickelt, wobei Hermann Bareiss sich offen dafür zeigte, eigene Vorstellungen hinsichtlich Nutzung und Aussehen angesichts neuer Erkenntnisse immer wieder zu revidieren. Im intensiven Austausch zwischen Architektin, Bauherrn, Behörden und Handwerkern wurde ein Weg gefunden, der auf der einen Seite eine verträgliche Nutzung von Stuben, Tenne und Dachraum für gastronomische Zwecke erlaubt, auf der anderen Seite aber den Morlokhof fast wie ein Freilichtmuseum „in situ“ erhält. Dies war nur möglich, weil Hermann Bareiss bewusst auf einen täglichen Wirtschaftsbetrieb verzichtete und das Essen bei Veranstaltungen wie Familienfeiern, Firmenjubiläen, Tagungen oder Hausbesichtigungen vom Hotel Bareiss bringen lässt. Notwendige Neubauteile für Toiletten und Essensanlieferung wurden geschickt in die vorhandene Bausubstanz integriert, beispielsweise unterirdisch unter dem Heuboden. Windfänge, Brandschutzabschnitte und erforderliche neue Brüstungen im Bereich von Tenne und Dach bestehen hauptsächlich aus Glas und Holz und ordnen sich den Räumen durchweg unauffällig unter. Eine zentrale Holzpellettheizung wärmt die Räume bei Bedarf. Die schmalen Fußleistenheizkörper, wie die jeweilige Holzverkleidung gestrichen, fallen optisch nicht auf.

Die größte Schwierigkeit bei der Planung bestand nach Aussage der Architektin darin,

Das restaurierte Ensemble des Morlokhofs mit Hauptbau (rechts), Back- und Austragshaus (links) hoch über dem oberen Murgtal

die Vielgestaltigkeit des Gebäudes authentisch zu erhalten, die durch moderne Anforderungen an Dämmung, Dichtung und Sicherheit verloren zu gehen drohte. Dank der Bereitschaft zu einer intensiven Detailplanung und großer Erfahrung in ökologischer Altbausanierung konnte dies jedoch am Morlokhof erfolgreich verhindert werden. Dabei mussten beispielsweise Lösungen für 21 verschiedene Decken- und Fußbodenaufbauten, elf verschiedene Wandaufbauten und 13 unterschiedliche Außentüren und Tore entwickelt werden. Ein Meisterwerk ist auch die Erneuerung und Dämmung des Daches am Hauptgebäude, die 2007 den Abschluss der Arbeiten bildeten. Als wohl einmalige Besonderheit war hier die ursprünglich in der Region übliche Dachdeckung mit Holzschindeln unter einer Pfannendeckung des 20. Jahrhunderts erhalten geblieben. Der originale Schindelbelag blieb bei der Sanierung erhalten, darüber wurde über einer dicken Schicht Hobelspandämmung, über Dampfbremse und Schalung eine neue Schindelung aufgebracht. Die alte Untersicht blieb so gewahrt, eine ausreichende Dämmung gewährleistet und in der Außenansicht das im Nordschwarzwald traditionelle Bild rekonstruiert. Durch sorgfältige Detaillierung von Traufen und Ortgängen konnte auch an diesen problematischen Stellen exakt die ursprüngliche Form wiederhergestellt werden.

Das Austragshaus von 1897, das in der Wohnung im Obergeschoss interessanterweise eher aus dem städtischen Kontext bekannte Gestaltungselemente von Historismus und Jugendstil aufweist, dient ausschließlich musealen Zwecken. Hier wurde bewusst auf Dämmung und den Einbau einer Heizung verzichtet. Nach Wiederherstellung der ursprünglichen Oberflächen kehrte wie in allen übrigen Bereichen von den Kellern bis zu den Speichern die alte Möblierung an ihren angestammten Platz zurück. Verloren gegangene Ausstattungsstücke, beispielsweise Öfen, wurden durch passenden Zukauf aus dem regionalen Handel ergänzt.

Auch am Backhaus wurde nur repariert, und die ruinösen Züge des Backofens wurden neu aufgemauert, so dass regelmäßig wieder Brot für den Bedarf des Hotel Bareiss gebacken werden kann. Ebenso erfreulich ist die Gestaltung der Außenbereiche von Hof und Bauerngarten, der von einer Gartenexpertin regelmäßig betreut wird. Bodenbefestigungen, Beetgliederung, Bepflanzung und Einfriedungen wurden nach Befunden oder alten Vorbildern wiederhergestellt. Überdies versorgen zurückhaltend gestaltete Tafeln, die sowohl im Außenbereich als auch im Innern der Bauten angebracht sind, die Besucher mit Informationen zur Familien-, Haus- und Restaurierungsgeschichte.

Die Leistung aller Beteiligten, die historische Aussagekraft des Morlokhofs für die Zukunft bewahrt zu haben, wiegt umso schwerer, als es nur noch sehr wenige unverfälschte Beispiele für diesen prägenden Typus des Nordschwarzwaldes gibt. Wegen ihrer Lage in den früh industriell entwickelten Tälern und ihres weniger spektakulären Aussehens waren sie immer stärkeren Veränderungen unterworfen als ihre Brüderbauten im südlichen Schwarzwald.

Ehemaliger Kornkasten in St. Georgen
(Schwarzwald-Baar-Kreis)

Das kleine Holzhaus kann trotz seines keineswegs hohen Alters auf eine äußerst wechselhafte Geschichte zurückblicken. Es wurde 1834 in der Nähe der späteren katholischen Kirche von Oberharmersbach als Kornspeicher mit Trockenboden errichtet, wie er im mittleren Schwarzwald früher zum Landschaftsbild gehörte. Ein mit Stroh gedecktes Satteldach schützte den eigentlichen Kasten von 5,20 auf 7,40 m Grundfläche, der in charakteristischer Holzbohlenbauweise konstruiert wurde. Das Innere war quer geteilt, so dass ein größerer und ein kleinerer Raum entstanden, die beide von einer Längsseite her zugänglich waren. Die Namen von Anton Haser und Agnes Haker, in grafisch schön gestalteter Schrift zusammen mit der Jahreszahl und einem stilisierten Kirchturmdach als Bekrönung in eine Eckstütze geschnitzt, erinnern noch heute an die stolzen Bauherrn.

Spätere Veränderungen erfuhr der Bau durch den Einbau von Fenstern und eine Neueindeckung mit Falzziegeln. Bis in die 1960er Jahre hinein diente er in dieser Form als ein-

facher Schuppen. 1966 schien sein Schicksal beschieden zu sein, als er dem Neubau eines katholischen Gemeindehauses im Wege stand und bereits zum Abbruch freigegeben war. Der Fabrikant Dieter Grässlin, damals Sammler von bäuerlichen Möbeln und Gerätschaften, hörte davon und störte sich daran, dass wieder ein bauliches Zeugnis traditioneller Volkskultur des Schwarzwaldes verloren gehen sollte. In letzter Minute erwarb er das Gebäude, um es nach einer Maßaufnahme fachmännisch zerlegen zu lassen, was angesichts der Bauweise nicht schwierig war.

Zunächst in einer Werkstatt provisorisch zusammengesetzt, ließ er es im darauf folgenden Jahr endgültig in seiner Heimatstadt St. Georgen wieder aufbauen. Für den neuen Standort und eine neue Nutzung nahm der Architekt Franz Krämer aus Haslach größere bauliche Veränderungen vor. Der Kasten wurde auf einer Giebelseite um etwa einen Meter gekürzt und unter dem nun überstehenden Dach ein Mühlrad von drei Metern Durchmesser installiert, das der alte Haslacher Zimmermeister Xaver Wagner konstruierte, der den Bau von Mühlrädern bereits vor dem Ersten Weltkrieg erlernt hatte.

Am Winterberg, am Rand eines Neubaugebiets von St. Georgen, präsentiert sich der Bau seither etwas versteckt und mit Reet gedeckt im Taleinschnitt des alten „Mühlendobels“ wie eine für die Region typische Bauernhofmühle mit Kornkammer. Das Mühlrad wird mittelschlächtig angetrieben vom vorbeifließenden Bach, der oberhalb zu einem kleinen Weiher angestaut wird. Wenn das Rad auch zur neuen Umgebung passt, so bleibt es freilich eine romantisch-malerische Zutat, da im Innern keine entsprechende Mechanik vorhanden ist. Hier wurde eine Ferien- und Gäste-

Der ehemalige Kornspeicher in St. Georgen mit dem Mühlrad von 1967 und seinem modernen Anbau

wohnung eingerichtet. Der größere Raum blieb dabei als Stube in seinem Zuschnitt erhalten, während im Bereich des wegen des Mühlrads verkürzten kleineren Raumes eine Kochnische, die Toilette und die nach oben führende Treppe Platz fanden, welche die Schlafräume unter dem steilen Dach erschließt.

Probleme mit aufsteigender Feuchtigkeit, Schwitzwasser, Schädlingsbefall sowie schadhaften oder unzureichenden Installationen stellte die weitere Erhaltung des Baues, der wegen seines moderigen Geruchs kaum noch bewohnt werden konnte, seit geraumer Zeit in Frage. Als heikel erwies sich vor allem, dass durch eine spätere Aufschüttung einer Terrasse vor dem Haus die Durchlüftung unterhalb des Holzfußbodens nicht mehr gewährleistet war. Dies veranlasste die Erben von Dieter Grässlin, Abhilfe zu schaffen. Sie beauftragten im Jahr 2005 den jungen, aus St. Georgen stammenden, aber in Karlsruhe arbeitenden Architekten Fernando Vaccaro mit der Erstellung einer Sanierungskonzeption, die in erster Linie die gravierenden bauphysikalischen Schäden beheben, aber auch eine Nutzungserweiterung für gehobene Ansprüche beinhalten sollte, da sie das Anwesen weiterhin für den temporären Aufenthalt von Familienmitgliedern und als Unterkunft für Gäste, darunter auch weit angereiste Künstler und Autoren, nutzen wollten.

Bei der Planung und Ausführung, die 2007 abgeschlossen werden konnte, wurde auf vorbildliche Weise größter Wert auf den Erhalt der noch vorhandenen originalen Bauteile von 1834 gelegt. Als raumbildende Elemente prägen die Blockbohlenwände der Süd-, West- und Nordfassade sowie die gewölbte Keilbohlendecke und der Keilbohlenboden der großen Stube auch nach der Versetzung und Ver-

Trotz deutlichem Kontrast vielfältige Maßstabs- und Formbezüge zwischen Alt und Neu

änderung von 1967 noch entscheidend das Erscheinungsbild. Außen war am natürlich bewitterten Holzwerk nicht viel zu tun, im Inneren dagegen wurden die Wände von Verkleidungen mit handelsüblichen, dem Charakter des Baues völlig inadäquaten Nut- und Federbrettern sowie deplatziertem Rauputz befreit und nach Reinigung und Behandlung mit Leinölfirnis in ihren ursprünglichen Oberflächen sichtbar belassen. Auch andere 1967 hinzugekommene Gestaltungselemente, die der damaligen Rustikalmode entsprachen, wurden rückgebaut, vor allem der eher an alpenländische Vorbilder als an den Schwarzwald erinnernde Kachelofen, in dem sich eine seit längerem defekte Nachtspeicherheizung verbarg. Die Fenster von 1967, die sich an traditionellen Beispielen des Schwarzwalds orientierten, wurden nach langen Diskussionen über Für und Wider einer Erhaltung durch neue, in der Gliederung ähnliche, aber technisch und handwerklich qualitätvollere ersetzt.

Schwierig war die Frage, wie der Wunsch der Eigentümer nach einer großzügigen Kücheneinrichtung und einem modernen Bad gelöst werden könnte. Angesichts der beengten Raumverhältnisse machte der Architekt einen radikalen Vorschlag: Bad und Küchenzeile sollten in einem separaten Neubau in kompromisslos modernen Formen untergebracht werden, der nur mit einem schmalen Verbindungsgang an den ehemaligen Kornspeicher andockt. Nur so konnte die historische Bausubstanz vor weiteren Überformungen und Verlusten geschützt werden. Die Meinungen über die gewählte Containerform mit Flachdach und einer Verkleidung der Holzkonstruktion mit Faserzementplatten gingen weit auseinander. Erst nach längeren kontroversen Diskussionen bis hinein in lokale politische Gremien erteilte die zuständige Behörde die Baugenehmigung. Die amtliche Denkmalpflege war dabei nicht eingebunden, da das Objekt wegen der Veränderungen nach der Translozierung von 1967 nicht in der Denkmalliste geführt wurde.

Die Jury des Denkmalschutzpreises, die laut Auslobung auch Sanierungen von historisch aussagekräftigen Gebäuden prämieren kann, die nicht den amtlichen Definitionen des Denkmalschutzgesetzes entsprechen, ist der Meinung, dass das Experiment der starken Kontrastierung von Alt und Neu, das nur selten zu einem wirklich befriedigenden Ergebnis führt, bei diesem Beispiel ausnehmend gut gelungen ist. Der Architekt hat es verstanden, mit seinem deutlich vom Altbau abgesetzten, über dem Terrain schwebenden Ergänzungsbau von minimalistischer Ästhetik den alten Bau nicht zu beeinträchtigen, sondern in seinem Erscheinungsbild eher noch zu steigern. Dazu tragen Maßstab, Proportion, Material, Farbe und sorgfältige Detailplanung bei, die trotz des bewusst gewählten Gegensatzes vielfältig und in intelligenter Weise Bezug zum Vorhandenen nehmen. So kann man beispielsweise die Containerform als Antwort auf den Kasten sehen, die horizontale Reihung der Plattenverkleidung innen und außen als Echo auf die Schichtung der Blockbohlen. Selbst die Platzierung des Containers auf Stützen, abgerückt vom Boden, ist als Rezeption des Prinzips des Kornkastens interpretierbar.

Ehemalige Villa Kahn in Stuttgart

In wirtschaftlich schwierigen Zeiten, mitten in der Inflation, beschloss der Stuttgarter Bankier Richard Kahn 1922, sich ein Haus bauen zu lassen. Er hatte in der Feuerbacher Heide in bester Stuttgarter Villenlage ein Grundstück mit schönem Blick über die Stadt erworben. Auch die Wahl des Architekten zeigt, dass er als Bauherr besondere Ansprüche stellte. Paul Schmitthenner, den Kahn offenbar als Rotarier kennen gelernt hatte, sollte den Bau planen und realisieren, jener Baumeister und charismatische Lehrer, der nach seiner Berufung zum Professor an die Technischen Hochschule 1918 sich damals gerade anschickte, gemeinsam mit Paul Bonatz und dem Stadtplaner Heinz Wetzel der Architekturlehre in Stuttgart zu besonderem Renommee zu verhelfen.

Die Villa Kahn, zusammen mit Schmitthenners ehemals nahe gelegenem eigenem Haus eines der frühesten Beispiele für das Schaffen des Architekten vor Ort, sollte ein Schlüsselwerk der „Stuttgarter Schule“ werden, die in der ersten Hälfte des letzten Jahr-

Paul Schmitthenners Villa Kahn von der Straße aus gesehen mit rekonstruierter Einfriedung des Vorhofs in geschlämmtem Backsteinmauerwerk. Wandlampen und Gitter zeigen dekorativ-expressionistische Formen

hunderts in Württemberg Leitbildfunktion für die Architekturentwicklung hatte und mit ihren Prinzipien Einfluss auf das Baugeschehen im ganzen deutschsprachigen Raum ausübte. Beispielhaft zeigt der Bau jenen charakteristischen Reformstil zwischen Tradition und Moderne, der auf zurückhaltende und kreative Weise Typen und Formen aus der Baugeschichte adaptiert, sich aber auch durch menschlichen Maßstab, wohnliche Raumzuschnitte, gute Proportionen sowie sorgfältig geplante und ausgeführte handwerkliche Details auszeichnet.

Mit einer kleinen „Cour d'Honneur" auf der Eingangsseite, von drei Flügeln umfangen und von einer Einfriedungsmauer zur Straße hin begrenzt, sowie der spiegelbildlichen Terrassen- und Treppenanlage, die vor der Gartenfassade den abschüssigen Hang architektonisch fasst, knüpft die Villa Kahn noch einmal an die Tradition von Schloss und Herrenhaus an, ohne freilich irgendein historisches Vorbild genauer zu zitieren. Auch hat die Architektur nichts mehr mit früherem Villenprunk zu tun. Die Fassaden sind einfach verputzt, und die überraschend kleinformatigen Fenster ohne Steingewände außenbündig eingesetzt, so dass diese Bauteile eher an die kostengünstige Bauweise damaliger Siedlungshäuschen erinnern. An der Gartenfront sorgen freilich in einem gewissen Kontrast dazu die kräftigen Eckrustizierungen, aus Backsteinen gemauert und ehemals nur dünn mit Putz geschlämmt, für einen herrschaftlichen Akzent.

Im Innern fallen die für ein solches Anwesen eher bescheidenen Raumhöhen auf, während die Grundrissdisposition mit der Anordnung der Wirtschafts- und Sanitärräume in den Seitenflügeln, der Erschließung durch Haupt- und Nebentreppe sowie der repräsen-

Vorbildliche handwerkliche Reparatur der Originalausstattung der Villa Kahn. Hier der Windfang in der Eingangshalle

tativen Flucht der eigentlichen Wohnräume parallel zur Gartenfront noch ganz an Traditionen des 18. Jahrhunderts anknüpft. Bedürfnisse modernen Lebens vom Badezimmer bis zum Autoabstellplatz wurden aber nicht vernachlässigt. Auffällig sind die praktischen Einbauschränke, die man im Obergeschoss in nahezu allen Zimmern findet. Parkettfußböden, Deckenstukkaturen und vor allem die weiß lackierten Holzfronten von Einbaumöbeln und Heizkörperverkleidungen vermitteln ein gediegen-bürgerliches Ambiente. Besonders bemerkenswert ist die einheitliche Formensprache bei Schmiedearbeiten, Messingbeschlägen und Stuck. Sie ist typisch für die in den frühen 1920er Jahren in ganz Deutschland beliebte Mode des dekorativen Expressionismus, bei dem sich Anklänge von Rokoko- und Spätgotikornamentik zu einem manierierten, zugespitzt-skurrilen Stil verbinden. Schmitthenner bediente sich derlei modischer Einfälle freilich nur kurz. Die Abneigung, die der Architekt schon bald gegen solch zeitgebundenes Gestalten hegte, ist sicherlich die Ursache dafür, dass er die Villa Kahn nicht in spätere Publikationen seines Werkes aufnahm.

Im Unterschied zu Schmitthenners eigenem Haus und zu anderen seiner Schlüsselbauten der zwanziger Jahre kam die Villa Kahn heil durch den Zweiten Weltkrieg und überstand auch die folgenden Dekaden, in denen die Leistungen der „Stuttgarter Schule“ als „heimattümelnd“ und „gestrig“ abgetan wurden und kaum auf Schutz hoffen konnten. Im Lauf der Jahrzehnte führten kleinere Veränderungen und Umbauten von mehrmals wechselnden Eigentümern sowie zuletzt auch mangelnde Bauunterhaltung dazu, dass die frühere Perle ihren Glanz verlor. So war bei-

spielsweise die Mauer des Vorhofs abgerissen und das Oberlicht der Haustür vermauert worden, was die genau aufeinander abgestimmten Proportionen der Eingangsseite empfindlich störte. Stützmauern und Treppen der Gartenanlagen waren schadhaft. Purifizierenden Maßnahmen fielen im Garten die gemauerten Geländerpostamente an der Terrasse und im Innern der offene Kamin im Anraum des „Bücherzimmers“ zum Opfer.

Es war ein Glücksfall, dass die Villa Kahn, die nach 2000 wiederum zum Verkauf stand, nicht das gleiche Schicksal wie ähnliche Anwesen erlitt, die auf großem Grundstück in bester Hanglage des Stuttgarter Talkessels gelegen sind. Nur zu oft müssen sie weichen, weil bei solchen „Filetgrundstücken“ Abbruch und Neubebauung mit größerem Bauvolumen aus Spekulationsgründen lukrativer sind als eine Erhaltung historischer Bausubstanz. Und nur zu oft bleibt selbst beim Umbau eines solchen Objekts kaum etwas vom ursprünglichen Charakter übrig, streifen Architekten doch für eine vermögende Klientel gerne auch Kulturdenkmälern modische Gewänder über.

Die neuen Eigentümer, Professor Wilhelm Rall und seine Frau, hatten erfreulicherweise andere Vorstellungen. Ihre Wohnwünsche deckten sich mit dem, was das Haus in seinem ursprünglichen Zuschnitt anbot, und sie konnten sich mit dem Übernommenen identifizieren. Und es war gut, dass sie mit Sandro Graf von Einsiedel einen Architekten wählten, der – selbst in der Nachbarschaft wohnend und das Schicksal des Hauses schon länger beobachtend – der Verlockung widerstanden hat, dem Bau seinen eigenen Stempel aufzudrücken. Er ging bei der 2004/05 durchgeführten Sanierung angemessen mit dem Gebäude um, dessen Formensprache und Materialität sehr empfindlich für jede Art von Veränderung ist. Im Schmitthennerschen Sinn wurde auf handwerkliche Weise repariert, es wurden Details bis hin zu den Messingbeschlägen der Einbauschränke erhalten und ergänzt sowie besonderer Wert auf die unterschiedlichen Oberflächen gelegt.

Veränderte oder beseitigte Bauteile wie das Oberlicht der Haustür, der offene Kamin, Stuckprofile, die Terrassenpostamente und insbesondere die äußerst wichtige Begrenzungsmauer des Vorhofs wurden rekonstruiert. Die zugehörige dekorative Schmiedeeisentür, die im Keller eine Zweitverwendung gefunden hatte, kehrte wieder an ihre ursprüngliche Stelle zurück. Erforderliche Veränderungen für moderne Haustechnik, etwa im Bereich des Badezimmers, wurden substanzschonend integriert. Selbst die Überdachung des Autoabstellplatzes im seitlichen Garagenhof ordnet sich als leichte, versteckte Konstruktion dem Erscheinungsbild unter. Ein Bau, der für die Stuttgarter Architekturentwicklung des 20. Jahrhunderts ein besonders wichtiges Zeugnis darstellt, konnte so adäquat genutzt und vorbildlich saniert für die nächste Generation bewahrt werden.

Anschrift des Autors:
Dr. Gerhard Kabierske
Karlsburgstraße 5
76227 Karlsruhe

Die Zeitung für Südbaden

Baden gibt unserer Zeitung ihren Sinn, ihre Identität und ihren Platz. Wir betrachten sowohl die täglichen Ereignisse aus der ganzen Welt, aber auch die Vorkommnisse im südbadischen Land. Und das mit unbestechlicher badischer Sympathie. Tag für Tag.

Badische Zeitung

Joanna Flawia Figiel

An der Schnittstelle zwischen Jugendstil und nationaler Identitätssuche

Straßburg und Elsass um 1900

Der Kampf ums Elsass

Der französische Schriftsteller und Politiker Maurice Barrès (1862–1923) schrieb über die kulturelle Situation im Elsass: *„Das Elsass und die beiden Ufer des Rheins sind das Schlachtfeld eines ewig währenden Kampfes zwischen der germanischen und der lateinischen Zivilisation. […] Mit diesem Streit um den Besitz des Rheins steht es wie um den Kampf zwischen Sonne und Regen, der sich fortwährend wechselnd entwickelt ohne jemals einen dauerhaften Zustand zu erreichen.“*.[1] Die spezifische Situation der Kunst und Kultur in Straßburg um 1900 ist ohne die Berücksichtigung des historischen Hintergrunds nicht zu verstehen. Das Elsass war in seiner Geschichte Schauplatz mehrerer Kriege zwischen Deutschland und Frankreich. Diese führten zu einem mehrmaligen Wechsel der Staatszugehörigkeit der Bevölkerung. Als Folge des Krieges 1870/71 wurden das Elsass und Nordlothringen als *„Reichsland Elsass-Lothringen“* dem neugegründeten Deutschen Reich angegliedert. 1873 wurde der frankophile Oberbürgermeister von Straßburg von den Militärbehörden abgesetzt und der Gemeinderat aufgelöst. Der Deutsche Otto Back leitete dann als *„Bürgermeisterei-Verwalter“* und direkter Vertreter des deutschen Kaisers die städtischen Angelegenheiten bis 1906.

Die Strukturen des öffentlichen Lebens in der Stadt trugen nicht gerade zu einem

Abb. 1: Zeichnung „Und Deutschland bleibt das Herrenvolk der Welt“. Jean-Jacques Waltz (Hansi), Colmar 1912, Farblithografie. Quelle: Die Westmarken. Alldeutsche Bilder und Blaetter von Hansi, Colmar 1912. Musée Hansi, Riquewihr

Abb. 2: Titelblatt mit der satirischen Illustration „Image sans paroles“. Jean-Jaques Waltz (Hansi), Colmar 1911, Buchdruck. Quelle: Dur's Elsass politisch-satirisch Wucheblättle, 94.1911 Musée Hansi, Riquewihr

Abb. 3: Humoristische Zeichnung „Zum Teufel, kommt denn immer noch kein schwarz!". Henri Zislin, Colmar. Buchdruck. Signiert unten Links: H. Zislin. Quelle: Dur's Elsass – Humoristisch-Satirisch Wucheblättle, 5.1907, S. 2.

gedeihlichen Miteinander bei. Staatsrechtlicher Ausdruck dessen war der von Bismarck selbst formulierte *„Diktaturparagraph"*. Dieser Paragraph berechtigte die Verwaltung jederzeit zum Verbot von Versammlungen, Vereinen und Zeitungen. Die höchste Staatsgewalt lag direkt beim Reich. Der Begriff des *„Reichslandes"* verdeutlichte, dass Elsass-Lothringen nicht wie alle anderen deutschen Staaten eine eigene landesstaatliche Gewalt besaß. 1872 wurden alle Bewohner der annektierten Gebiete aufgefordert, sich für die deutsche Staatsangehörigkeit zu entscheiden oder auszuwandern. Die Folge war die Abwanderung vieler Franzosen nach Frankreich.[2] Im Gegenzug wanderten Hunderttausende so genannte Altdeutsche ins Elsass ein (Abb. 1), deren Anteil 1910 etwa ein Sechstel der Bevölkerung betrug.[3] Hinzu kam die Machtdemonstration des deutschen Militärs, das stets in Straßburg präsent war.

Für die Elsässer führten die politischen Wechsel immer wieder zu neuen Erschütterungen ihrer Loyalität, die nicht selten in scharfe persönliche Gegensätze einmündeten und in manchen Familien bis zur Entzweiung führen konnten. Das politische und gesellschaftliche Leben war lange Zeit von der Konfrontation zwischen den beiden Polen Frankreich und Deutschland geprägt. Der französische Schriftsteller und Historiker Ernest Renan (1823–1892) sprach in diesem Zusammenhang von der Nation, deren Entstehung durch eine eigene Willensentscheidung erfolgt. In seinem berühmten Vortrag an der

Abb. 4: Monatszeitschrift „Der Stürmer" hrsg. von René Schickele. Entwurf der Titelseite Georges Ritleng, Straßburg, 1902.

Sorbonne *„Qu'est-ce qu'une nation?"* im Jahre 1882 ging Renan auf die Frage nach der Berechtigung der Annexion von Elsaß-Lothringen ein. Er stellte dabei den deutschen Nationsbegriff mit seiner Berufung auf Sprache und Abstammung in Frage. Mit der Metapher *„l'existence de la nation est un plébiscite de tous les jours"* legte er seine eigene Definition der Nation als demokratische Willensgemeinschaft dar. Folglich dürfen die Elsässer selbst entscheiden, wem sie zugehören, und wenn sie sich für Frankreich entscheiden, dann ist es ihr Recht.

Das Verschmelzen oder zumindest die friedliche Begegnung zwischen den beiden Kulturgruppen – der französischen und der deutschen – war vor diesem politischen Hintergrund im Elsass erschwert. Die Versuche wurden in den weitentfernten politischen Zentren oftmals schnell disqualifiziert: in Paris als *„influence boche"* und in Berlin als *„ver-*

Abb. 5: Titelseite des Kinderbuches. Buchdruck. Quelle: Jean-Jacques Waltz: Mon village. Ceux qui n'oublient pas. Images et commentaires par l'Oncle HANSI, Paris 1913.
Musée Hansi, Riquewihr

welschter Geist". Bei den Deutschen herrschte eine fast panische Angst vor allem blau-weiß-rot Gefärbten (Kokarden, Kleidung, Blumensträuße, Abb. 8), nur um eines der vielen äußeren Zeichen dieser schwierigen Situation herauszugreifen. Die andere Seite antwortete mit Satire, Karikatur (Abb. 1–3). und dem Verspotten des Deutschen Beispielhaft hierfür ist der Karikaturist Jean-Jacques Waltz (1873–1951), besser bekannt unter dem Pseudonym Hansi (Abb. 1, 2). Für seine satirischen Zeichnungen wurde er mehrmals mit Gefängnis bestraft. Als weiterer antideutsch agierender Künstler ist Henri Zislin (1875–1958) zu erwähnen, ein hervorragender, in Wort und Bild bissig formulierender Humorist (Abb. 3). Beide haben die berühmte humoristische und satirische Wochenzeitschrift *„Dur's Elsass"* herausgegeben, die offen gegen die Germanisierung kämpfte. Genauso wie Hansi wurde auch Zislin von den Sicherheitsbehörden des Reichslandes Elsass-Lothringen mit Gefängnis und Geldbußen bestraft.

In gewisser Weise waren Teile des gesellschaftlichen Lebens doppelt organisiert: Neben den Vereinen der Einheimischen gab es die Vereine der zugewanderten Altdeutschen, zwischen denen nur wenig Austausch stattfand. Der Aufstieg der Deutschen drängte die frankophilen Familien in eine Abwehrposition und verschärfte die gesellschaftlichen Spannungen.[4]

Abb. 6: Plakat „Ausstellung von Werken junger elsässisch-lothringischen Künstler". Paul Braunagel und Henri Beecke, Straßburg. 1908, Lithografie. Signiert: BRAUNAGEL, BEECKE. Bibliothèque Nationale et Universitaire (BNU) Straßburg

Jahrhundertwende
Zeit der Annäherung

In der Zeit um 1900 veränderte sich allmählich die politische Situation im Elsass. 1902 wurde der Diktaturparagraph aufgehoben. Im Jahre 1911, also 40 Jahre nach der Annexion, beschloss der Reichstag im weiten Berlin, dass Elsass-Lothringen doch eine eigene Verfassung und einen Landtag bekommen soll. Die Selbständigkeit des politischen Zentrums Straßburg wurde geduldet. In Straßburg herrschte eine moderne städtische Sozialpolitik, die zunächst von dem Bürgermeister Otto Back und später von Rudolf Schwander angeführt wurde. Schwander war ein Linksliberaler, der sich selbst als bekennender Elsässer bezeichnete.[5]

Abb. 7: Postkarte „Ich bin ein frohes Mädchen". Jean-Jacques Waltz (Hansi), um 1900, Druck Musée Hansi, Riquewihr

Die Generation, die bereits im deutschen Elsass geboren wurde, war versöhnlicher. In den Kreisen der Kulturschaffenden wurden immer wieder die Stimmen lauter, sich mit dem vorgefundenen Status Quo zu arrangieren. Der elsässische Schriftsteller Otto Flake (1880–1963), der in Metz geboren war und in Straßburg Philosophie und Kunstgeschichte studiert hatte, konstatierte 1906: *„Was soll werden? […] Die Elsässer aus den eingesessenen Familien, die jetzt erwachsene erste Generation nach dem Kriege, sind gegenwärtig in einer entscheidenden Krise. Die Wiedervereinigung mit Frankreich ist als ernsthafte Erwägung ausgeschaltet. Die Bildung einer eigenen Nationalität nach dem Beispiel der Schweiz ist unmöglich, es bleibt nur der Anschluß an Deutschland. […] Bis das Elsaß wieder völlig ein deutsches Land geworden ist, werden noch viele Jahrzehnte vergehen; wir werden es nicht mehr erleben, aber wir haben alle die Pflicht, unser Teil zu der Versöhnung beizutragen. Als Individuen können Elsässer und Deutsche schon heute Freunde sein."*[6]

Abb. 8: Postkarte „Elsässische Kinder". Jean-Jacques Waltz (Hansi), nach 1914, Druck Musée Hansi, Riquewihr

Der Straßburger Künstler Georges Ritleng (1875–1972) war ein wichtiges Sprachrohr der Generation um 1900. Er beschäftigte sich mit der Rolle der Kunst im Elsass vor dem Hintergrund der politischen Situation. In seinem Artikel *„Die Entwickelung des Kunstgewerbes in Elsaß-Lothringen"* sah er das Elsass an der Schnittstelle zweier Kulturen positioniert, was für ihn eine Chance bedeutete, eine eigenständige elsässische Kunst zu entwickeln: *„Elsaß war zu allen Zeiten Zankapfel zweier Kulturstaaten. […] Der Elsässer hat den Kompromiß nicht gescheut, und hat die Kraft gehabt, ihn aufrecht zu erhalten, um sich von beiden Kulturen in eigenartiger und neuer Weise befruchten zu lassen. […] Durch Jahrhunderte der Tummelplatz kriegerischer Aktionen, gleichsam das Glacis, das bald nach Osten, bald nach Westen gewendet wurde, ist dieses zweisprachige Land mit seiner eigenartigen Kultur und seiner wechselvollen Vergangenheit prädestiniert, den Vermittler abzugeben zwischen Deutschland und Frankreich."*[7]

Die Generation der Jahrhundertwende hat sich in dem Dilemma, ob sie sich in Richtung Frankreich oder in Richtung Deutschland orientieren soll, für eine Mittelposition und damit für das Elsässische entschieden. Dieser Prozess war von einer Frage begleitet: Gab es bisher überhaupt so etwas wie eine eigenständige elsässische Kultur? Und wenn ja, an was kann man sie dann erkennen? Sind die Elsässer eine dritte Volksgruppe neben Deut-

Abb. 9: Glasfensterentwurf „Bäuerin". Paul Braunagel, Auguste Cammissar, Straßburg. Quelle: Illustrirte Elsässische Rundschau, 8.1906, S. 104, Druck. Signiert rechts: signiert unten rechts PB AC

Abb. 10: Exlibris für Charles Spindler. Charles Spindler, St. Léonard, 1892, Tusche und Wasserfarben auf Papier.
Privatbesitz Jean-Charles Spindler, Marqueterie d'Art Spindler, St. Léonard

schen und Franzosen? Gibt es so etwas wie ein elsässisches Bewusstsein? Wie hat man sich eine elsässische Identität in Kunst, Kultur und Literatur vorzustellen?

Eine kollektive Identität ist, besonders bei einer innerlich so gespaltenen Volksgruppe wie den Elsässern, schwer zu bestimmen. In verschiedenen Künstlerkreisen, in der Presse und in öffentlichen Gremien wurde die Frage nach der Eigenart der elsässischen Kunst aus verschiedenen Perspektiven emotional erörtert. Man sprach von elsässischer Renaissance und Identitätsfindung.[8] Interessanterweise konnten sich im Bekenntnis zum Elsässischen sowohl die Franzosen als auch die Deutschen fast auf einer Ebene treffen. Für die Franzosen war das Elsässische – das ja doch schon aus der Zeit vor der Annektierung stammte – allemal erträglicher als das Preußische. Für die Deutschen war das Elsässische auf jeden Fall politisch neutraler als das Französische.

Unter vielen elsässischen Vereinigungen, Zeitschriften und Kulturschaffenden, die sich mit der elsässischen Identitätsfindung beschäftigt haben, ist *„Der Stürmer. Monatszeitschrift für künstlerische Renaissance im Elsaß"* ein signifikantes Beispiel. Die Monatszeitschrift wurde von René Schickele (1883–1940), Otto Flake (1880–1963) und Ernst Stadler (1883–1914) im Jahre 1902 gegründet und war in die literarisch-künstlerische Bewegung *„Junges Elsass"* eingebettet, die im gesellschaftlichen Leben des Elsass eine Schlüsselrolle einnahm, unter anderem durch Kontakte zu zahlreichen Künstlern wie Georges Ritleng und Émile Schneider. Die Herausgeber der Zeitschrift setzten sich für die Werte des Bilingualismus und die vermittelnde Funktion des Elsass ein, für ein *„geistiges Elsässertum"*, wie es Schickele formulierte.[9] Die Ideen wurden in den Nachfolgezeitschriften *„Der Merker"* und *„Das neue Elsass"* fortgeführt.[10]

Die Suche nach dem elsässischen Jugendstil

Die Diskussion über die Eigenschaften der elsässischen Kultur löste gleichzeitig die Suche nach dem lokalspezifischen Jugendstil aus. Mit dem Aufkommen eines elsässischen Bewusstseins wurde der oft mit Preußens

Macht assoziierte Späthistorismus mehr und mehr in Frage gestellt. Wenn man sich die monumentalen historisierenden Repräsentationsbauten vor Augen führt, die im Auftrag von Berlin in Straßburg nach 1870/71 aus dem Boden gestampft wurden, verwundert diese Entwicklung nicht. Eine der Reaktionen auf den preußischen Historismus war die Zuwendung zum Jugendstil und zwar zu dessen heimatlicher Variante. Das aufflammende Interesse von Kulturschaffenden, Schriftstellern und Künstlern an der Volkskunst prägte die Zeit um 1900 im Elsass in einem viel stärkeren Ausmaß als in Deutschland und Frankreich. Für die Zwecke der emanzipatorischen Bestrebungen der Elsässer lag es offensichtlich nahe, sich des volkstümlichen Jugendstils zu bedienen, von dem man glaubte, die autochthonen elsässischen Elemente gefunden zu haben.

Auf der Suche nach den ikonografischen Motiven, die stellvertretend für das Elsässische stehen sollten, kamen viele Künstler auf die berühmten Kopfschleifen und volkstümlichen Trachten zurück. Solche wichtigen Künstlerpersönlichkeiten wie Hansi (Abb. 5, 7, 8), François Laskowski, Paul Braunagel, Charles Spindler (Abb. 10), Henri Beecke (Abb. 6) und Henri Zislin (Abb. 3) griffen mehrmals auf diese Volksmotive zurück. Die Elsässerin mit der Schleife wurde zu einem symbolträchtigen Exportschlager schlechthin. Mit ihr wurden die emanzipatorischen Bestrebungen sowohl gegenüber Deutschland als auch gegenüber Frankreich manifestiert. Ein gutes Beispiel für

Abb. 11: Postkarte „Land und Leute". Jeanne Hipp, Straßburg. Ausführung Druckerei L. Schwann, Düsseldorf. 1899, Lithografie. Bibliothèque Nationale et Universitaire (BNU), Straßburg

die Abgrenzung gegenüber Deutschland ist die Sondernummer der Zeitschrift *„Südwestdeutsche Rundschau"*, die unter dem Titel *„Die Elsässer"* 1901 erschien und komplett der elsässischen Kunst und Kultur gewidmet war. Deren Titelseite mit einer Elsässerin mit großer Kopfschleife entwarf Charles Spindler.[11] Gegenüber Frankreich spielte die Elsässer-Schleife auf dem Plakat für die Ausstellung elsässischer Künstler in Nancy die gleiche Rolle (1909, ebenso von Spindler entworfen). Der wohl wichtigste Vertreter der elsässischen Kunst um 1900, Charles Spindler, verwendete das Elsässerin-Motiv sogar in seinem eigenen Exlibris (Abb. 10), was eindeutig als programmatische Botschaft zu verstehen ist.

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass diese volkstümlich angehauchten Bilder

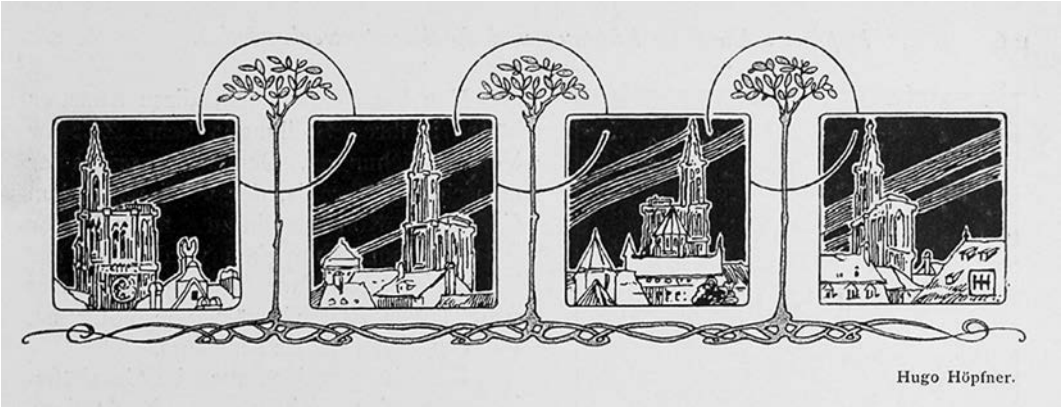


Abb. 12: Zeichnung Hugo Höpfner, Buchdruck. Signiert: Hugo Höpfner. Quelle: Das Kunstgewerbe in Elsass-Lothringen 1.1900/1901, S. 125 Bibliothèque Nationale et Universitaire (BNU), Straßburg

Abb. 13: Farbglasfenster. Auguste Cammissar, Straßburg, 1904. Bleiruten, Glas, Opaleszentglas.
Musée d'Art moderne et contemporain, Straßburg

mit Hilfe von Darstellungsmitteln des Jugendstils geschaffen wurden. Bilder von Hansi wie *„Ich bin frohes Mädchen"* (Abb. 7), *„Elsässische Kinder" (Abb. 8) und das Titelblatt des Buches „Mon village"* (Abb. 5) zeigen die für den Jugendstil typische Umwandlung der figürlichen Gestalten in Flächendarstellungen mit ornamentalen Werten.[12] Die Betonung der Kontur, die Neigung zu schablonisierten Bildmustern und die Verwendung von Lokalfarben waren klassische Stilmittel des Jugendstils. Im Plakat von Henri Beecke ist diese Vorgehensweise ebenfalls gut zu beobachten (Abb. 6), am deutlichsten in den Kopfschleifen, die als reine gemusterte Flächen erscheinen. Diese Bilder wurden schon um 1900 zu Ikonen des elsässischen Jugendstils.

Zu den weiteren beliebten ikonographischen Motiven gehörten der Storch, die Straßburger Kathedrale sowie Ansichten von elsässischen Dörfern (Abb. 16, 20, 21) und Vogesentälern (Abb. 15). Der Storch, der auch durchaus woanders anzutreffen ist, wurde von den Elsässern um 1900 zu einem wahren elsässischen Leitmotiv vereinnahmt. Er taucht als dekorative Ergänzung (Abb. 8) oder als Hauptthema auf, wie auf dem Fliesenbild von Bastian (Abb. 24) zu sehen ist. Die Soufflenheimer Keramik bediente sich der Storchmotive in vielfältiger Weise. In unzähligen Varianten ist übrigens der Storch bis heute in Soufflenheim als zentrales Dekorationselement zu sehen.

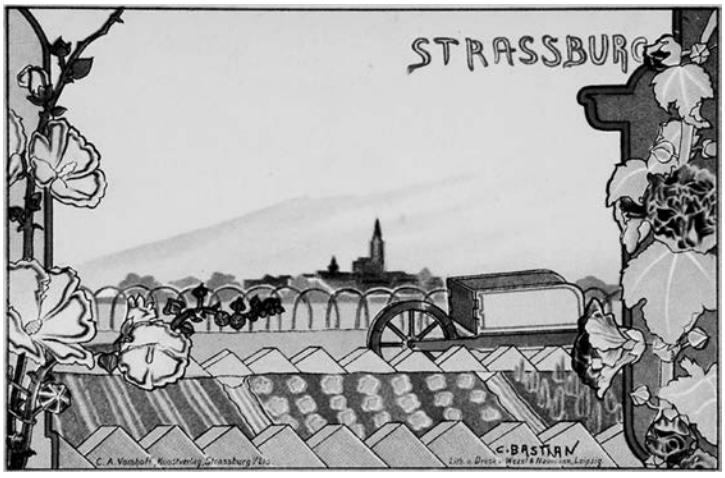


Abb. 14: Postkarte „Straßburg". Charles Bastian, Straßburg. Ausführung Kunstverlag Vomhoff, Druckerei Wezel und Naumann, Leipzig. 1898, Farblithografie. Signiert unten rechts: C. BASTIAN.
Privatbesitz Patrick Hamm

Die Straßburger Kathedrale war seit jeher ein

Abb. 15: Plakat „Le Vosgien". Jean-Jacques Waltz (Hansi), Colmar. 1912, Lithografie.
Material/Technik: Musée Hansi, Riquewihr

Abb. 16: Postkarte „Soufflenheim". Charles Bastian. Ausführung Kunstverlag A. Vomhoff, Druckerei Wezel und Naumann, Leipzig. 1898, Druck. Privatbesitz Patrick Hamm, Straßburg

beliebtes Thema, erlebte jedoch um 1900 einen wahren Boom (Abb. 8, 11, 12, 13, 14). Auf den Straßburg-Illustrationen von Hugo Höpfner (Abb. 12) und Jeanne Hipp (Abb. 11) ist eine typische Gestaltungsweise des Jugendstils zu erkennen: Durch die Motivwiederholung wurde hier ein dekorativer Fries geschaffen. Eine lineare Sehweise gekoppelt mit dem rhythmischen Parallelismus gehörten zu den ureigensten Stilmitteln des Jugendstils.

Die jugendstiligen Stadt- und Landschaftdarstellungen (Abb. 11–16, 20) zeichnen sich durch den Verzicht auf naturalistische und detailtreue Wiedergabe aus. Alle Elemente des Bildes werden der dekorativen Gesamtabsicht untergeordnet, wie man damals sagte „stilisiert". Dadurch erfolgte die Umwandlung von Natureindrücken in dekorative Flächenmuster, was man beispielsweise bei den Wolken im Plakat *„Le Vosgien"* gut sehen kann (Abb. 15). Auf diesem Bild gewinnen Konturen an Härte und Prägnanz, wodurch das Linienartige hervorgebracht wird. Auf die Farbperspektive wird weitgehend verzichtet – lediglich Lokalfarben beherrschen die Farbpalette. Oft findet die Verschiebung der Horizonte statt: Auf den Postkarten *„Souflenheim"* (Abb. 16), *„Straßburg"* (Abb. 14), *„Ich bin ein frohes Mädchen"* (Abb. 7) und *„Elsässische Kinder"* (Abb. 8) betrachtet man das Geschehen vom unteren Bildrand ohne Rücksicht auf perspektivische Verhältnisse. Auch auf die natürlichen Größenverhältnisse wird wenig Rücksicht genommen. Der überdimensioniert große Vordergrund wird wie eine Folie auf einen viel kleineren Landschaftshintergrund gelegt. Auf der Postkarte *„Land und Leute"* (Abb. 11) von Jeanne Hipp verschwindet auf diese Weise die Räumlichkeit des Bildes fast vollständig. Der Fries mit Gebäude-Silhouetten befindet sich über dem Fries mit den Köpfen. Man hat den Eindruck von einer dekorativen Anordnung oben/unten und nicht von einer perspektivistischen Anordnung vorne/hinten.

Abb. 17: Intarsienbild „Heilige mit Lilien". Charles Spindler , St. Léonard, 1899. Kiefer, Intarsie, Messing.
Jean-Charles Spindler, Marqueterie d'Art Spindler, St. Léonard

Bilanzierend lässt sich konstatieren, dass man zwar motivisch ein elsässisches Formenvokabular zu schaffen vermochte, stilistisch jedoch kein elsässischer Stil kreiert werden konnte. Man griff zu den unterschiedlichen Stilmitteln des Jugendstils, um die elsässischen Themen darzustellen.

Der Künstlerkreis von St. Léonard

Deutsche und Franzosen gleichberechtigt zusammen

Der Künstlerkreis *„Cercle de Saint Léonard"* entstand 1890 im elsässischen Ort St. Léonard und bestand aus Deutschen und Franzosen.[13] Zentrale Figur und Anführer war der in St. Léonard ansässige Charles Spindler (1865–1938). Unterstützt wurde er von dem elsässischen Schriftsteller und Maler Anselme Laugel (1851–1928). Zu den wichtigsten Mitgliedern der Gruppe gehörten: Gustave Stoskopf (1869–1944), Léon Hornecker (1864–1924), Pierre Bucher (1869–1921), Paul Braunagel (1873–1954) und die Gebrüder von Zschock. Sie hatten in den verschiedensten Kunstschulen in Paris, München, Berlin, Düsseldorf, Karlsruhe und Stuttgart studiert. Jenseits der politischen Chauvinismen gelang es diesen Künstlern, zwischen den beiden Kulturen, der deutschen und der französischen, zu vermitteln. Charles Spindler gehörte zu den Künstlern, die nach der Annexion des Elsass nicht auswanderten, sondern dort blieben. Dies führte zur Trennung von seinen Kollegen im nahe gelegenen Nancy und in

Abb. 18: Lehnstühle Stiefmütterchen und Schmetterling. Entwurf Charles Spindler 1900–1902 St. Léonard. Ausführung: Jean-Charles Spindler 2007 St. Léonard. Massiv- und Furnierholz, Eiche, Intarsien: Ebenholz, Amboina.
Badisches Landesmuseum Karlsruhe

Abb. 19: Titelblatt Charles Spindler. Unten rechts signiert C. S., Buchdruck. Quelle: Illustrirte Elsässische Rundschau, herausgegeben unter künstlerischer Leitung von Charles Spindler in St. Leonhard, 2.1903

Bibliothèque Nationale et Universitaire (BNU), Straßburg

Abb. 20: Kunstverglasung „Frühling – Weißenburg in der Blütezeit". Entwurf und Ausführung August Cammissar, Straßburg, 1901. Bleiverglasung, Opalescentglas, signiert unten rechts „AC".

Musée d'Art Moderne et Contemporain de Strasbourg

Frankreich. Er konnte sich an den großen Ausstellungen nur innerhalb der deutschen Sektion beteiligen. So wurden seine Werke auf der Weltausstellung 1900 in Paris im Raum der süddeutschen Kunst, auf der Ersten Internationalen Ausstellung für Dekorative Kunst 1902 in Turin im Raum von Elsass-Lothringen ausgestellt. Spindler organisierte als Antwort auf diese Zuordnung einen elsässischen Raum in eigener Regie.[14]

Der universelle Künstler, der in verschiedenen Bereichen der Kunst zuhause war, machte sich in erster Linie als Marketerie-Künstler einen Namen. Seine berühmten Marketerie-Bilder fehlten auf keiner der internationalen Ausstellungen und gelten heute als Inbegriff des elsässischen Jugendstils. Der aktive Künstler war auch einer der Gründer der zweisprachigen Zeitschrift *„Revue Alsacienne Illustrée / Illustrirte Elsässische Rundschau"*. Die Gründungsmitglieder waren zugleich die wichtigsten Redakteure der ersten Ausgaben, wobei jeder in der Sprache seiner Wahl schrieb. Auf Elsässisch berichtete Gustave Stoskopf vom *„Elsässischen Theater"* und von elsässischen Persönlichkeiten. Französisch waren die von Anselme Laugel beigesteuerten Künstlerbiographien, Deutsch die von Spindler stammenden Beschreibungen von Gebräuchen. Jede Ausgabe enthielt hochwertige Farblithographien der Werke regionaler Künstler. Nach 1901, als Pierre Bucher die Leitung übernahm und er Maurice Barrès dort einführte, bekam die Illustrirte Elsässische Rundschau eine politischere Ausrichtung. Ferdinand Dollinger schrieb: *„Wir glauben an das Bestehen und die Lebendigkeit einer elsässischen Kultur. Die Geographen haben unserem Land Elsass und seinem Klima eine eigene Individualität zugesprochen, die unser Temperament und unseren Charakter prägt […] Unsere Kultur unterscheidet sich von der französischen und deutschen Kultur, wobei sie durch beide bereichert ist."*[15]

Abb. 21: Menükarte. Henri Loux, Straßburg, Buchdruck. Quelle: A. Seyboth: L'Alsace à Table, in: Illustrirte Elsässische Rundschau, 6, 1904, S. 53

Abb. 22: Menükarte vom 23. September 1899 anlässlich des 20sten Treffens des Kunschthaafe. Charles Spindler, St. Léonard. 1899, Zeichnung, Aquarell.
Jean-Charles Spindler, Marqueterie d'Art Spindler, St. Léonard

Künstlerzirkel „Kunschthaafe"

Ort der Reflexion über Kunst und Leben

Die zweite Künstlervereinigung, die sich selbst *„Kunschthaafe"* (Kochtopf der Kunst) taufte, ist mit ihrer Zielrichtung mit dem *„Cercle de Saint Léonard"* vergleichbar. Die Hauptakteure der Gruppe waren die Maler Léon Hornecker (1864–1924) und Joseph Sattler (1867–1931), der Schriftsteller und Maler Gustave Stoskopf (1869–1944) und der Bildhauer Alfred Marzolff (1867–1936).[16] Der Kochtopf verkörperte symbolisch die Ziele der Künstlergruppe: Als Symbol für *„Kochtopf der Kunst"*, in dem neue Ideen gebraut werden. Mit den deutschen und französischen Ingredienzen gewürzt, sollte eine neue elsässische Kunst und Kultur entstehen. Die Künstler trafen sich jedoch nicht nur, um über Kunst zu reden, sondern auch, um zusammen zu speisen und die elsässische Küche zu zelebrieren. Zu jedem der Treffen entwarf einer der anwesenden Künstler eine künstlerisch gestaltete Menükarte. Noch heute geben diese Karten eine kulturgeschichtlich interessante Auskunft über das, was man um 1900 in Elsass gegessen und welche Weine man dazu getrunken hatte.

Es ist fast unmöglich, alle Teilnehmer der geselligen Zusammenkünfte des *„Kunschthaafe"* ausfindig zu machen. Es ist anzunehmen, dass etwa 40 Personen in Verbindung mit der Künstlergruppe standen. Der Kern der Gruppe bestand aus den bildenden Künstlern, es gehörten jedoch auch Industrielle, Politiker, Schriftsteller, Dichter, Schauspieler und Kulturschaffende aller Art dazu. Zu den künstlerischen Gattungen, die durch die Teilnehmer repräsentiert wurden, gehörten Keramik, Goldschmiede, Email, Aquarell, Zeichnung, Pastellmalerei, Malerei, Skulptur, Architektur, Marqueterie, Musik, etc. Eine solche Konzentration von Kulturschaffenden erklärt sich durch die Aufgabe, die sich der Zirkel gegeben hatte: Die Schaffung einer elsässisch geprägten, künst-

Abb. 23: Objekt: Menü für „Bratwurstglöckle" von Gastwirt Holzmann, Straßburg. Paul Braunagel, Straßburg. 1900, Farblithografie auf Karton.
Privatbesitz Patrick Hamm, Straßburg

lerischen Heimat, losgelöst von der Abhängigkeit von Frankreich, jedoch durchaus frankophil; nicht ablehnend gegenüber den ästhetischen Einflüssen aus Deutschland, jedoch immer wachsam gegen die Germanisierung des Denkens.[17] Neben einigen Deutschen gab es hier viele Franzosen. Da jedoch die meisten Franzosen in Deutschland studiert hatten und das Land kannten, konnten sie zwischen der Politik des Landes und den Absichten der einzelnen Menschen unterscheiden.

Das Lieblingsmotiv in der Kunst der Mitglieder der Künstlergruppe war natürlich der Kochtopf selbst. Auf der Menükarte von Spindler wird er von Lilien flankiert (Abb. 22). Lilien als Zeichen der Verbundenheit mit Frankreich tauchten in vielen elsässischen Bildern um 1900 auf – so zum Beispiel auf der Menükarte von Braunagel (Abb. 23) oder auf dem Intarsienbild *„Heilige mit Lilien"* (Abb. 17) von Spindler. Das Intarsienbild stellt wohl die Äbtissin Odilie dar, die als die Schutzpatronin des Elsass und des Augenlichtes verehrt wurde.

Künstlervereinigung „bey St. Nicolaus" und „Kunstsalon Grombach" in Strassburg

Im Jahre 1901 bildeten einige elsässische Künstler auf Anregung von Émile Schneider (1873–1933) den Künstlerkreis *„bey St. Nicolaus"*. Sie trafen sich regelmäßig in dem elsässischen Ort St. Nicolaus und beim Bildhauer Hippolyte Grombach in Straßburg. Dort entstand die Idee ein Ausstellungshaus zu gründen, das tatsächlich unter dem Namen *„Kunstsalon Grombach"* realisiert wurde. Die Künstlervereinigung war keine geschlossene Gesellschaft. Vorurteilslos strebte sie an, jede Strömung zu Wort kommen zu lassen. Der *„Kunstsalon Grombach"* wurde so zu einer Plattform für verschiedene elsässische Künstler, die auch anderen Kreisen angehörten. Zum Beispiel gehörte der aktive Künstler Ritleng drei Künstlervereinigungen an (Kunschthaafe, Kreis St. Léonard und Kunstsalon Grombach) und war ein wichtiges Verbindungsglied im

Abb. 24: Fliesenbild „Storchennest". Charles Bastian, Straßburg. 1895–1905, Steinzeug, glasiert, Holzrahmen. Signiert oben links: „C B".
Privatbesitz Jean und Jacques Bastian, Straßburg

Abb. 25: Vase. Léon Elchinger, Soufflenheim. Ausführung Elchinger Fils, Soufflenheim. Um 1905, Irdengut, gedreht, Engobe, Bleiglasur. Bezeichnung braun geschrieben: 1838.
Privatbesitz

künstlerischen Leben des Elsass. Als weitere Mitglieder der Gruppe sind solche Maler wie Henri Beecke (1877–1954), Adolphe Graeser (1879–1959), Lucien Blumer (1871–1947), sowie die Gebrüder Matthis (Dichter in elsässischer Mundart) zu erwähnen. Durch freundschaftliche Kontakte und einen intellektuellen Austausch war der *„Kunstsalon Grombach"* auch mit dem Kreis um den *„Stürmer"* verbunden.

Die Kunstgewerbeschule Strassburg

Die 1890 gegründete Städtische Kunstgewerbeschule war mit ihrem innovativen Lehrprogramm eine der frühesten Keimzellen des Jugendstils am Oberrhein. Der erste Leiter der Schule Anton Seder (1850–1916) stand der neuen Formensprache sehr aufgeschlossen gegenüber und stellte, anders als Hermann Götz in der Karlsruher Kunstgewerbeschule, schon sehr früh Weichen für den Jugendstil. Seder erhielt in München, seinem Geburtsort, eine Ausbildung als Architekt, Bildhauer und Dekorateur. Er war Autor zahlreicher Vorlagewerke, wie *„Die Pflanze in Kunst und Gewerbe"* oder *„Das Thier in der dekorativen Kunst"*, in denen er den Übergang vom Historismus zum Jugendstil vollzog (Abb. 27). Mit diesen sehr populären Musterbüchern sorgte er für die Verbreitung der Jugendstilästhetik schon seit der Mitte der 1890er Jahre. Seders pädagogische Vorgehensweise brach bewusst mit dem Akademismus und den tradierten Lehrmethoden. Die reformatorischen Bestrebungen machten die Straßburger Kunstgewerbeschule überregional bekannt und zogen um 1900 eine große Zahl von Studenten an[18]. 1908

Abb. 26: Postkarte. Emile Schneider, Straßburg. Ausführung Druckerei vorm. Dusch, Straßburg. 1900, Farblithografie. Signiert oben links: E.S.
Privatbesitz Patrick Hamm, Straßburg

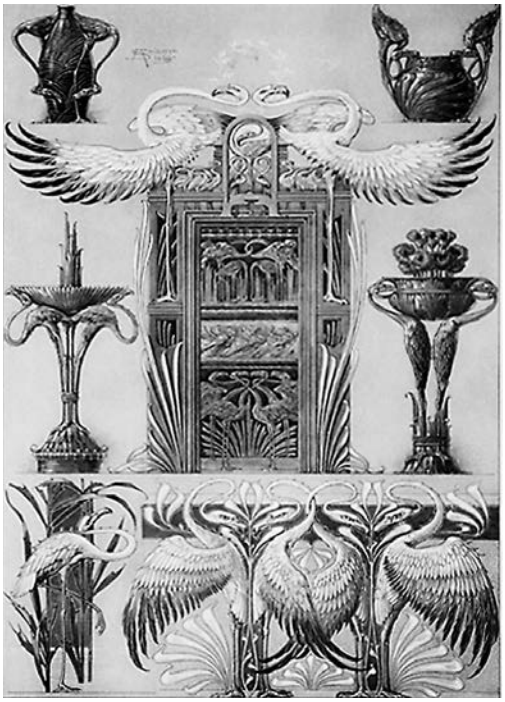


Abb. 27: Musterblatt „Das Thier Nr. 23". Anton Seder. 1895, Farblithografie, Golddruck, Buchdruck. Signiert A. Seder 1899. Quelle: Anton Seder: Das Thier in der decorativen Kunst, Wien 1896 (bis 1900 wurde die Mappe mit Einzelblättern ergänzt)
Stadtarchiv Pforzheim

berichtete Seder, dass seine Einrichtung *„eine der höchsten Schüleranzahlen unter allen Kunstgewerbeschulen in Deutschland"* aufweise.[19] Georges Ritleng würdigte die Bedeutung der Schule auf folgende Weise: *„Der Straßburger Kunstgewerbeschule gebührt das Verdienst, die erste in Deutschland gewesen zu sein, die mit dem Kopieren alter Stile gänzlich brach, um am Studium der Natur neue Formen für die Erfordernisse der jetzigen Zeit zu gewinnen. Diesem radikalen Mittel, in seiner Einfachheit an das Ei des Kolumbus erinnernd, verdankt Seder, ihr Gründer, den Ruf seiner Schule, der weit über die Grenzen des Elsass geht."*[20]

Dieser ausgesprochen modernen und viel versprechenden Institution wurde die geographische und politische Lage zum bedauernswerten Verhängnis. In Deutschland galt sie als geographisch zu entlegen und künstlerisch zu sehr am Rande des Kunstgeschehens. Für Frankreich endete die französische Kunst in Nancy. So blieb der Wirkungskreis dieses durchaus innovativen Jugendstilzentrums lokal begrenzt, wohl bemerkt ohne eigenes Verschulden. Ohne eigenes Parlament, ohne eigene politische Kraft und ohne eigenständige Beteiligung an deutschen und internationalen Ausstellungen war es für Straßburg offensichtlich schwer, sich im Kunstgeschehen Deutschlands zu etablieren. Aus der heutigen Perspektive muss man dies bedauern. Es fanden zwar wechselseitige Besuche bei den zu beiden Seiten des Rheins organisierten Ausstellungen statt; und es gab persönliche Kontakte – zum Beispiel über Charles Spindler oder Joseph Sattler. Dennoch fand keine übergreifende Zusammenarbeit zwischen den beiden Kunstgewerbeschulen in Straßburg und Karlsruhe statt. Der Fluss war wohl neben der geographischen auch eine psychologische Grenze. Hinzu kommt, dass auch einige frankophile Kräfte vor Ort leider die Kunstgewerbeschule ablehnten, weil sie

angeblich deutsche Interessen vertrat. Obwohl zahlreiche Professoren wie Joseph Sattler, Auguste Cammissar, Léon Hornecker, Alfred Marzolff und Émile Schneider durchaus im Kunstgeschehen des Elsass verankert und Mitglieder der Gruppen Saint-Léonard, Kunschthaafe und im Kunstsalon Grombach waren, wurde die Schule beschuldigt *„die zur Eindeutschung der regionalen Kunst notwendige Zucht bewilligt zu haben, unter dem heuchlerischen Vorwand einer modernen Neuorganisation"*[21]. Auch die verteidigenden Worte von Charles Spindler, konnten nur wenig an der schwierigen Situation ändern. Spindler bekräftigte: *„Viele Menschen bezeichnen jeden neuen Versuch im Kunstgewerbe als ‚boche', obwohl er von Künstlern stammt, die sich nicht von der anderen Seite des Rheins inspirieren ließen."*[22]

Die schwierige Lage an der Schnittstelle zweier Kulturen zeigte sich in aller Deutlichkeit in der 1908 in Straßburg organisierten Ausstellung *„L'École de Nancy"*. Eine Ausstellungsrezension geschrieben vom Maler Henri Beecke verursachte starke nationale Spannungen. Beecke kritisierte die übermäßige Dekoration der Schule von Nancy und deren Neigung zum Floralen.[23] Als positives Gegenbeispiel nannte Beecke das deutsche Kunstgewerbe, bei dem ein Bezug zwischen klaren Flächen und einer Konstruktion von makelloser Logik bestehe. Dieser Artikel löste eine Lawine an Reaktionen aus, weil man in dieser Formulierung eine Übertragung der politischen Denkweise auf eine Frage der Kunst zu erkennen glaubte. Denn jede Kritik der Künstler aus Nancy schien ein Beweis für eine Germanisierung zu sein.[24] Die Kontroverse um die Ausstellung der Schule von Nancy hatte gleichzeitig noch einen anderen Aspekt: Die elsässischen und durchaus frankophilen Künstler wandten sich ebenfalls gegen die Ausstellung. Sie sahen in der Ausstellung, die ausschließlich den Künstlern aus Nancy gewidmet war, eine „Untreue" gegenüber dem Elsass und eine Herabsetzung der Bemühungen der elsässischen Künstler.[25]

Wie sehr das kulturelle Leben politisiert werden konnte, zeigt sich in der Argumentation, die die Organisatoren der Ausstellung moderner französischer Kunst benutzten, um Rodin 1907 für das Kommen nach Straßburg zu gewinnen: *„Nicht hierher zu kommen würde bedeuten, uns dem Sarkasmus unserer Herren auszusetzen, sie annehmen und äußern zu lassen, daß Frankreich zum Elsaß keine herzlichen Beziehungen mehr hat, an die wir uns doch so gerne erinnern. […] Das käme einer Katastrophe gleich und würde den Sinn unserer künstlerischen Manifestation in Frage stellen."*[26] Die Ausstellung moderner französischer Kunst wurde von der *„Gesellschaft der Kunstfreunde Straßburgs"* vorangetrieben, die offen eine frankophile Position bezog. Im Gegengewicht zu ihren Aktivitäten stand der deutschlandfreundliche *„Straßburger Kunstverein"*, der eine stärkere Anbindung der elsässischen Künstler an Deutschland anstrebte.[27] Der *„Straßburger Verein"* sprach sich offen gegen die Einladung der französischen Künstler aus, was die Situation noch zusätzlich verschärfte.[28]

Die nationale Widersprüchlichkeit im Kunstgeschehen fand also nicht nur in der Tätigkeit der Kunstgewerbeschule, sondern auch in vielen anderen Kunstinstitutionen in Straßburg statt.

Schlussbemerkung

Vom heimatlichen bis zum internationalen Jugendstil

Gleichzeitig mit dem volkstümlich angehauchten Jugendstil setzte sich im Elsass jedoch auch ein internationaler Jugendstil durch. Denn das Streben nach Innovation, das dem Jugendstil doch so immanent ist, musste früher oder später zur Abkehr von der Tradition und den in ihr verankerten volkstümlichen Elementen führen. Und so gelangte der elsässische Jugendstil auf dem Weg zur autochtonen „Einzigartigkeit" doch zu einem internationalen Jugendstil, ob er nun französischer oder deutscher Prägung war. Der Dualismus zwischen dem Heimatlichen und Internationalen, der sich im elsässischen Jugendstil kenntlich machte, ist eine der charakteristischsten Erscheinungen in der elsässischen Kunst um 1900.

Motivisch gesehen vertreten die elsässischen Künstler eine Bandbreite, die sich

zwischen dem heimatlicheren, traditionellen Formgut und dem mondänen Jugendstil bewegt. So tauchen neben den bäuerlichen Mädchen auch mondäne Damen mit Wespentaille auf.

Die stilistische Spannweite des Jugendstils ist dabei besonders groß, denn das Elsass konnte von seiner geographischen Lage profitieren. Sie reicht vom strengsten geometrischen Formvokabular bis zu überschwänglichsten floralen Ausdrucksmitteln. Die Kunstsprache von Émile Schneider kann stellvertretend für den Jugendstil Pariser Prägung genannt werden. Den Gegenpol stellt die Plakatkunst des Schülers der Kunstgewerbeschule, Erwin Gadomski, dar, in der etwas vom Pathos des deutschen Jugendstils sichtbar wird. Die Metallkunst von Philipp Oberle, der Professor an der Kunstgewerbeschule war, stand mit ihren ausgewogenen, oft symmetrischen Formen dem deutschen Jugendstil nahe, zum Beispiel dem klassizierenden Jugendstil von Peter Behrens.

Das Oeuvre eines Künstlers kann gleichzeitig die gegensätzlichen Pole in sich vereinen. Charles Spindler reizt auf der einen Seite das französisch geprägte florale Vokabular bis zum Äußersten aus. Auf der anderen Seite stehen seine kubischen, schweren Möbel, die stilistisch in der Nähe von Curjel & Moser, Hermann Billing oder Max Laeuger anzusiedeln sind. In den Lehnstühlen von Spindler vereint sich die Welt des dekorativen Jugendstils und der bäuerlichen Möbel. Solche Brettstühle mit geschnitzten Stuhllehnen waren links und rechts des Rheins im bäuerlichen Milieu sehr verbreitet. Durch die Verschmelzung von bäuerlichen Formen mit den jugendstiligen Marketeriebildern entstand hier eine elsässische Variante des Art Nouveau.

Eine enorme Skala innerhalb des eigenen Oeuvres zeichnet auch Hansi aus. Typisch jugendstilig ist seine berühmte *„Dame mit Iris“*. Einige seine Zeichnungen, die politisch motiviert sind, verzichten dagegen auf die Stilisierung des Jugendstils und bedienen sich einer realistischen Darstellungsweise.

Léon Elchinger verwendete in seiner Keramik traditionelle Soufflenheimer Engobenmuster und schuf gleichzeitig keramische Werke, die einen höchst innovativen Jugendstil repräsentieren. Während die Soufflenheimer Muster stilistisch eindeutig als elsässisch zu erkennen sind, sind seine experimentellen, oft mit Lüsterglasuren versehenen Werke geographisch nicht zuzuordnen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass sowohl im Hinblick auf die Chronologie als auch auf die Dynamik der neuen Bewegung Straßburg im Kunstgeschehen am Oberrhein ganz vorne steht. Die politisch und psychologisch motivierte Suche nach einer selbständigen, typisch elsässischen Formensprache löste in Straßburg eine ausgesprochen kreative Eigendynamik aus. Straßburg befand sich an der Schnittstelle des deutschen und französischen Jugendstils und hat dementsprechend mannigfaltige Werke hervorgebracht.

Anmerkungen

1 Barrès Aussage aus dem Jahr 1902 zitiert nach: Zeev Sternhell: Maurice Barrès et le nationalisme français, Paris 2000, S. 366.
2 Stefan Fisch: Das Elsass im deutschen Kaiserreich (1870/71–1918), in: Michael Erbe (Hrsg.): Das Elsass. Historische Landschaft im Wandel der Zeiten, Stuttgart 2002, S. 125, 134.
3 Susanne Tschirner: Elsaß, Köln 1998, S. 45.
4 Stefan Fisch: Das Elsass im deutschen Kaiserreich (1870/71–1918), in: Michael Erbe (Hrsg.): Das Elsass. Historische Landschaft im Wandel der Zeiten, Stuttgart 2002, S. 126.
5 Stefan Fisch: La Grande Percée, in: Strasbourg 1900, naissance d'une capitale, Strasbourg 2000, S. 242.
6 Otto Flake: Straßburg und das Elsaß, Straßburg 1906, S. 85.
7 Georges Ritleng: Die Entwickelung des Kunstgewerbes in Elsaß-Lothringen seit 1870, in: Kunstgewerbeblatt N. F. 18.1907, S. 217.
8 Mehr zu diesem Thema siehe: François Igersheim: Das Elsass um 1900. Die elsässische Renaissance, in: Joanna Flawia Figiel: Jugendstil am Oberrhein. Kunst und Leben ohne Grenzen, Ausst. Kat., Karlsruhe 2009, S. 147–153.
9 Mehr zu diesem Thema: Christophe Didier: Die Brüder Matthis und das literarische Leben des Reichslandes Elsass-Lothringen, in: François Pétry und Christophe Didier: Le monde fraternel d'Albert et d'Adolphe Matthis. Strasbourg et l'Alsace de 1890 à 1940, Straßburg 2006, S. 35–36.
10 Mehr zu diesem Thema: Jean-Louis Elloy und Christophe Didier: Ein schwieriges Erwachen. Der neue Geist und die nationale Problematik am Beispiel der Presse im Reichsland Elsass-Lothringen, in: Joanna Flawia Figiel: Jugendstil am Oberrhein. Kunst und Leben ohne Grenzen, Ausst. Kat. Karlsruhe 2009, S. 28–36.
11 Ebd. S. 33.

12 Mehr zu dem Künstler Hansi: Christane Peltre: Weit mehr als Kirchtürme und Weinberge, in: Joanna Flawia Figiel: Jugendstil am Oberrhein. Kunst und Leben ohne Grenzen, Ausst. Kat., Karlsruhe 2009, S. 177–180.
13 Mehr zu diesem Thema: Etienne Martin: Charles Spindler und der Kreis von St. Léonard. Regionalismus und Moderne um 1900 im Elsass, in: Joanna Flawia Figiel: Jugendstil am Oberrhein. Kunst und Leben ohne Grenzen, Ausst. Kat., Karlsruhe 2009, S. 164–169.
14 Bernd Krimmel: Charles Spindler, Ausst.-Kat., Darmstadt 1984, S. 9–10.
15 Ferdinand Dollinger: Le problème alsacien et la littérature, in: Elsässische Illustrirte Rundschau, 5.1903, S. 79.
16 Mehr zu Kunschthaafe siehe: Arnaud Weber: Der „Kunschthaafe". Schmelztiegel der elsässischen Kultur, in: Joanna Flawia Figiel: Jugendstil am Oberrhein. Kunst und Leben ohne Grenzen, Ausst.-Kat. Karlsruhe 2009, S. 170–176.
17 Arnaud Weber: Le Kunsschthafe, creuset de la culture alsacienne, in: Strasburg 1900 – naissance d'une capitale, Strasbourg 2000, S. 136–141.
18 Jean Claude Richez: Aux origines de l' école des arts décoratifs. Les malentendus de la modernité, in: Strasbourg 1900 – naissance d'une capitale, Strasbourg 2000, S. 98–107.
19 Verwaltungsbericht 1890–1899, zitiert nach: Jean Claude Richez: Aux origines de l' école des arts décoratifs. Les malentendus de la modernité, in: Strasbourg 1900 – naissance d'une capitale, Strasbourg 2000, S. 100.
20 Georges Ritleng: Die Entwickelung des Kunstgewerbes in Elsaß-Lothringen seit 1870, in: Kunstgewerbeblatt N. F. 18.1907, S. 224.
21 Émile Schneider, zitiert nach: Jean Claude Richez: Aux origines de l' école des arts décoratifs. Les malentendus de la modernité, in: Strasbourg 1900 – naissance d'une capitale, Strasbourg 2000, S. 105.
22 Charles Spindler, in : AMS, IV 274/1512, zitiert nach: Jean-Claude Richez: Aux origines de l'école des arts décoratifs. Les malentendus de la modernité, in: Strasbourg 1900 – naissance d'une capitale, Strasbourg 2000, S. 105.
23 Die Kritik erschien in der Strassburger Post vom 15. März 1908; hier zititert nach: Alexandre Tourscher: Strasbourg-Nancy – autour de l'exposition de l'école de Nancy en 1908, in: Strasbourg 1900 – naissance d'une capitale, Strasbourg 2000, S. 143–144.
24 Alexandre Tourscher: Strasbourg-Nancy – autour de l'exposition de l'ecole de Nancy en 1908, S. 144.
25 Ebda. S. 145.
26 Zitiert nach: Antoinette Le Normand-Romain: Rodin à l'Exposition d'art français contemporain (Strasbourg, 1907), in: Strasbourg 1900 – naissance d'une capitale, Strasbourg 2000, S. 65.
27 Étienne Martin: Charles Spindler et le cercle de Saint-Léonard. Régionalisme et modernité, in: Strasbourg 1900 – naissance d'une capitale, Strasbourg 2000, S. 92.
28 Antoinette Le Normand-Romain: Rodin à l'Exposition d'art français contemporain (Strasbourg, 1907), in: Strasbourg 1900 – naissance d'une capitale, Strasbourg 2000, S. 64.

Anschrift der Autorin:
Dr. Joanna Flawia Figiel
Badisches Landesmuseum
76131 Karlsruhe

Badisches Landesmuseum Karlsruhe (Hrsg.)
Jugendstil am Oberrhein
Kunst und Leben ohne Grenzen

Museumsausgabe vergriffen –
gebundene Ausgabe im Buchhandel noch erhältlich

376 Seiten, 380 Farbabb., 24,5 x 28 cm, geb.
39,90 € ❧ ISBN 978-3-7650-8510-9

www.gbraun-buchverlag.de G.BRAUN BUCHVERLAG

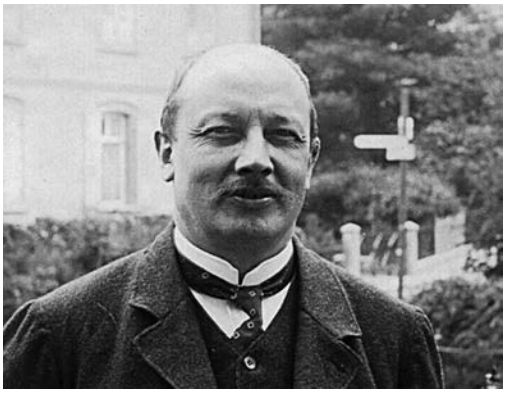
Brigitte Heck

„Alter Krust und wertloser Kram“

Wie vor 100 Jahren die „Sammlung Spiegelhalder“ die Karlsruher Museumsszene beeindruckte

„Wir leben in einem hastigen Zeitalter. Umwälzungen, welche früher Decennien und Jahrhunderte brauchten, gehen heutzutage in Monaten vor sich, und kaum hat der Zeitgenosse oft die nötige Muße, zu bemerken, daß sich um ihn her etwas anders gestaltet hat. Gerade in dieser nämlichen schnellebigen Zeit hat sich der geschichtliche Sinn […] mächtig entwickelt und entfaltet“[1]. Obwohl nahezu 110 Jahre alt, scheint diese Feststellung und das Erleben eines sich beschleunigenden Alltags auch unsere Gegenwart treffend zu beschreiben. Sie trifft die Mentalität und Stimmung jener Zeit, in der um 1890 der Lenzkircher Kaufmann Oskar Spiegelhalder begann, im Schwarzwald Alltagsgegenstände seiner Vergangenheit zu sammeln. *„[…] Ich war bald als eine Art von Halbnarr bekannt. Denn das was ich kaufte, betrachtete man als alten Krust und wertlosen Kram“*[2] notierte er selbst dazu. Noch waren wachsende Müllberge als Folgen der modernen Konsumgesellschaft nicht sichtbar, jedoch stapelten sich in den Speichern der Menschen bereits jene Dinge, die außer Gebrauch gekommen waren. Ein Paradies für Sammler jeglicher Couleur, und einer ihrer Großen war Oskar Spiegelhalder aus Lenzkirch. Am 9. 10. 1909 kaufte der badische Staat seine „zweite Schwarzwaldsammlung“, und auf dieses Ereignis lohnt es sich aus vielerlei Gründen zurückzublicken – nicht zuletzt, weil es viele Bezüge zur Entstehungsgeschichte jenes Vereins gibt, dessen hundertstes Jubiläum 2009 ebenfalls gefeiert wird, des „Landesvereins Badische Heimat e. V.“ Auch die Person Oskar Spiegelhalders selbst verknüpft sich mit der Geschichte der „Badischen Heimat“, war er 1909 doch eines ihrer Gründungsmitglieder. Spiegelhalder war passionierter Volkskundler und damit Anhänger einer Wissenschaft und eines Tätigkeitsfeldes, dem sich auch die „Badische Heimat“ verschrieb: der Sicherung, Erforschung und Darstellung historischer Alltagskultur.

Die Gründung des „Landesvereins Badische Heimat“ wurde durch eine breite bürgerliche Heimat(schutz)bewegung begünstigt[3] und geschah im weitesten Sinn in „denkmalpflegerischer“ Absicht. In diesem Umfeld waren auch Frage- und Aufgabenstellungen sowie Arbeitsweisen der neuen Disziplin Volkskunde bedeutungsvoll, die sich im Großherzogtum Baden schon früh universitär installiert hatte. 1893 wurde neben diesem universitären Prozess auch institutionell ein wichtiges Fundament gelegt, auf dem die „Badische Heimat“ später aufbauen konnte: Den Freiburger Germanisten und Hochschulprofessoren Elard Hugo Meyer[4], Fridrich Pfaff und Friedrich Kluge gelang in diesem Jahr die Gründung der „Vereinigung für Volkskunde in Baden“. Sie schufen damit



Oskar Spiegelhalder. Stadtarchiv Villingen-Schwenningen, Nachlass Spiegelhalder 2.42.1 Nr. 42, Ausschnitt.

eine Wissenschafts- und Publikationsplattform[5], vor allem aber auch ein Experimentierfeld moderner Feldforschung, bei dem sie sich der neuesten statistischen Mittel bedienten. So konzipierte die „Vereinigung“ den „Fragebogen zur Volkskunde in Baden“ und führte damit 1894/95 eine wegweisende Massenbefragung nach rezenter Folklore und Sachkultur durch. Die Befunde dieser ersten Umfrage großen Stils im deutschen Reich bündelte Elard Hugo Meyer 1900 schließlich zu seiner Dokumentation „Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert“. Akribisch genau schilderte er darin den Status Quo der vorindustriellen, bäuerlich-

Werbeplakat für die „Dritte Schwarzwaldsammlung“ Spiegelhalders in Lenzkirch. Stadtarchiv Villingen-Schwenningen, Nachlass Spiegelhalder 2.42.1 Nr. 46.

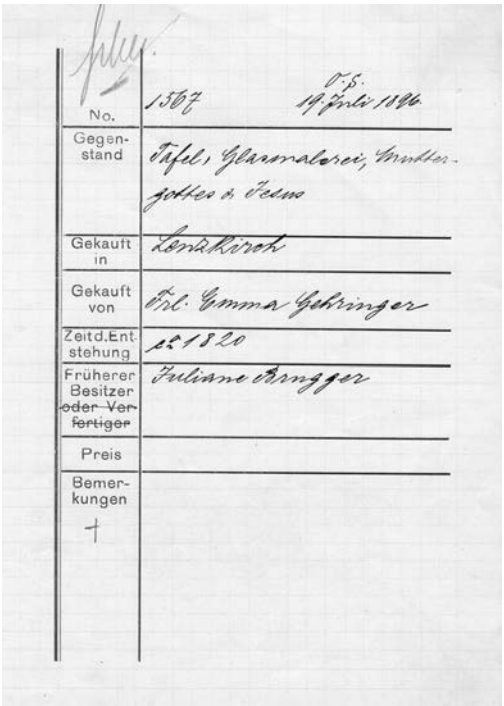
handwerklichen Kultur und lieferte damit einen reichen Fundus für nachfolgende Orts- und Regionalstudien. Die „Vereinigung für Volkskunde in Baden“ als akademische Keimzelle fand bald ihre konsequente Erweiterung in breite Bevölkerungsschichten hinein. Am 24. 7. 1904 ging sie im neugegründeten „Badischen Verein für Volkskunde“ auf, der wiederum am 1. 1. 1909 mit dem 1908 gegründeten „Badischen Verein für ländliche Wohlfahrtspflege und Heimatschutz“ zum Gesamtverein „Badische Heimat. Verein für Volkskunde, ländliche Wohlfahrtspflege und Heimatschutz“ fusionierte. Bereits am 4. 7. 1909 wurde Oskar Spiegelhalder in dessen „Arbeitsausschuss für Volkskunde“ gewählt[6]. Dies war Spiegelhalders zweites exponiertes Ehrenamt, nachdem er bereits 1899 im Bereich der staatlichen Denkmalpflege zum „Pfleger für Kunst- und Altertumsdenkmäler des Amtsbezirks Neustadt“ ernannt worden war. Doch wer war dieser bis dato nur Insidern bekannte Kaufmann aus Lenzkirch?

Oskar Spiegelhalder (1864–1925) wurde 1864 in einer alteingesessenen Lenzkircher Familie geboren, die ihren Wohlstand dem wirtschaftlichen Aufstieg Lenzkirchs zu einem der Zentren der Schwarzwälder Uhrenindustrie verdankte. Bereits sein Vater hatte in der 1851 gegründeten Lenzkircher Uhrenfabrik als Aufsichtsrats- und Direktionsmitglied für familiären Wohlstand gesorgt. Dieser schien den beruflichen Werdegang des Sohnes vorzugeben, und tatsächlich machte auch Oskar Spiegelhalder seinen Weg in der Lenzkircher Uhrenfabrik. Seine außergewöhnliche Karriere schuldete er Flexibilität, Fleiß und großer Zähigkeit. Nach zweijähriger Handelsschule in Stuttgart und während der vierjährigen kaufmännischen Lehrzeit in London und Paris hatte sich Spiegelhalder jene weltmännische Lebensart zugelegt, die 1886 nach seinem Eintritt in die Lenzkircher Uhrenfabrik („Aktiengesellschaft für Uhrenfabrikation“) die Grundlage dafür schuf, in den kommenden 22 Jahren deren Außenvertretung für Mittel- und Osteuropa zu leiten. Das Lenzkircher Unternehmen war Marktführer im Deutschen Reich und Spiegelhalder einer seiner erfolgreichsten Propagandisten. Von 1893 bis 1909 agierte er als Vorstandsmitglied der Lenzkircher Uhrenfabrik AG, von 1908 bis 1909 gar als deren Direktor. In kurzer Zeit war Spiegelhalder durch Beteiligungen und Anlagen zu einem großen Vermögen gelangt, und zu diesem außerordentlichen beruflichen Erfolg gesellte sich bald auch jener als Kunst- und Altertümersammler.

Es waren die vielen beruflichen Auslandsaufenthalte, welche Spiegelhalder dazu genutzt hatte, die damals neueste Museumsszene zu studieren – jene der völkerkundlichen und volkskundlichen Museen. Was er dort ausgestellt sah, vorindustrielle Trachten, ländliches Mobiliar und Gerät sowie traditionelle Handwerkszeugnisse, sprach ihn in besonderer Weise an, beobachtete er doch – selbst Frontmann der Industrialisierung – zu Hause im Hochschwarzwald einen dramatischen Wandel

der Alltagskultur. *„Ich sah und staunte, fasste aber auch sofort die Idee, für unsere Gegend die volkstümlichen Gegenstände weiter zu sammeln“*[7] beschrieb er im Nachhinein diesen Moment. Der Besuch des Berliner „Museum(s) für Deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes“ im Jahr 1890[8] war Initial für eine eigene volkskundliche Sammeltätigkeit, und diese nahm Spiegelhalder auf der Grundlage seiner beruflichen Erfahrung überaus professionell in Angriff. Gemeinsam mit Eduard Fürderer, einem persönlichen Vertrauten und Arbeiter der Lenzkircher Uhrenfabrik, begann Spiegelhalder die Ortschaften der ehemals Fürstlich Fürstenbergischen Herrschaft Lenzkirch systematisch abzusuchen. War Eduard Fürderer werktags für Spiegelhalder tätig, so kümmerte sich dieser selbst sonntags um die Erweiterung seiner Sammlung. Dieses arbeitsteilige Vorgehen optimierte Spiegelhalder seit 1896 zu einem Korrespondentenverfahren mit mehreren für ihn tätigen Agenten, denen jeweils ein bestimmter Bezirk zugewiesen wurde.[9] Auffällig ist dabei Spiegelhalders für seine Zeit ungewöhnliches und fast modern anmutendes Interesse an der heute so genannten „oral history“, der persönlich berichteten Lebensgeschichte eines Menschen und der Dinge, die ihn umgaben. Neben seiner Geschäftstüchtigkeit zeichnete Spiegelhalder als Sammler vor allem das Talent aus, die Menschen seiner Region von sich und seinem Anliegen zu überzeugen. Eine Fähigkeit, die Richard Wossidlo aus eigener Erfahrung[10] als notwendigste Voraussetzung für ein erfolgreiches Sammeln bezeichnete: *„Und was am meisten Gewähr für seinen (des Sammlers, d. A.) Erfolg bietet, das wird ihm kein anderer geben können: eine glückliche Anlage, mit Leuten jeglichen Standes zu verkehren und eine unbezwingliche Liebe zur Sache werden nun einmal immer sein bestes Rüstzeug sein“.*[11]

Informationen, die Spiegelhalder im Verlauf seiner Sammeltätigkeit von Gewährsleuten, bzw. von den Verkäufern erhielt, sowie auch Quellen anderer Art[12] verarbeitete er ergänzend zu den Informationen, die ihm die Fachliteratur bot.[13] Letztere studierte er kenntnisreich und stand mit vielen Fachvertretern auch in engem Gedankenaustausch.

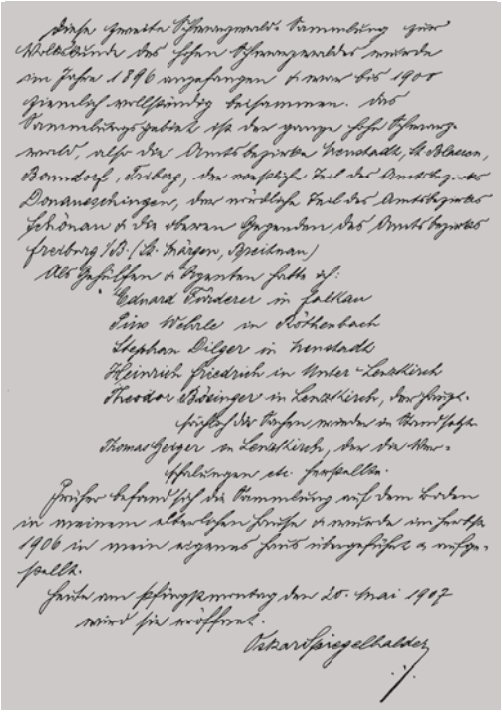


No.	1567 O.S. 19 Juli 1896
Gegenstand	Tafel, Glasmalerei, Muttergottes & Jesus
Gekauft in	Lenzkirch
Gekauft von	Frl. Emma Gehringer
Zeit d. Entstehung	c. 1820
Früherer Besitzer ~~oder Verfertiger~~	Juliane Gengger
Preis	
Bemerkungen	+

Originalkarte von Oskar Spiegelhalder, die er 1909 gemeinsam mit seiner Sammlung nach Karlsruhe verkaufte. Bei der Übernahme in öffentlichen Besitz wurde die Zählnummer Spiegelhalders mit einem Sp davor versehen, so dass dieses Objekt heute die „alphanumerische“ Inventar-Nummer Sp 1567 trägt.

Spiegelhalder nannte seine Sammeltätigkeit *„praktische Volkskunde“*[14], was sich im Sinn von „Feldforschung“ durchaus mit dem Selbstverständnis vieler Volkskundler seiner Zeit deckte. So mit dem Eduard Hoffmann-Krayers, der 1897 die mehr literaturwissenschaftliche „Folklore“ von der „eigentlichen Volkskunde“ trennte, unter der er in der praktischen Anwendung die Sachkulturforschung verstand.[15]

Oskar Spiegelhalder war mit den Großen seines Fachs vernetzt, sein Sammeln war offensiv und dominant. Er gehörte einer Sammlergeneration an, der auch der Archäologe Robert Forrer (1866–1947)[16] aus Straßburg und der Zoologe Oskar Kling (1851–1926)[17] aus Frankfurt zuzurechnen sind und die die volkskundliche Museumsszene nicht nur im süddeutschen Raum nachhaltig prägte. Spiegelhalder warb mit modernen Werbetechniken wie einer zweisprachigen Plakatierung für die Besichtigung seiner



Aus dem Fremdenbuch der 1909 nach Karlsruhe verkauften „Zweiten Schwarzwaldsammlung". Stadtarchiv Villingen-Schwenningen, Nachlass Spiegelhalder 2.42.1. Nr. 1, 2. Seite.

„Schwarzwaldsammlung", solange diese in seinem Wohnhaus auch für Touristen zugänglich war[18], und er betrieb Bildungsarbeit in weitestem Sinn: Er hielt mit missionarischem Eifer, aber durchaus auch mit viel wirtschafts- und sozialhistorischem Gespür, Vorträge über die Schwarzwälder Uhrmacherei und Glasbläserei und publizierte diese Ausführungen anschließend.

In seiner Sammeltätigkeit verfolgte Spiegelhalder von Beginn an drei Prinzipien: Die jeweilige Sammlung war lokal beschränkt auf den südöstlichen Hochschwarzwald und die Baar, sie war chronologisch beschränkt auf das 18. und die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts und Spiegelhalder verfolgte eine vollständige und systematische Erfassung aller Erscheinungsformen ländlichen Lebens, wobei verschiedene Gegenstände und Objektgruppen in mehrfacher Ausführung erworben wurden. Dies sollte eine didaktisch sinnvolle Präsentation in synchronen und diachronen Strukturen ermöglichen. Es konnte also z. B. eine Lenzkircher Frauenkappe im Kontext der historischen Entwicklung der Kopfbedeckung allgemein gezeigt werden und gleichzeitig vergleichend zu Hauben dieser Zeit aus anderen Ortschaften. Nach dem Vorbild der besichtigten Museen wurden die gesammelten Objekte von Spiegelhalder auf standardisierten Karteikarten möglichst präzise inventarisiert und von ihm meist ergänzend fotografiert.[19] So entsprach sein Vorgehen auf dem Gebiet des Sammelns und der Museologie genau dem Entwicklungsstand der Zeit.

Von 1889 bis zu seinem Tod 1925 sammelte Oskar Spiegelhalder etwa 9900 volkskundliche Objekte. Den Großteil davon komprimierte er in drei geschlossenen „Schwarzwaldsammlungen", verkaufte jedoch kleinere Konvolute auch an Museen in Berlin, Nürnberg und München sowie an diverse Kunsthändler. Die drei „Schwarzwaldsammlungen" gelangten in öffentlichen Besitz großer städtischer Museen mit überregionaler Ausstrahlung und in die Zentrale des Großherzogtums Baden, nach Karlsruhe. Seine „erste Schwarzwaldsammlung" von 1225 Objekten verkaufte er 1896 an die Stadt Freiburg, bzw. deren Augustinermuseum. Um den Verkauf seiner „dritten Schwarzwaldsammlung" verhandelte er bis zu seinem Tod. Schließlich ging sie 1929 unter staatlicher finanzieller Beteiligung in den Besitz der Stadt Villingen und deren Franziskanermuseum über.

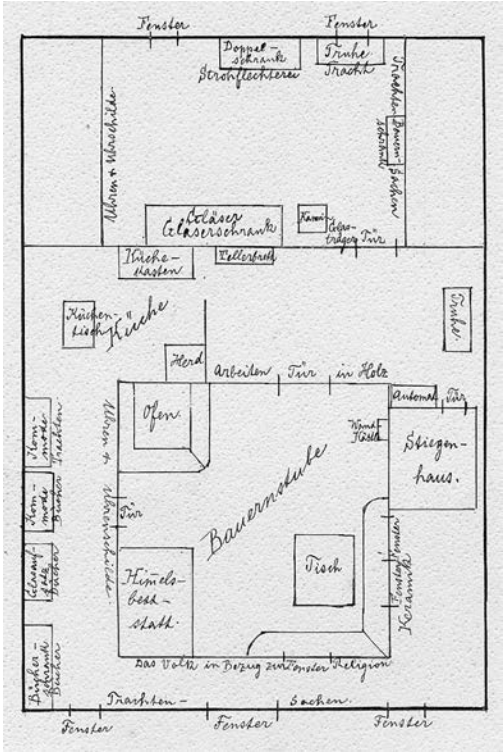
Die nach 1909 nach Karlsruhe verkaufte „zweite Schwarzwaldsammlung" trug er ab 1896 zusammen und verkaufte sie nach eineinhalb Jahre andauernden Verhandlungen am 9. Oktober 1909 für 33 000 Mark an den badischen Staat, bzw. die „Großherzogliche Sammlung für Altertums- und Völkerkunde" in Karlsruhe[20]. Die Sammlung, die er als seine bis dato „beste und reichste"[21] ansah, enthielt zwischen 1342[22], 1389[23] und 1470[24] Exponate und wurde von Max Wingenroth, Direktor der Städtischen Sammlungen Freiburg, im Auftrag des badischen Staates begutachtet und abgenommen. Nach Ankauf machte sie den Hauptteil der volkskundliche Abteilung „Badische Trachten und Hausgeräte" in den „Vereinigten Sammlungen" Karlsruhe aus und erweiterte den zuvor vor allem durch die Maler Johann

Werbepostkarte des neu gegründeten Badischen Landesmuseums aus dem Jahr 1920 mit der Uhrmacherwerkstatt der Sammlung Spiegelhalder

Baptist Tuttiné und Georg Maria Eckert angelegten volkskundlichen Museumsbesitz erheblich.

Spiegelhalder selbst gliederte seine zweite Schwarzwaldsammlung in mehrere Objektgruppen und Themenbereiche: Zum Bereich „A. Volkstracht“[25], der etwa 280 Exponate umfasste, gehörten 6 komplette Trachten aus der Zeit von 1775–1825: darunter je eine männliche und weibliche Kinder- und Erwachsenentracht, sowie ca. 250 Trachtenteile, die durch 17 Volkstrachtenabbildungen ergänzt wurden und die Entwicklung der Volkstracht im Hochschwarzwald dokumentieren sollten. Wie aus dem Kaufdatum der Inventarkarten ersichtlich, wurde der Trachtenbereich fast ausschließlich in den Jahren 1896–98 zusammengestellt. Dies lässt vermuten, dass Spiegelhalder ganz gezielt bestimmte Objektgruppen sammelte bzw. vervollständigte. Davon abgesehen, lassen sich wegen der intensiven beruflichen Reisetätigkeit Spiegelhalders ohnehin regelrechte „Kaufschübe“ feststellen. Trotz der großen Zahl an Helfern, die ihm zur Verfügung standen, trug Spiegelhalder selbst etwa 80% dieser „zweiten Schwarzwaldsammlung“ zusammen.[26] Der Bereich „B. Wohnungseinrichtung“ umfasste ca. 325 Exponate, darunter je eine komplette Küche und „Bauernstube“ (Mitte des 18. Jahrhunderts). Spiegelhalders Aufstellungsplan von dieser Schwarzwaldsammlung ist zu entnehmen, dass er die Bauernstube samt Wänden und Vertäfelung im Zentrum des Dachbodens errichtet hatte, wobei man durch sie hindurchgehen konnte. Um diese herum sowie in einem anschließenden Raum hatte er sowohl das Kücheninterieur als auch alle andern Sachgruppen der Sammlung aufgestellt.

Viele der „Bauernmöbel“ dienten dabei als „Vitrinen“. Zum Bereich „Wohnungseinrichtung“ gehörten des weiteren die bereits angesprochenen „Bauernmöbel“, diverse Holzarbeiten sowie die Objektgruppe „Beleuchtung“. Anhand dieser dokumentierte Spiegelhalder die verschiedenen im Schwarzwald bis ins 20. Jahrhundert hinein gebräuchlichen Beleuchtungstechniken. Etwa 100 Exponate umfasste der Bereich „C. Das Volk im Bezug zur Religion“, der „Votivtafeln, Prozessionsschilder, Sterbetafeln, Amulette, Kerzen, Heiligenbilder, Ölberge, Sympathiesachen etc.“[27] ent-



Stellplan der „Zweiten Schwarzwaldsammlung", wie sie bis 1909 in Lenzkirch gezeigt wurde. Stadtarchiv Villingen-Schwenningen, Nachlass Spiegelhalder 2.42.1 Nr. 9, Ausschnitt.

hielt. Die nachfolgenden Bereiche „D. Hausfleiß", „E. Hafnerarbeiten", „F. Volksindustrien des hohen Schwarzwalds" und „G. Kleine Hausindustrien", die zusammen etwa 650 Exponate enthielten, trugen der „Volkskunst"-Diskussion Rechnung, die gerade im Anlagezeitraum dieser „zweiten Schwarzwaldsammlung" in der Volkskunde massiv einsetzte. Denn Spiegelhalder trennte diesen zweiten, wirtschaftsgeschichtlichen Block seiner Sammlung in spezifische Sachgruppen, was in seiner „ersten Schwarzwaldsammlung" so dezidiert noch nicht der Fall war. So wurde dem Bereich „D. Hausfleiß", im Sinn der Güterproduktion einer autarken Hauswirtschaft[28], die Spinnerei und Stoffdruckerei zugeordnet. Im Gegensatz dazu ordnete Spiegelhalder im Sinn von „Verlagsindustrie"[29] dem Bereich „G. Kleine Hausindustrien" die Strohflechterei, Schneflerei und (Hinter)Glasmalerei zu. Neben den Endprodukten sammelte Spiegelhalder hierbei, wie in allen handwerklichen Bereichen, das entsprechende Arbeitsgerät, vielfältige Muster und Gegenstände des Handels mit diesen Produkten. Dies gilt insbesondere für den Bereich „F. Volksindustrien des hohen Schwarzwalds", mit 470 Exponaten der eigentliche Kern der „zweiten Schwarzwaldsammlung". Er zerfiel in zwei Teile. Zum einen in die Glasmacherei, die Spiegelhalder durch Gemälde und Grafiken (Innen- und Außenansichten von Glashütten, Glasbläser bei der Arbeit …), Produkte verschiedener Glashütten und durch den Glashandel dokumentierte und zum andern in die Uhrmacherei.

Gerade der Präsentation der Uhrmacherei widmete Spiegelhalder in der „zweiten Schwarzwaldsammlung" große Sorgfalt und mit ihr setzte er in Museumskreisen Maßstäbe. Die Uhrensammlung dokumentierte die technische Entwicklung der Schwarzwälder Uhrenfabrikation von der frühen Waaguhr des ausgehenden 17. Jahrhunderts bis zur „Bahnhäusleuhr" der 1850er Jahre unter Berücksichtigung ihrer typologischen Vielfalt. Ergänzend wurde die Entwicklung der Schildmalerei in einer separaten Uhrschildsammlung (Papier-, Lack-, Blech- und Porzellanschilde) und anhand mehrerer Originalzeichnungen und Entwürfe dargestellt. Eine typologische Sammlung von Uhrenbestandteilen (Gewichte, Pendel, Ketten) sowie eine komplette Uhrmacherwerkstätte (erstes Drittel des 19. Jahrhunderts) ergänzten die beiden ersten Teilbereiche. Abgerundet wurde auch der Bereich Uhrmacherei durch die Dokumentation des Uhrenhandels.

Nach kurzer Lagerzeit in den „Vereinigten Sammlungen" wurde Spiegelhalders „zweite Schwarzwaldsammlung" auf Veranlassung von Karl Hoffacker, Direktor des großherzoglichen Kunstgewerbemuseums[30], im März 1910 in die Volkskunstabteilung des Kunstgewerbemuseums überführt und dort am 21. Oktober 1912 dauerhaft aufgestellt.[31] Infolge der Errichtung des Badischen Landesmuseums, das am 24. Juli 1921 im ehemaligen Residenzschloss eröffnet wurde, waren die Bestände beider Museen, der „Vereinigten Sammlungen" wie des Kunstgewerbemuseums wieder vereinigt worden. Noch heute bildet die „Spiegel-

halder-Sammlung“ einen der renommiertesten Bestandteile der volkskundlichen Sammlung des Badischen Landesmuseums Karlsruhe und wurde vor allem der Uhrensammlung wegen weithin bekannt.

Oskar Spiegelhalder sammelte Relikte, die zu materiellen Versatzstücken eines kollektiven Gedächtnisses wurden. In Denkmal versessener Zeit war er der richtige Mann am richtigen Ort: Spiegelhalder war eine schillernde, exponierte Persönlichkeit und beabsichtigte durch sein Handeln den von ihm gesammelten Dingen ein Denkmal zu setzen. Ebenso zielgerichtet hob er damit natürlich auch sich selbst auf den Sockel und betrieb schon zu Lebzeiten durch breite Streuung von Berichten über sich und seine Sammlungen „prämortalen Ahnenkult“. Er war ein „Platzhirsch“ und in übertragenem Sinn „Platz-Besetzer“, der in seiner Omnipräsenz kaum Raum lies für private oder öffentliche Konkurrenz. Dieses Problem der Prädominanz lässt sich kurioser Weise auch auf den musealen Umgang mit seinen Sammlungen übertragen. Die von Spiegelhalder erfassten Möbel, Trachten, bäuerlichen Geräte, Volkskunstgegenstände und Zeugnisse der verschiedenen Hausgewerbe, Heimindustrien und Manufakturen liefern herausragende und rare sachhistorische Quellenbelege, die lange kaum durch adäquate eigene volkskundliche Erwerbungen der öffentlichen Museen im Großherzogtum Baden ergänzt und erweitert wurden. So warfen Spiegelhalder und seine Sammlungen in jenen Museen, die von ihm kauften, lange Schatten, und erst die breiten Lücken, die der Zweite Weltkrieg auch in die Sammlungen der Museen riss, bot – so makaber dies klingen mag – Gelegenheit zur wertenden Rückschau und materiellem Neubeginn.

Die Statik einer Sammlung verschleiert den gesellschaftlichen Wandel, der sich in den Veränderungsprozessen der materiellen Kultur tatsächlich widerspiegeln würde. Was aus diesem breiten Fluss der Dinge ausgewählt und präsentiert wird, ist ein jeweils nur kleiner Ausschnitt und nicht immer *pars pro toto*. So sind Sammlungen Projektionsflächen bestimmter Wahrnehmungs- und Selbstdarstellungsmuster und keineswegs signifikanter Spiegel der Zeit, sondern signifikant für die bildungsbürgerliche Mentalität ihrer Entstehungszeit.

Anmerkungen

1 Bührer, Karl: Was sammelt man? Wie sollen wir sammeln? In: Der Sammler. Illustrierte Fachzeitschrift für die Gesamtangelegenheiten des Sammelwesens. N. F., Nr. 1, 1890, S. 189.

2 Aus: Spiegelhalder, Oskar: Trachten und Hausindustrie des hohen Schwarzwaldes insbesondere der ehemaligen fürstlich-fürstenbergischen Herrschaft Lenzkirch. Vortrag vom 31. 1. 1898 im „Breisgau-Verein Schau-in’s-Land“. Typoskript und Manuskript des Vortrags befinden sich im Augustinermuseum Freiburg, Dokumentationsmaterial zur Sammlung Oskar Spiegelhalders.

3 Der 1904 gegründete „Bund Heimatschutz“ bot den institutionellen und nationalen Rahmen dieser Bewegung. Sein Initiator, Ernst Rudorff, gab ihr mit seiner 1897 erschienen Schrift „Heimatschutz“ ersten Ausdruck.

4 1894 würdigte Elard Hugo Meyer die Sammeltätigkeit und volkskundliche Arbeit Spiegelhalders und begünstigte damit erheblich die Verhandlungen zum Verkauf der ersten „Schwarzwaldsammlung“ an die Stadt Freiburg.

5 Zuvor war die ab 1873 erschienene Zeitschrift „Alemannia“ als „Zeitschrift der Gesellschaft für Geschichtskunde zu Freiburg“ (so wurde sie ab 1899 benannt) das wichtigste Forum für volkskundliche Publikationen.

6 Aufgeführt im Mitgliederverzeichnis des „Badischen Verein(s) für Volkskunde“, in: „Blätter des Badischen Vereins für Volkskunde“, Heft 2, 1906, als Nr. 205. Die Mitgliedschaft in der „Badischen Heimat“ ist aufgeführt im Mitgliederverzeichnis des „Verein(s) Badische Heimat“, in: „Mein Heimatland“, Heft 1, 1914.

7 Aus: Spiegelhalder, Oskar: Trachten und Hausindustrie des hohen Schwarzwaldes. 1898.

8 „Nachdem ich zufällig die Sammlung des Vereins für deutsche Volkstrachten und Hauseinrichtungsgegenstände in Berlin kennen lernte, fing ich an systematisch zu sammeln“. In: Manuskript „Schwarzwald-Sammlung von Oskar Spiegelhalder in Lenzkirch“, Stadtarchiv Villingen, Sign.: 2.42.1-1.

9 Als Agenten seien Eduard Fürderer aus Falkau, Pius Wehrle aus Rötenbach, Stefan Dilger aus Neustadt und Heinz/Heinrich Friedrich aus Unter-Lenzkirch für Spiegelhalder tätig gewesen. Daneben standen ihm Theodor Bösinger und Thomas Geiger aus Lenzkirch, sowie vermutlich Joseph Maier aus Neustadt, Eugen Messmer und Karl Schmid aus Löffingen für Reparatur- und Restaurierungsarbeiten zur Verfügung. Aus den Käufer-Angaben der Spiegelhalderschen Inventarkarten geht jedoch hervor, dass Spiegelhalder trotz der vielen Helfer die meisten Exponate selbst erwarb.

10 Die volkskundliche Sammlung Richard Wossidlos wurde wie die Spiegelhalders durch das Berliner Museum angeregt. Sie ist in den „Mitteilungen aus dem Verein der Königlichen Sammlungen für

deutsche Volkskunde“, Bd. 2, Heft 3, 1905, S. 92 beschrieben.

11 Wossidlo, Richard: Über die Technik des Sammelns volkstümlicher Überlieferungen. In: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 16. Jg., 1906, S. 2.

12 Etwa Bildquellen wie Votivbilder und Familienbildnisse zur Rekonstruktion bestimmter historischer Trachten des Schwarzwaldes.

13 Siehe dazu Wossidlo, Richard: Über die Technik des Sammelns volkskundlicher Überlieferungen, S. 11: „Die Hilfe eines solchen Vermittlers aus dem Volke selbst kann der Sammler gar nicht hoch genug schätzen“.

14 „Während ich nun so sammelte und mit Land und Leuten vertraut wurde, also praktische Volkskunde trieb, holte ich mir Theorie und Anregung auf meinen weiten Geschäftsreisen“. In: Spiegelhalder, Oskar: Trachten und Hausindustrie des hohen Schwarzwalds. 1898.

15 Hoffmann-Krayer, Eduard: Zur Einführung. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 1. Jg., 1897.

16 Bernadette Schnitzler: Robert Forrer (1866–1947). Archéologue, écrivain et antiquaire. Strasbourg 1999. Robert Forrer (1866–1947). In: Encyclopédie de l’Alsace, Vol. 5. Strasbourg 1983, S. 3106–3109.

17 Claudia Selheim: Die Entdeckung der Tracht um 1900: Die Sammlung Oskar Kling zur ländlichen Kleidung im Germanischen Nationalmuseum. Nürnberg 2005.

18 Die nach Karlsruhe verkaufte „zweite Schwarzwaldsammlung“ etwa war laut Spiegelhalders „Fremdenbuch“ von 20. Mai 1907 bis 19. Oktober 1909 in seinem Lenzkircher Haus ausgestellt.

19 Zu diesem dokumentarischen Zweck besaß und nutzte Spiegelhalder eine Plattenkamera, die sich heute im Besitz des Franziskanermuseums Villingen befindet. Zeitgenössische Fachliteratur zur Bedeutung der Fotografie als Mittel der Dokumentation: Haberland, Michael: Die Photographie im Dienste der Volkskunde. In: Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Bd. 2, Jg. 1896, S. 183–186.

20 Kaufvertrag und Inventar in: Generallandesarchiv Karlsruhe, nachfolgend GLAK abgekürzt, Sign.: 440 – Zug. 1984 – Nr. 88 – Fasz. 32.

21 Manuskript „Schwarzwald-Sammlung von Oskar Spiegelhalder in Lenzkirch“ – Stadtarchiv Villingen, Sign.: 2.42.1-1.

22 Spiegelhalders Angaben im Inventar des Kaufvertrages, GLAK, Sign.: 440 – Zug. 1984 – Nr. 88 – Fasz. 32.

23 Zahl der im Badischen Landesmuseum Karlsruhe vorhandenen Inventarkarten Spiegelhalders.

24 Zahl, die Max Wingenroth zur „zweiten Schwarzwaldsammlung“ in seinem Gutachten über die „dritte Schwarzwaldsammlung“ nennt, Stadtarchiv Freiburg, Sign.: C 3-237-1.

25 Die nachfolgend wiedergegebene Systematisierung ist Oskar Spiegelhalders Angaben im Inventar des Kaufvertrags entnommen. GLAK, Sign.: 440 – Zug. 1984 – Nr. 88 – Fasz. 32.

26 Zumindest erwecken die Angaben des Aufkäufers auf den Spiegelhalder’schen Inventarkarten diesen Eindruck.

27 Angaben Spiegelhalders im Kaufvertragsinventar, GLAK Sign.: 440 – Zug. 1984 – Nr. 88 – Fasz. 32.

28 Riegl, Alois: Volkskunst, Hausfleiß, Hausindustrie. Berlin 1894, S. 8.

29 Ebd., S. 64.

30 Brief Hoffackers vom 24. 9. 1910 in: GLAK, Sign.: 440 – Zug. 1984 – Nr. 88 – Fasz. 32.

31 Brief Hoffackers vom 17. 3. 1910 in: GLAK, Sign.: 440 – Zug. 1984 – Nr. 88 – Fasz. 32.

Literatur

Adamczyk, Raimund: Oskar Spiegelhalder 1864–1925. Villingen-Schwenningen 1989.

Albert, Peter: Die Schwarzwaldsammlung von Oskar Spiegelhalder in Lenzkirch. Zwei Jahrhunderte Schwarzwälder Hausindustrie und Volksleben. Freiburg 1909.

Auer, Anita und Krämer, Reinhold: Mit den Augen des Sammlers. Die Schwarzwaldsammlung Oskar Spiegelhalders. Villingen-Schwenningen 2000.

Heck, Brigitte: Zur Entstehungsgeschichte volkskundlicher Sammlungen. Oskar Spiegelhalder und sein Beitrag zur Museologie. Unveröffentlichte Magisterarbeit. Freiburg 1989.

Heck, Brigitte: „Krippenstapels“ Leidenschaft. Bemerkungen zum Sammeln. In: Bayerische Blätter für Volkskunde, NF 8/9, Würzburg 2006/07, S. 240–246.

Spiegelhalder, Oskar: Die Glasindustrie auf dem Schwarzwald. In: Mitteilungen des Vereins der Königlichen Sammlung für deutsche Volkskunde zu Berlin, Bd. 3, Heft 1, 1908, S. 37–47. Auch in: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 18. Jg., 1908, S. 267–277.

Spiegelhalder, Oskar: Trachten und Hausindustrie des hohen Schwarzwaldes insbesondere der ehemaligen fürstlich fürstenbergischen Herrschaft Lenzkirch. Vortrag vom 31. 1. 1898 im „Breisgau-Verein Schau-in’s-Land“. Typoskript und Manuskript des Vortrags befinden sich im Augustinermuseum Freiburg, Dokumentationsmaterial zur Sammlung Oskar Spiegelhalders.

Spiegelhalder, Oskar: Vorbemerkung zu August Meitzens „Über die Uhrenindustrie des Schwarzwaldes“. In: Alemannia, N. F. Bd. 1, 1900, S. 1–6.

Spiegelhalder, Oskar: Rezension von Loth, Hermann: „Die Uhrenindustrie im badischen Schwarzwald“, Leipzig 1899. In: Alemannia, 27. Jg., 1899, S. 300–301.

Anschrift der Autorin:
Brigitte Heck M.A.
Badisches Landesmuseum Karlsruhe
Schloss
Schlossbezirk 10
76131 Karlsruhe

Hermann Althaus

Das Freiburger Augustinermuseum vor der Wiedereröffnung

Der erste Bauabschnitt soll im Februar 2010 fertig sein – Teilumzug nach Frankfurt

Nach mehrjähriger Planung und Umbauzeit steht das Freiburger Augustinermuseum Anfang des kommenden Jahres (2010) vor der Wiedereröffnung. Damit kann nach Fertigstellung des 1. Bauabschnitts das Museum mit der Fülle der mittelalterlichen Exponate und Gemälde des 19. Jahrhunderts wieder der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Diese werden in der **ehemaligen Klosterkirche** einen neuen Platz finden. Das **alte Konventsgebäude** dagegen soll anschließend in zwei weiteren Bauabschnitten saniert werden. Im vergangenen Juli, beim Augustinertag, konnten sich viele Schaulustige vom Baufortschritt überzeugen und die Umgestaltung des ehemaligen Kirchengebäudes begutachten.

Seit längerer Zeit ist das aus der Mitte des 13. Jahrhunderts stammende hohe Klostergebäude in Freiburgs Innenstadt eingerüstet, mit Bauzaun versehen und durch einen „Staubmantel" den Blicken entzogen. Dahinter allerdings gestalten das Architektenbüro Christoph Mäckler und die Architektin Christine Paarmann-Steinmetz vom städtischen Gebäudemanagement das moderne Augustinermuseum, ein Mittelpunkt für die Kulturlandschaft im Südwesten unserer Region. Dank der Unterstützung durch das Land Baden-Württemberg, die Landesstiftung BAWÜ und die Erzdiözese Freiburg sowie einer beispiellosen Initiative des Kuratoriums „Augustinermuseum Freiburg" und des bürgerschaftlichen Engagements konnte das große Projekt des Umbaus in Angriff genommen werden.

Das Augustinerkloster: eine wechselvolle Geschichte[1]

Augustinereremiten siedelten sich in Freiburg bereits Mitte des 13. Jahrhunderts an, wenige Jahre nach der Gründung des Ordens in Italien, einer Gemeinschaft, die sich in Mitteleuropa schnell ausbreitete. In Freiburg hat Graf Egino II. im Jahre 1278 eine Ansiedlung auch dieses Bettelordens gefördert, vielleicht in der Hoffnung. weitere Seelsorger,

Das alte Augustinerkloster Mit freundl. Genehmigung des Freiburger Stadtarchivs

Das Kloster im „Staubmantel“ Foto: Althaus

Jugenderzieher und Lehrer zu finden. Auf dem lang gestreckten Grundstück zwischen Salzstraße und Stadtmauer entstanden bis ins 14. Jahrhundert hinein eine spätgotische Kirche und ein durch einen Kreuzgang mit ihr verbundener Konventstrakt. Schon 1299 weihte der Bischof von Straßburg die erste Kirche ein, in der Chorraum und Kirchentrakt durch einen Lettner getrennt waren. Unter den (später insgesamt) 18 verschiedenen Ordensgemeinschaften Freiburgs dürfte die Anlage des Augustinereremitenkonvents eine der ältesten in Freiburg sein, wie archäologische Funde im Zuge der Bauarbeiten nachgewiesen haben.

Die Augustinereremiten-Mönche sind unter anderem als Professoren an der Freiburger Universität tätig gewesen, sie wirkten als Prediger und Missionare im Freiburger Umland. Anfang des 18. Jahrhundert wurde ihre Kirche „modernisiert“ und im barocken Stil erneuert. Aber bereits 1784 verfügte Josef II. auch, dass der Orden die Seelsorge in der neu geschaffenen 2. Stadtpfarrei St. Martin übernehmen solle und mit den dort angesiedelten Franziskanern die Gebäude zu tauschen habe. So ziehen also die Franziskaner im Augustinerkloster ein. Die weiteren Maßnahmen im Zuge der Säkularisation spüren auch die Freiburger: der Augustinerkonvent wird vom Badischen Großherzog 1810 aufgelöst, die Konventualen erhalten entweder eine Rente oder werden eingesetzt als Weltpriester. Das ehemalige Augustinerkloster verbleibt aber auch nur bis 1821 den Franziskanern, es soll, so überlegt man, als Ordinariat – also Verwaltung – für das neu entstehende Erzbistum Freiburg (1827) dienen; dann aber erwirbt es doch die städtische „Beurbarungsgesellschaft“, die darin eine Kaserne oder einen Pulvervorrat einzurichten vorschlägt. Schließlich bemüht sich die Kirche um das Gebäude und versteigert das Inventar, doch zum Ende erwirbt die Stadt Freiburg das Kloster. Jetzt nehmen die Pläne des Kreisbaumeisters Christoph Arnold Gestalt an: Die Klosterkirche wird 1823 ein Theatersaal. Das entspricht dem gewachsenen Interesse der „gehobenen“ und gewachsenen Gesellschaft Freiburgs nach kulturell anspruchsvollerem Ambiente.

Das Kloster als Theater (außen)
Mit freundl. Genehmigung des Stadtarchivs

Die profanierte Eremitenkirche: ein Theatersaal Innen

Mit Genehmigung des Stadtarchivs

Die Kirche der Augustiner: ein Theatersaal

Wenig später ist es soweit. Schon 1823 können die Wandertheater und freien Compagnien aus dem Saal des „Kornhauses“ ausziehen und das „Augustiner-Theater“ eröffnen. 750 Personen haben darin Platz, aber das kulturelle Interesse scheint größer zu sein, zumal auch die Landgemeinden einbezogen werden wollen. Schon 1845/46 erweitert der Architekt G. J. Schneider das Theater auf 1200 Plätze dadurch, dass er Galerien einziehen lässt. 1866 betreibt die Stadt Freiburg das eigene Theater, eines der ersten städtischen Bühnen in Deutschland – aber – in einem Kloster!?

Deswegen: ein modernes, neues Theater mit vielerlei Technik muss her, – Freiburg erbaut es: die letzte Aufführung im ehemaligen Kloster endete am 15. Mai 1910. Schon fünf Monate später eröffnete Freiburg ein „richtiges“ Stadttheater mit festem Personal. Aber:

Was wird aus dem alten Gemäuer?

Schon länger suchte man in Freiburg nach einem Raum, an dem man Erinnerung würdiges Kulturgut aus Schenkungen, Ankäufen und Hinterlassenschaften aufheben könnte, um es der Nachwelt zu erhalten. Das frei gewordene Augustinerkloster bot sich wegen seiner Größe an. Das Konventgebäude wollte man zunächst abreißen, aber Kirche und spätgotischer Kreuzgang sollten bleiben. Auch die Theatereinbauten mussten entfernt werden. Einiges geschah, – der 1. Weltkrieg und die Finanzlage der Stadt verhinderten Schlimmeres und weitere Abbruchmaßnahmen. Stadtbaurat Karl Gruber übernahm schließlich die undankbare Aufgabe, das inzwischen herunter gekommene Gebäude in ein Museum zu verwandeln, das am 12. November 1923 als Augustinermuseum eröffnet werden konnte.

Modellfotos Architektenbüro Prof. Christoph Mäckler

Plakatfotos: Althaus

Die Umgestaltung und die Umbaumassnahmen des ersten Bauabschnitts

Im Gegensatz zu den ersten Annahmen erwiesen sich die Wände und Grundmauern weniger stabil als gehofft. Hier gab es zusätzliche Kosten. Auch das um 1300 geschlagene Holz des Dachstuhls der Klosterkirche musste zu 20% ausgetauscht, erneuert oder von Schadstoff belasteten Holzschutzmitteln befreit werden. Eine Thüringer Zimmerei übernahm diese Arbeiten. Fotogrammetrische Vermessungen waren für den exakten Wiedereinbau nötig Die Archäologen meldeten wegen der Lage der Gruft und der Funde in der Latrine Bedenken und Einwendungen an. Aber durch das Zusammenwirken aller Beteiligten ging es dennoch erfreulich gut vorwärts.

Weil man das Dach des Kirchenschiffs ohnehin teilweise abnehmen musste, konnte man die schweren, 8 m hohen Münsterpropheten und die Wasserspeier aus Sandstein mit dem Kran von oben in das hohe Kircheninnere einsenken. Sie sollen künftig dem Kirchenraum als gliedernde Pfeiler dienen. Vor den Museumseingang im Westen wurde ein Vorbau gesetzt, in dem die Kaiserfenster zu sehen sein werden, während der frühere Eingang den Rollstuhlfahrern oder Cafebesuchern dienen soll. Der freigelegte ehemalige Eingang zur Klosterkirche an der Salzstraße wird ein starkes Glasfenster erhalten, durch das man von außen ins Museum hineinsehen kann und zu einem Besuch animiert wird. Die eigentliche „Schatzkammer“ des Augustinermuseums mit den „Weiberlisten“ des Maltererteppichs werden wieder zu sehen sein, und im Untergeschoß ist ein 500 Quadratmeter großer Raum für Sonderausstellungen vorgesehen. Hier werden Sonderausstellungen aller Städtischen Museen Freiburgs zu sehen sein. Zunächst präsentiert das Museum für Neue Kunst eine Ausstellung mit der Berliner Künstlerin Katharina Grosse. In den Obergeschossen befinden sich Galerien, in denen von hinten beleuchtete Glasmalereien zu sehen sein werden. Von hier aus kann man die in 8 m

Modellfotos Architektenbüro Prof. Christoph Mäckler
Plakatfotos: Althaus

Florian Bilger Augustinermuseum

Höhe hängenden Wasserspeier aus der Nähe betrachten. Für den Außenanstrich des Gebäudes hat man sich wieder für das „Habsburgergelb“ entschieden.

Am Augustinertag zeigte sich Münsterbaumeister i. R. M. Saß begeistert von der Vision des neu gestalteten Museums, das auf Grund seiner Exponate und deren Präsentation weit über den Freiburger Raum hinaus strahlen werde.

Die Präsentation der Orgel

Auch der in den 1720-er Jahren entstandene hölzerne Orgelprospekt aus der Abteikirche Gengenbach wird wieder eingebaut. Während der Restaurierung wurde den Holzwürmern durch den Entzug von Sauerstoff der Garaus gemacht. Mit dem Alkoholspritzverfahren wurde die bereits im 19. Jahrhundert aufgetragene und 1923 ausgebesserte braune Farbschicht entfernt, die nicht dem ursprünglichen Aussehen entsprach. Das gebeizte eichene Unterteil mit seiner Maserung wird nun wieder lebendig. während das Schnitzwerk bernsteinfarbig freigelegt wird. Eigentlich war diese Orgel bis 1896 in der Abteikirche in Gengenbach zum Lobe Gottes eingesetzt, die Pfeifen gingen dann verloren, der Prospekt wurde dort – und später, nach dem Kauf durch die Stadt Freiburg im Jahr 1904 für 800 Reichsmark – in der Hildaschule in Freiburg zwischengelagert, bis er 1923 ins neue Augustinermuseum kam – allerdings ohne Pfeifen. Erst 1935 hat die renommierte Freiburger Firma Welte und Söhne die Orgel mit einem neuen Spielwerk und neuen Pfeifen wieder spielbar gemacht. Immerhin wurde sie 2005 vom Regierungspräsidium zum Kulturdenkmal erklärt.

Lange war die Orgel in den dreißiger Jahren Übungsmaterial für kirchliche Organisten und sogar nach dem 2. Weltkrieg für Studenten der Musikhochschule. Nach ihrem Einbau im neu gestalteten Museum soll sie bei kleinen Konzerten oder Matineen erklingen. Allerdings wird das Besondere sein: die Firma

Museumspädagogik: Kinder am Bauzaun Foto: Althaus

Jäger und Brommer in Waldkirch hat sie so hergerichtet, dass die Orgel auch selbständig und ohne Organisten, sozusagen auf Knopfdruck, spielen kann.

Die Arbeit des Kuratoriums und die Einfälle für Benefiz-Aktionen

Nach der Planung der Architekten soll die Übergabe des ersten Bauabschnitts im November 2009 erfolgen. Dann wird das Museumspersonal mit der Ausgestaltung des Kirchenraums und des Chores beginnen, um im Februar 2010 der Öffentlichkeit das neue Augustinermuseum präsentieren zu können. Um die Kulturinteressierten der Universitätsstadt für das gesamte Vorhaben des Umbaus begeistern zu können, hat sich das **Kuratorium Augustinermuseum Freiburg** gebildet, das in vielfältiger Weise die Bemühungen der Umgestaltungen durch Initiativen unterstützt. Bereits dreimal gab es den „Augustinertag". Christian Hodeige, Martina Feierling-Rombach, Münsterbaumeister i. R. Manfred Saß, Bernd Dallmann und Dr. Ulrike Langbein haben zahlreiche Sponsoren gefunden und Ideen entwickelt, mit denen **„der Vergangenheit eine Zukunft"** eröffnet wird. Außer den „großen" Förderern können selbst „kleine Leute" Patenschaften zur Restauration von Kleinkunstdenkmälern übernehmen, eine Postkartenserie von Kunstwerken und Künstlern aus dem Schwarzwald und ein Freiburger Wein, dazu ein Schal mit Motiven des Malererteppichs fördern das Projekt, Benefizkonzerte und spezielle Führungen brachten bislang immerhin einige Einhunderttausend (!) Euro zusammen, eine Initiative von Bürgersinn, die in Deutschland ihresgleichen sucht.

Auslagerung der Werke nach Hamburg und Frankfurt

Dr. Michael Philipp, Kurator des von der ZEIT-Stiftung geförderten Bucerius Kunst Forums, fand die mittelalterlichen Exponate des Augustinermuseums so toll, dass er beschloss, in Hamburg eine Ausstellung mit Freiburger Objekten im **„Bucerius Kunst Forum"** zu starten. Sie sollte den Titel tragen: „Zwischen Himmel und Hölle – Kunst des Mittelalters von der Gotik bis Baldung Grien". Für die Hamburger und Freiburger Seite war es ein Gewinn, da im Freiburger Augustinermuseum einige Bilder und Kunstwerke wegen der Bauarbeiten ohnehin ausgelagert werden mussten, und Hamburg ein zugkräftiges Thema für eine Sonderausstellung suchte. Darüber hinaus war es bereits im Vorfeld sicher eine besondere Anerkennung, dass Werke des Freiburger Augustinermuseums in einem renommierten Hamburger Museum Aufnahme finden sollten.

Im September 2009 lief die Aktion an. 90 Exponate, verpackt in 48 „wohltemperierten" Spezialkisten mussten sachgemäß mit Schaumstoff und Gestänge verpackt werden und ohne Fahrstuhl ins Erdgeschoß verbracht werden, was sogar nachts geschah, damit die Öffentlichkeit den Transport nicht behindere oder – wegen des hohen Versicherungswertes – von diesem Spezialtransport nichts bemerken sollte. Der leitende Direktor der Städtischen

Museen Freiburg, Dr. Tilmann von Stockhausen, sein Chefrestaurator Christoph Müller und ein Team von Restauratoren begleiteten die Fahrt und überwachten und dokumentierten die Aufstellung der Skulpturen, Gemälde, Glasmalereien, Bildteppiche und Druckgraphiken. Die Werke werden jetzt im Bucerius Kunst Forum, direkt neben dem Hamburger Rathaus, präsentiert und werben für Freiburg und seine Schätze. Die Veranstalter rechnen mit 40–50 000 Besuchern der Ausstellung.

Ein Wermutstropfen zum Schluss

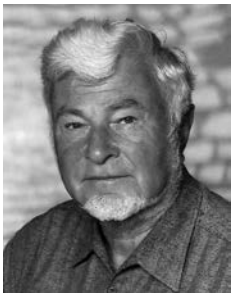
Regenwasser im Dachgeschoss des Konventsgebäudes

Allerdings erfuhr die Euphorie im August 2009 einen starken Dämpfer dadurch, dass nun auch das erst im dritten Bauabschnitt vorgesehene Dach des ehemaligen Konventsgebäudes komplett saniert werden musste, weil Regenwasser eingedrungen war, so dass alle dort gelagerten Bilder evakuiert und in einem speziellen Kunstlager in Frankfurt eingelagert werden mussten, weil Freiburg selbst kein geeignetes Depot zur Verfügung hat. Zwar freut sich die Freiburger Kulturszene auf die Fertigstellung des Umbaus der alten Klosterkirche, in der bereits die steinernen Propheten und Wasserspeier des Freiburger Münsters und andere mittelalterliche Exponate ihren Platz gefunden haben, aber die vorübergehende Auslagerung zahlreicher Bilder für beachtliche Summen Geldes in ein Depot nach Frankfurt – mit der Ungewissheit auf ihre Wiederkehr nach Freiburg – bedeutet doch einen schmerzhaften Verlust. Umso mehr fordert die Freiburger Kulturszene nun die Schaffung eines eigenen Zentraldepots, in dem ihre „Wertsachen an Kultur“ auf Dauer eingelagert werden können.

Anmerkungen

1 Ich beziehe mich auf die Bände: „Freiburg, Geschichte einer Stadt“, hrsg. von Heiko Haumann und Hans Schadek, Theiss-Verlag, Stuttgart 1994 und Peter Kalchthaler: „Freiburger Wege“ Rombachverlag. Freiburg 1998 sowie Badische Zeitung, Freiburg, diverse Artikel zum Baufortschritt (2008/09) und Freiburger Stadtarchiv: 75 Jahre Stadttheater an der Bertoldstraße, Heft 10

Ich danke Frau Katja Hartloff vom Dezernat Kommunikation und Vermittlung der Städt. Museen Freiburg für ihre bereitwillige Vermittlung von Fakten zur Umbaugeschichte.



Anschrift des Autors:
Hermann Althaus
Scheffelstraße 9b
79199 Kirchzarten

Heinz Nienhaus

Noch prägen traditionelle Schwarzwaldhäuser das Landschaftsbild

Die Zeugen einer jahrhundertealten Baukultur schmelzen langsam dahin

In wohl kaum einer anderen Region Deutschlands wird das Erscheinungsbild der Kulturlandschaft derart eng mit der Vorstellung einer zugehörigen Bauernhausarchitektur verbunden, wie das für den Schwarzwald gilt. Der bekannte Schwarzwälder Hausforscher, Volkskundler und Gründer des „Freilichtmuseums Vogtsbauernhof" in Gutach/Schwarzwaldbahn Prof. Hermann Schilli setzte einem Gutachten aus dem Jahre 1960 folgende Feststellung voraus: *Der Schwarzwald verdankt seine Sonderstellung unter allen deutschen Mittelgebirgen nicht seiner Natur – sondern seiner Kulturlandschaft. Diese wird geprägt durch: 1. Den Schwarzwaldhof, 2. das Flurbild.*[1] Was Schilli hier mit wenigen Worten zum Ausdruck bringt – die ästhetisch-harmonische Einheit von Schwarzwaldhaus und Landschaft – veranschaulichen insbesondere die Abb. 1 und 2, sicher aber auch die übrigen, in diesem Beitrag einbezogenen inzwischen historischen bildlichen Einzeldarstellungen der unterschiedlichen Schwarzwälder Haustypen.

Abb. 1: Der Wendelhof, dessen Hofstätte bereits 1440 urkundlich belegt ist, in Furtwangen (Vorderschützenbach) – eine gelungene Synthese von Landschaft und Bauernhausarchitektur – Foto um 1930.

An anderer Stelle schreibt Schilli: *Das wichtigste und schönste Element des Schwarzwaldes ist das Haus. Es gehört untrennbar zu dem Begriff „Schwarzwald". … nur das Haus verleiht dieser Landschaft jene heimeligen Reize, die sie für den Fremden zu einem beliebten Reiseland und für den Schwarzwälder so recht zur Heimat machen.*[2] Und kein geringerer als Hermann Eris Busse resümiert schon im Jahre 1936: *Das Schwarzwaldhaus ist ein Kunstwerk vorab des Zimmermanns durch seine eigenartig miteinander verbundenen Riegel, Ständer, Pfosten, Schwellen, Büge. Alle Wände, alle unverschieblichen, unverwüstlichen, warmhaltenden Füllungen und die Decken sind aus Bohlen gefügt; nur die Herdwand, die sich oft gewölbeartig zum Schutz des Dachgebälks vor Funkenstieben über den Herd vorbiegt, wurde gemauert. Menschenhand und Natur haben das Schwarzwaldhaus geschaffen. Die Erfahrung von Geschlechtern, Kunstsinn und Kunstfertigkeit des Alemannenstammes haben an ihm gebaut, Sonne und Regen, Sturm und Schnee haben durch hundert Jahresläufe und mehr das Holz seiner Wände mit dem Gelände eingefärbt und im riesigen Gebälk zurechtgedrückt. Hof und Bauer sind Wesen dieser Natur geworden und geblieben.*[3]

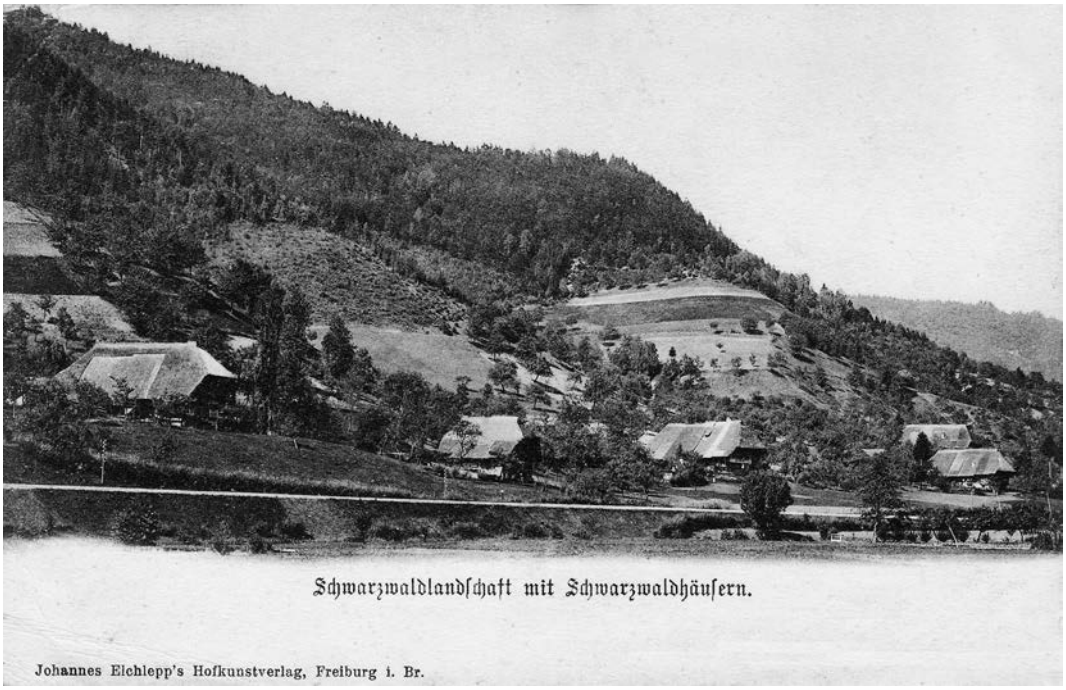


Abb. 2: Eine für den Schwarzwald typische Kulturlandschaft: Fünf markante, mit Stroh gedeckte Walmdachhäuser im Gutachtal – Foto um 1900.

Nur rund 40 Jahre später – 1977 – kommt der inzwischen verstorbene St. Georgener Architekt und Denkmalpfleger Berthold Haas zu dem Schluss: *Was wir heute noch sehen dürfen, ist nur der traurige Rest der vormals unermesslichen Fülle* (von historischen Schwarzwaldhäusern, d. Verf.). … *Der halbwegs ursprünglich bewahrte Rest ist nach den Vorstellungen der neuzeitlichen Landwirtschaft und den hygienischen Wohnbedürfnissen veraltet und unwirtschaftlich geworden: wahrhaft trostlose Aussichten für das alte Schwarzwaldhaus!*[4] Tatsächlich wurden in den letzten Jahrzehnten relativ viele altehrwürdige Schwarzwaldhäuser aus unterschiedlichen Gründen aufgegeben, zweckentfremdet genutzt oder dem Verfall überlassen. Nicht gerade wenige Landwirte sahen und sehen sich auch heute noch wirtschaftlich außerstande, die notwendigen Unterhaltungs- und Sanierungsmaßnahmen an ihren „in die Jahre" gekommenen historischen Häusern so durchzuführen, dass sie denkmalpflegerischen Ansprüchen genügen und auch zukünftig eine zeitgemäße landwirtschaftliche Nutzung möglich machen. Das führte gelegentlich auch dazu, dass einige bis vor einigen Jahrzehnten noch relativ gut erhaltene traditionelle Schwarzwaldhäuser inzwischen einer entstellenden Modernisierung zum Opfer fielen. In diesem Zusammenhang sind aber nicht nur die Landwirte, Heimatpfleger und Denkmalschützer gefordert, sondern insbesondere auch die hier politisch Verantwortlichen, nämlich durch angemessene Fördermaßnahmen dafür Sorge zu tragen, dass die noch erhaltenswerten traditionellen Schwarzwaldhäuser unter möglichster Schonung der alten Bausubstanz so saniert werden, dass sie für die Landwirte auf lange Zeit wieder funktionsgerecht sind und dadurch erhalten werden können. Das ist in Anbetracht der momentanen weltweiten Wirtschaftskrise und leeren öffentlichen Kassen sicher kein leichtes Unterfangen. Insofern ist die Haas'sche Schlussfolgerung gut nachzuvollziehen. Es ist zwar spät, aber noch nicht zu spät, um die noch erhaltenen und erhaltungswürdigen historischen Schwarzwaldhäuser angemessen zu sanieren. Eine wertvolle und praxisnahe Hilfe hierzu bietet eine seit 1989

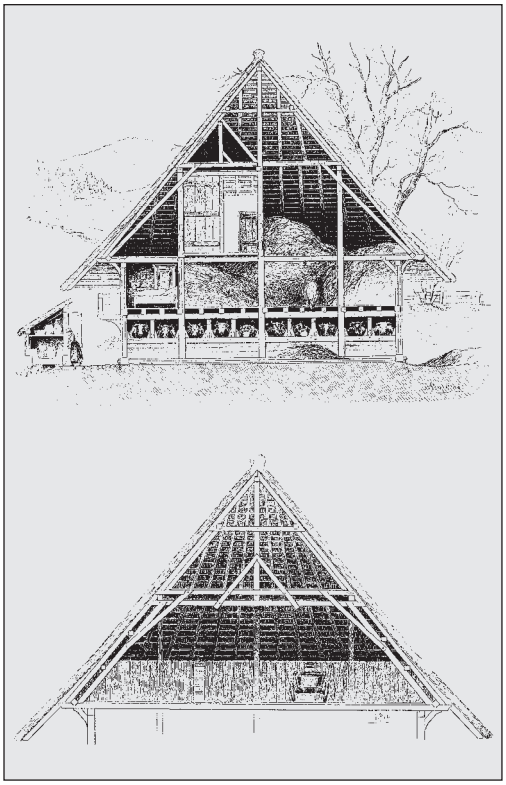


Abb. 3: Querschnitt eines Hofgebäudes mit Firstständern und „stehendem Dachstuhl" über dem Stall (oben) und „liegendem Dachstuhl" mit abgefangenen Restfirstständern über dem Wohnteil (unten). Die „liegenden Dachstühle" der Gutachtäler und Kinzigtäler Häuser sind in aller Regel so konstruiert, dass auf Restfirstständer verzichtet werden konnte (siehe Abb. 8).
Aus Schilling, Richard: Das alte malerische Schwarzwald-Haus, Freiburg 1915

vorliegende Broschüre, die im Rahmen eines Forschungsprojekts zur Sanierung historischer Schwarzwaldhäuser entstand.[5] Hierin werden beispielhaft vorbildlich durchgeführte Sanierungsmaßnahmen an einigen Schwarzwaldhäusern ausführlich beschrieben und bildlich dargestellt.

Neun Haustypen und viele „Mischformen"

Trotz der vielen Gemeinsamkeiten, die alle Schwarzwaldhäuser aufweisen, verbergen sich unter den mächtigen Walmdächern[6] spezifisch sehr unterschiedliche Konstruktionen, Raumaufteilungen und Gestaltungselemente. Hierauf machten schon vor weit mehr als 100 Jahren Friedrich Eisenlohr[7] und Bernhard Kossmann[8] aufmerksam. Im Jahre 1922 veröffentlichte der in Offenburg geborene Architekturprofessor Otto Gruber in einem Sonderheft der Monatsschrift „Oberdeutschland" einen Beitrag, in dem er drei unterschiedliche Schwarzwälder Haustypen mit wenigen Worten beschreibt und zeichnerisch darstellt, außerdem weist er auf Mischformen der Häuser in den Grenzgebieten hin. Gruber hierzu wörtlich: … *Und doch täuscht diese bei oberflächlicher Betrachtung sich ergebende Einheitlichkeit für den Begriff Schwarzwaldhaus, und demjenigen, der weiter forscht, wird gleich klar, daß dieser Haustyp keineswegs in einfacher Erscheinung auftritt, sondern daß im ganzen Gebiet des Schwarzwaldes sich eine ziemlich große Anzahl von Haustypen zusammenfinden lassen, die bei mancherlei Ähnlichkeit untereinander doch auch sehr große und einschneidende Verschiedenheiten aufweisen, so daß es sehr schwer fällt, alle auf wenige Grundtypen zurückzuführen.*

Trotzdem soll hier, soweit der beschränkte Raum es zuläßt, versucht werden, die im Gebiete des Schwarzwaldes stehenden Typen so zusammenzuordnen, daß ein organisches Bild für den Haustyp unserer Schwarzwaldheimat sich ergibt, das, an dieser Stelle nur in großen Zügen entworfen, noch nach vielen Seiten hin abzurunden und zu vervollständigen wäre.

Folgende Typen lassen sich als feststehend klar auseinanderhalten:

1. *Das Haus des **Hotzenwaldes,** also des Gebietes südöstlich vom Feldberg, das etwa ein Dreieck, mit dem Feldberg als Spitze und der Wehra, der Alb und dem Rhein als Seiten darstellt.*
2. *Das Haus des übrigen **südwestlichen** und **mittleren** Schwarzwaldes, das „eigentliche Schwarzwaldhaus", das dem anfangs entworfenen, allgemein gültigen Bild des Schwarzwaldhauses entspricht.*
3. *Das Haus des **nördlichen** Schwarzwaldes, etwa vom Kinzigtal ab nordwärts, das gegen die unter 1. und 2. genannten Typen grundlegende Verschiedenheiten aufweist.*
4. *Die Haustypen der Grenzgebiete, in denen sich die Typen 1–3 mit andersgearteten Haustypen mischen.*[9]

Nahezu alle bis in den frühen 1930er Jahren erschienenen Publikationen zu dem Themenkomplex „historische Schwarzwaldhäuser“ wurden primär durch das ästhetische Erscheinungsbild dieser altehrwürdigen Gebäude angeregt. Konstruktive Einzelheiten sind in nur ganz wenigen dieser Veröffentlichungen beschrieben oder zeichnerisch dargestellt. Genau das bemängelt Otto Gruber – inzwischen Professor an der Technischen Hochschule Aachen – und bat seine badischen Fachkollegen in einem öffentlichen Aufruf, doch endlich *ein geschlossenes topografisch und entwicklungsgeschichtlich einwandfreies Werk über das Schwarzwaldhaus und weiter über das südwestdeutsche Bauernhaus herauszubringen.* Diesen Aufruf verband Gruber mit konkreten Vorschlägen, wonach die *gefährdeten Bauten* zunächst von *Vertrauensmännern der „Badischen Heimat“ in Freiburg* ermittelt und von kompetenten Fachleuten nach *gleichen Grundsätzen und unter gleicher Leitung* detailliert zeichnerisch erfasst werden sollten. In den nächsten Schritt, der *endgültigen, wissenschaftlichen Bearbeitung der wichtigsten Typen,* bezog Gruber auch die Technische Hochschule Karlsruhe mit ein. An ihr – so schlug er vor – sollte *ein Archiv für Hausforschung* eingerichtet werden.[10]

Dieser öffentliche Aufruf des renommierten Architekturprofessors und Hausforschers verhallte natürlich nicht ungehört. Er führte unter anderem dazu, dass sich die Studenten der Staatsbauschule Karlsruhe unter Leitung von Wilhelm Lochstampfer 1934 mit exakten Aufnahmen der konstruktiven Einzelheiten an den historischen Schwarzwaldhäusern einschließlich ihrer Nebenbauten befassten.[11] Das von Gruber vorgegebene Ziel erreichte aber erst Hermann Schilli mit seinem 1953 erstmals veröffentlichten Buch „Das Schwarzwaldhaus“, das bis heute als Standardwerk zu dem umfassenden Themenkomplex „historische Schwarzwaldhäuser“ gilt.[12] In diesem Werk hat Schilli, der 1964 u. a. auch das Freilichtmuseum Vogtsbauernhof in Gutach/Schwarzwaldbahn gründete, sieben unterschiedliche Typen der Schwarzwälder Bauernhäuser, wie auch deren „Mischformen“, einschließlich der Nebengebäude und die kleineren von Taglöhnern, Waldarbeitern oder Handwerkern bewohnten Schwarzwaldhäuser ausführlich beschrieben und deren konstruktive Details zeichnerisch dargestellt.

Schon einige Jahre vor dem Erscheinen des Schilli’schen Standardwerks, etwa ab dem Zweiten Weltkrieg, änderten sich die Lebensgewohnheiten und Bedingungen für die Höhenlandwirtschaft derart, dass die traditionellen Schwarzwaldhäuser den neuen Gegebenheiten angepasst werden mussten. Einerseits waren die hygienischen Wohnverhältnisse in vielen alten Schwarzwaldhäusern den Bewohnern nicht mehr zuzumuten, und andererseits verlangte der anwachsende Maschinenpark nach Unterstellmöglichkeiten. Der Platz unter dem Walmdach wurde eng und enger. Es musste um- und angebaut werden.

In diesem Zusammenhang stellte und stellt sich auch heute noch oftmals die Frage: Wie und mit welchen technischen und finanziellen Mitteln kann ein erhaltenswertes historisches Schwarzwaldhaus – d. h. ein Denkmal regionaler bäuerlicher Lebens- und Arbeitsweise – saniert und modernisiert werden, ohne dabei in unvertretbarer Weise in den historischen Baubestand einzugreifen. Mit diesem sehr komplexen Thema befasste sich in den 1980er Jahren ein Forscherteam um Professor Dr. Schnitzer von der Universität Karlsruhe. Die Ergebnisse dieser umfangreichen Arbeit mit praxisnahen Informationen für Architekten, Bauaufsichtsbehörden, Handwerker und Landwirte wurden 1989 in dem zuvor schon erwähnten Arbeitsheft 2 des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg veröffentlicht.[13] In dieser Schrift hat der seinerzeitige Hauptkonservator des Landesdenkmalamts Baden-Württemberg Franz Meckes einen sehr informativen Beitrag, speziell zur geschichtlichen Entwicklung der historischen Schwarzwaldhäuser, veröffentlicht, in dem er – ähnlich wie Gruber schon rund 70 Jahre zuvor aber wesentlich ausführlicher – die historischen Schwarzwaldhäuser zunächst in drei Grundtypen[14] unterteilt, nämlich in:

1. Häuser, die vornehmlich in und um das Gutach-, Kinzig-, Wolf- und Renchtal zu finden sind. Das sind ursprünglich eingeschossige Eindachhäuser mit talseitigem Wohnteil und darüber liegendem Dreiviertelwalm. Bis auf wenige Ausnahmen

wurden in diesem Haustyp schon seit etwa Mitte des 16. Jahrhunderts keine Firstständer mehr errichtet, sondern ein so genannter „liegender Stuhl“ (Abb. 3).[15]. Das bot u. a. den Vorteil einer freieren Gestaltung des Wohnungsgrundrisses. Während im Kinzig-, Wolf- und Renchtal das Vieh in aller Regel im gemauerten Sockelgeschoss unterhalb der Wohnung steht, befindet sich der Stall bei den Gutachtäler Häusern nahezu ausnahmslos hinter der talseitigen Wohnung an der Bergseite der Häuser.

2. Häuser in den Tälern von Elz, Glotter und Dreisam des Hochschwarzwaldes. Es sind zweigeschossige Gebäude mit Vollwalmen, die ab etwa der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit dem „liegendem Stuhl“ über dem Wohnteil und Firstständern im Stallbereich (Abb. 3) errichtet wurden. Der Ökonomiebereich mit Stallzeilen quer zur Firstrichtung beginnt unmittelbar hinter dem Wohnteil.
3. Häuser im Gebiet südlich des Feldbergs und den zum Rhein führenden Tälern (Münstertal, Wiesental, Albtal). Diese zweigeschossigen Häuser weisen eine Firstständerkonstruktion auf, die durch den unter dem First angeordneten so genannten „Katzenbalken“[16] statisch versteift ist. Diese urtümliche Konstruktion hat sich nur im südlichen Schwarzwald erhalten. Der „liegende Stuhl“ (Abb. 3) lässt sich im Hotzenwald erst im 18. Jahrhundert und auch nur über dem Wohnteil nachweisen. Der Ökonomieteil ist prinzipiell identisch mit dem unter 2. Beschriebenen. Der Vollwalm wurde später durch einen Dreiviertelwalm ersetzt.

Aufgrund umfassender Bestandsaufnahmen an vielen dieser Häuser, insbesondere in den Kreisen Ortenau, Schwarzwald-Baar und Breisgau-Hochschwarzwald, unterteilt Meckes die drei Grundtypen weiter in neun Schwarzwälder Haustypen, die er bezogen auf ihr regionales Vorkommen benennt, ausführlich beschreibt und in schematischen Zeichnungen darstellt. Im Südschwarzwald – so Meckes – seien allerdings noch einige Lücken in der Hausforschung zu füllen.

Konkret unterteilt Meckes die historischen Schwarzwaldhäuser in Kinzigtäler, Gutach-

Abb. 4: Oberbauernhof in Gutach, erbaut um 1590 (Typ: Gutachtäler Haus, eingeschossig, dreiraumbreiter Wohnteil, seit vielen Jahren als Doppelhof genutzt) – Foto um 1910.

täler, Elztäler und Dreisamtäler Häuser[17], so wie in Höhenhäuser[18] und weiter südlich in Münstertäler, Wiesentäler, Albtäler Häuser und Hotzenhäuser. Alle diese Haustypen sind in Meckes Beitrag mehr oder weniger kurz beschrieben und an konkreten Beispielen zeichnerisch detailliert dargestellt.[19]

Da die inneren Konstruktions- und Gestaltungselemente, wie auch Raumaufteilungen der historischen Schwarzwälder Haustypen in den Veröffentlichungen von Schilli und Meckes sehr ausführlich beschrieben und zeichnerisch dargestellt sind, wird in diesem Beitrag auf diesbezügliche Ausführungen verzichtet. Hier soll vielmehr das die Kulturlandschaft prägende, markante äußere Erscheinungsbild der bedeutendsten Schwarzwälder Haustypen anhand beispielhaft ausgewählter Bilder aus der Zeit um 1900 vorgestellt werden. Da alle abgebildeten Häuser – inzwischen mehr oder weniger an- und ausgebaut bzw. saniert oder modernisiert – auch heute noch bewirtschaftet werden, ist es jedem Interessierten möglich, sich ein Bild vom Wandel dieser historischen Häuser während der letzten rund 100 Jahre zu verschaffen.

Erhaltenswerte Kulturdenkmale

Sämtliche in diesem Beitrag abgebildeten Schwarzwaldhäuser sind Zeugen einer jahrhundertealten ländlichen Bau- und Wohnkultur. Damit erlauben sie recht interessante Einblicke in das bäuerliche Leben längst vergangener Zeiten. Das allein sollte – neben der zuvor beschriebenen Bedeutung dieser Häuser für die „Kulturlandschaft Schwarzwald" – Grund genug sein, sie unter optimaler Schonung der historischen Bausubstanz zeitgemäß zu sanieren und damit zu erhalten.

Gutachtäler Häuser

Oft kombiniert mit Bauelementen benachbarter Haustypen

Unter den landschaftstypischen Schwarzwaldhäusern bieten die historischen Bauernhäuser Gutachs/Schwarzwaldbahn (Abb. 4 bis 7) und des Gutachtals mit ihrem meist zweigeschossigen Wohnteil, den Balkonen (Veranden oder Trippeln) unter dem weitausladenden Walm, der die Frontseite des Hauses kaum überdeckt, einen herausragend imponierenden Anblick. Insbesondere die Gutacher Malerprofessoren Hasemann und Liebich waren es, die diese Häuser durch ihre Bilder und Künstlerpostkarten schon um die vorletzte Jahrhundertwende in aller Welt bekannt machten. Nach dem Urteil vieler Touristen sind die altehrwürdigen Bauernhäuser in und um Gutach die schmucksten unter den typischen Schwarzwaldhäusern. Das gilt insbesondere für die Sommerzeit, wenn die blumengeschmückten Balkone in Kombination mit dem „warmen",

Abb. 5: Peterbauernhof am Turm in Gutach, erbaut um 1758 (Typ: „Mischform", zweigeschossig, dreiraumbreiter Wohnteil) – Foto um 1920.

durch die Sonneneinstrahlung braungebeizten Holz ein sehr farbenfrohes Bild vermitteln.

Ein wesentliches charakteristisches Merkmal des Gutachtäler Haustyps ist der an der Giebelseite erkennbare dreiraumbreite Wohnungsgrundriss mit der mittig angeordneten Küche, die auf der einen Seite von der großen Stube und auf der anderen Seite vom Leibgedingstüble flankiert wird.[20] Nahezu alle bis heute in Gutach erhaltenen historischen Bauernhäuser weisen jedoch einen anderen Grundriss auf. Auch fehlt den meisten Häusern die nach Schilli durch die Württembergische Bauordnung aus dem Jahre 1568 vorgeschriebene helle Fachwerkwand in der Giebelseite. Das heißt, der Gutachtäler Haustyp, so wie ihn Schilli oder Meckes definierten, ist – was insbesondere nach der von Schilli gewählten Typenbezeichnung „Gutacher Haus" kaum zu vermuten wäre – weit weniger in Gutach selbst

Abb. 6: Bachbauernhof in Gutach, erbaut 1769 (Typ: „Mischform, zweigeschossig, dreiraumbreiter Wohnteil) – Foto um 1900.

zu finden, als in dem Gebiet östlich des Gutachtals, etwa zwischen dem Gutach- und Schiltachtal einschließlich der Seitentäler, d. h. beispielsweise in Hornberg-Reichenbach, in St. Georgen, insbesondere in den Ortsteilen Langenschiltach, Brigach und Oberkirnach, in Lauterbach und Tennenbronn, wie auch in den Königsfelder Ortsteilen Buchenberg und Martinsweiler, ja selbst noch in Schönwald, in dem mehrheitlich das Höhen- oder Heidenhaus beheimatet ist.

Bis auf sehr wenige Ausnahmen sind die heute in Gutach noch erhaltenen historischen Bauernhäuser in ihrer baulichen Konzeption maßgeblich von den Haustypen benachbarter Hauslandschaften beeinflusst.[21] Schilli berichtet in diesem Zusammenhang von Mischformen der Haustypen, die insbesondere an den Grenzen der entsprechenden Verbreitungsgebiete entstanden.[22] Meckes schreibt, dass die ursprünglich eingeschossigen Gutachtäler Häuser auf Gutacher Gemarkung (Abb. 4) ab dem 18. Jahrhundert durch zweigeschossige Neubauten ersetzt wurden: *Dabei vollzieht sich die Entwicklung vom eingeschossigen zum zweigeschossigen Gutachtäler Haus im Spannungsfeld verschiedener Einflüsse aus den angrenzenden Hauslandschaften.*[23]

Dem talseitigen Wohnteil der Gutachtäler Häuser schließt sich der bergseitige Stall an, in dem das Vieh in Reihen quer zum First steht. Keller (Kerr) findet man bei diesem Haustyp meist unter dem Wohnteil, gelegentlich auch hinter dem Stall unter der üblichen Hocheinfahrt, die in aller Regel auf ein in der hinteren Hausmitte angeordnetes Tennentor führt, das den mächtigen mit beladenen Pferdewagen zu befahrenden Dachraum des Bauernhauses erschließt.

Das gesamte Haus ist in Ständer-Bohlenbauweise, die Dachkonstruktion als „liegender Stuhl“ abgezimmert. Das heißt, bei dem Gutachtäler Haustyp kam die bei den Höhen- oder Heidenhäusern und deren Varianten übliche, ältere Firstständerbauweise (Abb. 3), auf die im Folgenden noch eingegangen wird, so gut wie nicht zur Anwendung, was wegen der fehlenden Ständer eine freiere Grundrissgestaltung zuließ – ein besonderer Vorteil für den Wohnbereich.

Die in diesem Beitrag vorgestellten historischen Bauernhäuser auf Gutacher Gemarkung sind mit Ausnahme des Hauses in Abb. 4

Abb. 7: Lehmeshof in Gutach, erbaut 1706 (Typ: „Mischform, zweigeschossig, zweiraumbreiter Wohnteil) – Foto um 1900.

allesamt keine klassischen Gutachtäler Häuser. Nach dem Schilli'schen Sprachgebrauch sind es „Mischformen". Der Peterbauernhof (Abb. 5) ist im Wohnteil zwar dreiraumbreit, aber die bei den typischen Gutachtäler Häusern in der Frontmitte zwischen den beiden Stuben angeordnete Küche ist bei diesem Haus an der rechten Traufseite zu finden – ein typisches Merkmal des Kinzigtäler Haustyps. Ähnlich ist die Raumaufteilung im Bachbauernhof (Abb. 6), auch dieser Hof ist beeinflusst von der Bauweise des Kinzigtäler Haustyps. Beim Lehmesbauernhof (Abb. 7) wurden bauliche Elemente sowohl vom Kinzigtäler Haustyp als auch vom Höhen- oder Heidenhaus übernommen. Der zweiraumbreite Wohnungsgrundriss mit der Küche an der dem traufseitigen Wohnungszugang gegenüberliegenden Seite ist nahezu identisch mit dem der Kinzigtäler Häuser, und der Gang im Obergeschoss vor der rechten traufseitigen Außenwand (in der Abb. nicht zu erkennen), der drei Kammern über dem Stall erschließt, ist von den Höhen- oder Heidenhäusern bekannt.

Kinzigtäler Häuser

Hier steht das Vieh im gemauerten Sockelgeschoss unter der Wohnung

Nach Schilli zählen die auf einem steinernen Sockelgeschoss ruhenden Häuser des Kinzigtäler Typs (Abb. 8) zu den *schönsten Bauernhäusern des ganzen deutschen Volksbodens*.[24] Durch den kontrastreichen Wechsel zwischen dem hellen, aus Steinmauern bestehenden Sockelgeschoss und dem darüber

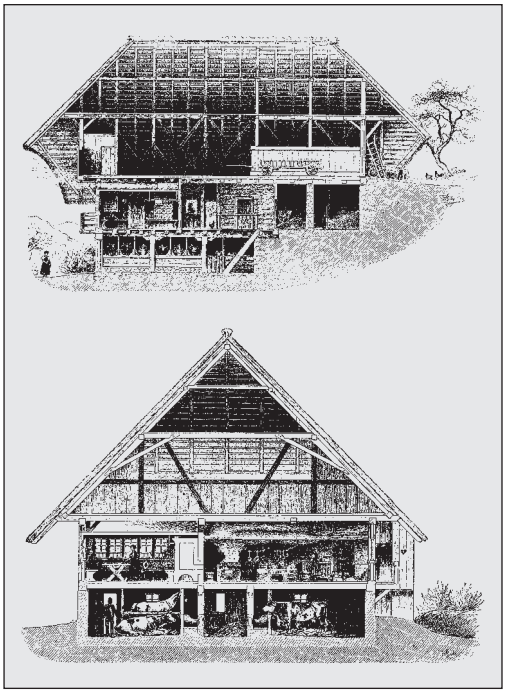


Abb. 8: Längs- und Querschnitt durch ein typisches Kinzigtäler Haus (Abb. 9 bis 11): Im Gegensatz zu allen anderen historischen Schwarzwaldhäusern befindet sich bei diesem Haustyp der Stall im steinernen Sockelgeschoss unter dem Wohnbereich. Über eine kurze Erdrampe an der Rückseite des Hauses kann der riesige Dachraum durch ein großes – und wegen der hier nicht erforderlichen Firstständer – meist in der Hausmitte angeordnetes Tor mit vollbeladenen Erntewagen befahren werden.
Aus Schilling, Richard: Das alte malerische Schwarzwald-Haus, Freiburg 1915

angeordneten dunklen Holzaufbau ist das Kinzigtäler Haus mit anderen Schwarzwaldhäusern nicht zu verwechseln. Ursprünglich trug der talseitige Giebel im Dachgeschoss eine Laube (Trippel), die oberhalb des Wohngeschosses um etwa einen Meter über die Hausfront hinausragte. Später wurden die nicht verschalten Brüstungsfelder aus Sicherheitsgründen geschlossen. Im 19. Jahrhundert, als der Dachraum wegen der vermehrten Stallviehhaltung zusätzliche Heuvorräte aufnehmen musste, verschwand dieses reizvolle Architekturelement endgültig hinter einer Bretterverschalung. Ein weiteres, für die ursprünglichen Kinzigtäler Häuser charakteristisches Gestaltungselement ist der sogenannte Kammertrippel – ein Balkon vor der Schlafkammer des Bauernpaares. Wie der Trippel im Dachgeschoss ragte auch er um

Abb. 9: Jockeleshof in Wolfach-Kirnbach, erbaut 1588 (Typ: Kinzigtäler Haus, eingeschossig, über gemauertem Sockelgeschoss fürs Vieh, zweiraumbreiter Wohnteil) – Foto um 1920.

Meterbreite vor die Hausfront. Auch dieser Balkon wurde meist im Verlauf des 19. Jahrhunderts zugunsten der Erweiterung der Schlafkammer geschlossen.

Im Gegensatz zu allen anderen Schwarzwaldhäusern steht das Vieh in den ursprünglich eingeschossigen Kinzigtäler Häusern[25] in so gut wie allen Fällen im gemauerten Sockelgeschoss quer zur Firstlinie, üblicherweise in zwei Reihen, die parallel zur Firstlinie verlaufen. Der Stall kann von der Frontseite des Hauses aus durch drei Türen begangen werden. Die Türen nahe der rechten und linken Hausecke führen zu den Stallgängen, die mittlere erschließt den Futtergang. Für die Einfassungen der Türen und Fenster, sowie Ecken des Sockelgeschosses verwendete man oftmals recht aufwändig bearbeitete Sandsteine.

Die Abb. 9 zeigt ein typisches eingeschossiges, überwiegend noch mit Stroh gedecktes[26] Kinzigtäler Walmdachhaus.[27] Der Hauptzugang zum Wohnteil befindet sich an der rechten Traufseite des Gebäudes. Im steinernen Sockelgeschoss steht das Vieh. Die Raumfolge im darüber angeordneten hölzernen Wohngeschoss von rechts nach links: die Wohnstube, die Schlafkammer des Bauernpaares mit

Abb. 10: Fegershof vor Gelbach in Oberwolfach, erbaut 1718 (Typ: Kinzigtäler Haus, eingeschossig, über gemauertem Sockelgeschoss fürs Vieh, zweiraumbreiter Wohnteil) – Foto um 1910.

vorgebautem Kammertrippel und ein später angebauter, über das Sockelgeschoss hinausragender Gebäudeteil. Darüber das Dachgeschoss mit ebenfalls vorgebautem Trippel.

Der Fegershof (Abb. 10) ist eines der wenigen Beispiele für Kinzigtäler Häuser in Fachwerk-Bauweise, die sich allerdings nicht durchsetzen konnte. Dem hölzernen Wandständer im Herrgottswinkel der Wohnstube dieses Hauses ist die Jahreszahl 1718 eingeschlagen. Schilli vertritt zu dieser Bauweise folgende Meinung: … *Wie in der Rheinebene sind auch hier die Füllhölzer an bevorzugten Wandstellen zu Heilszeichen – wie die durchkreuzte Raute und das Malkreuz – gefügt worden. Deshalb wirkt dieses noch künstlerisch überzeugend, so dass der Werkstoffwandel nicht die Schönheit des Anwesens mindert. Das lebendigere Fachwerk vermag ihm nichts von seiner Würde zu nehmen, und der bewegte Gesamteindruck belässt es gleich anziehend für das menschliche Auge*.[28]

Wie in Anmerkung 27 schon kurz angedeutet, tragen aber nicht alle Kinzigtäler Häuser ein Walmdach, sondern oftmals, besonders im Wolf- und Renchtal, ein Satteldach mit dreieckigem Giebelfeld. In der Literatur gibt es unterschiedliche Meinungen zum Entstehen dieser Häuser. So beispielsweise schreibt Meckes zu dieser Hausform: *Erst im ausgehenden 19. Jahrhundert verändert sich die charakteristische Dachform des Kinzigtäler Hauses. Über baupolizeiliche Vorschriften wird die Umdeckung des Strohdaches mit Falzziegeln erzwungen. Um das Abheben der*

Abb. 11: Zangershof in Oberwolfach, erbaut um 1700 (Typ: Kinzigtäler Haus, eingeschossig, über gemauertem Sockelgeschoss fürs Vieh, zweiraumbreiter Wohnteil) – Foto um 1900.

neuen Dachhaut an den sturmgefährdeten Walmflächen zu verhindern, verlegt man auf den Rafen eine Bretterschalung. Nicht selten wird aber zugleich der Dreiviertelwalm durch einen Giebel ersetzt, indem man die Firstpfette um ca. einen Meter verlängerte und auf dem darunter liegenden Trippel auflagert. So entsteht eine Giebelform, wie sie in den Randgebieten des Kinzigtals geläufig ist.[29] Diese Ausführungen belegt Meckes mit zwei Abbildungen vom Roßbergerhof in Hausach.[30] Eine Lithografie zeigt das Haus im ursprünglichen Zustand mit Walmdach und eine Fotografie das baulich veränderte Haus nach 1900 mit erneuerter Dachhaut und dreieckigem Giebelfeld.

Dieser Sachverhalt – nämlich das Entstehen der dreieckigen Giebelform an Kinzigtäler Häusern – wird bezogen auf den Roßbergerhof und vielleicht noch einige wenige weitere Häuser im Einzugsbereich der Kinzig zutreffen. Generell für sämtliche spitzgiebeligen Bauernhäuser im gesamten Verbreitungsgebiet der Kinzigtäler Häuser kann die zuvor zitierte Meinung aber ganz sicher nicht gelten. Das belegt beispielhaft die Abb. 11.

Der rund 300 Jahre alte Zangershof in Oberwolfach (Abb. 11) ist – sieht man vom fehlenden Walmdach ab – mit allen Merkmalen eines typischen eingeschossigen Kinzigtäler Hauses ausgestattet: im steinernen Sockelgeschoss die drei Rundbogenzugänge zum Stall und Futtergang, darüber das hölzerne Wohngeschoss mit Fensterband in der Wohnstube (links) und aus der Gebäudefront herausragender Schlafkammer(rechts), wobei der Vorsprung an den ehemaligen Kammertrippel erinnert. Und auch der gestufte Spitzgiebel mit seiner starken Übersetzung erinnert an den einstmals üblichen Trippel im Dachgeschoss der ursprünglichen Kinzigtäler Häuser. Darüber hinaus trägt dieses Haus noch das ursprüngliche Strohdach – und zwar vollständig, ohne Unterbrechung durch Falzziegel. An diesem Haus haben ganz sicher noch keine baupolizeilichen Vorschriften im ausgehenden 19. Jahrhundert die Umdeckung des Strohdachs mit Falzziegeln erzwungen – und dennoch trägt es ein dreieckiges Giebelfeld. Auf

Abb. 12: Jockeleshof in Hinterzarten, Hauptgebäude erbaut 1704 (Typ: Höhenhaus/Heidenhaus, zweigeschossiger Wohnteil bergseitig) – Foto um 1900.

Abb. 13: Untergeschwendhof in Neukirch bei Gütenbach, erbaut um 1650 und 1730 bergseitig erweitert (Typ: Höhenhaus/Heidenhaus, zweigeschossiger Wohnteil bergseitig) – Foto um 1900.

dieses Haus bezogen ist die dreieckige Giebelform ganz sicher ursprünglich. Allein dieses Haus belegt, dass ein ursächlicher Zusammenhang zwischen baupolizeilichen Vorschriften des ausgehenden 19. Jahrhunderts und dem Entstehen der dreieckigen Giebelform an Kinzigtäler Häusern nicht generell hergestellt werden kann. Auf die diesbezüglichen Ausführungen von Meckes bezogen ist es schon so etwas wie eine Ironie des Schicksals: Am Zangershof wurde nämlich durch Umbaumaßnahmen aus dem Strohdach ein Tonziegeldach und aus dem ursprünglichen dreieckigen Giebelfeld ein Walm. Genau deshalb ist das Hofgebäude nach der Abb. 11 heute kaum noch zu erkennen.

Höhenhäuser

Die Wohnung oftmals geschützt an der Berg-, der Stall an der Talseite

Die Heimat der nach der Typologie von Meckes als Höhenhäuser[31] bezeichneten zweigeschossigen und ursprünglich zweiraumbreiten Schwarzwaldhäuser ist der Hochschwarzwald, etwa das Gebiet, das im Nordosten bei Vöhrenbach, Furtwangen-Rohrbach und Schönwald beginnt. Im Westen wird es eingegrenzt durch den Steilabfall des Schwarzwaldes bei Gütenbach, St. Peter, St. Märgen, Breitnau und Hinterzarten. Im Süden verläuft die Grenze etwa vom Feldberg-Gebiet bis Lenzkirch-Kappel. Im Osten stößt die Grenze an das Altsiedlerland der Baar.

Die Abb. 12 und 13 lassen das charakteristische Erscheinungsbild der Höhenhäuser mit den tief herabgezogenen mächtigen Walmdächern, die nur im Wohnbereich – der besseren Belichtung wegen – ein wenig zurückgeschnitten sind, gut erkennen. Auch der in Abb. 1 zu sehende Wendelhof ist ein typisches Höhenhaus. Die ältesten Häuser dieses Typs wurden in reiner Firstständerkonstruktion erstellt. Bei dieser Bauweise reichen Holz-

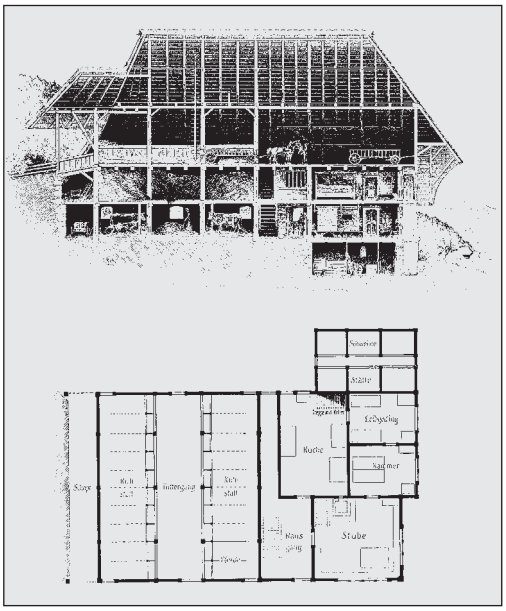


Abb. 14: Längsschnitt und Grundriss eines traditionellen Dreisamtäler Hauses, wie es ab dem 17. Jahrhundert errichtet wurde (Abb. 15 und 16): Im Bereich des Stalles im hinteren Gebäudeteil übernehmen drei Firstständer die Hauptlast, während über dem Wohnteil liegende Binder die Dachlast ableiten (oben). Bei den früheren Dreisamtäler Häusern war die Küche in der Mitte der Giebelseite angeordnet. Erst im Laufe des 17. Jahrhunderts rückte sie an die dem Wohnungszugang gegenüber liegenden Traufseite (unten).

Aus Schilling, Richard: Das alte malerische Schwarzwald-Haus, Freiburg 1915

Abb. 15: Fußenhof in Kirchzarten, erbaut 1754 (Typ: Dreisamtäler Haus, Wandvorsprung an rechter Frontseite, äußerer Gang führt von Frontseite längsseits bis zu den Gesindekammern über dem Stall) – Foto um 1910.

ständer (Firstständer oder Firstsäulen) von den Bodenschwellen bis unter die Dachpfette (Abb. 3).[32]

Die vom Boden, durch die Hausmitte bis unters Dach verlaufenden Firstständer sind auch der Grund dafür, dass die in Abb. 12 gut erkennbare, über eine Rampe erreichbare Hocheinfahrt in den mächtigen, mit beladenen Erntewagen befahrbaren Dachraum des Hauses, außerhalb der Hausmitte, angeordnet ist – ein typisches Zeichen für Höhenhäuser oder deren Varianten. Anders angeordnet ist die Hocheinfahrt bei den Gutachtäler und Kinzigtäler Häusern (Abb. 8), die einen „liegenden Stuhl" aufweisen, der keine Firstständer erfordert. Bei diesen Häusern führt die Hocheinfahrt in aller Regel in die bergseitige Hausmitte. Beim Untergeschwendhof in Abb. 13 führt die im Bild nicht sichtbare Hocheinfahrt oberhalb des bergseitigen Wohnteils in den Walm der rechten Gebäudehälfte.[33] Ein weiteres typisches Merkmal der Höhenhäuser sind Gesindekammern im Bereich der Heubühne über dem Stall. Sie sind über einen äußeren Gang im Obergeschoss der Eingangslängsseite des jeweiligen Hauses zu erreichen. Betreten werden kann der Gang vom oberen Hausgang. Ähnliche Lösungen hinsichtlich der Gesindekammern sind auch von einigen Häusern im Gutach- und Kinzigtal bekannt.

Sowohl beim Jockeleshof (Abb. 12) als auch beim Untergeschwendhof (Abb. 13) ist der Wohnteil der geschützten Bergseite zugewandt, was nach Schilli auf ein „älteres" Heidenhaus im Gegensatz zum „jüngeren" Heidenhaus, dessen Hausachse um 90° oder gar 180° gedreht ist, hindeutet.[34] Diese Auffassung gilt durch neuere Forschungsarbeiten inzwischen aber als überholt. Die Anordnung des Höhenhauses im Gelände ist kein Kriterium für das Alter des Hauses.[35] Sämtliche Höhenhäuser waren – wie übrigens alle historischen Schwarzwaldhäuser – bis weit ins 19. gelegentlich auch frühe 20. Jahrhundert mit einer kaminlosen , über zwei Geschosse reichenden Rauchküche ausgestattet.

Dreisamtäler Häuser
Eine Variante der Höhenhäuser

Bei den historischen Bauernhäusern in der großen Mulde östlich von Freiburg, im Tal der

Dreisam und ihrer Zuflüsse, handelt es sich um eine kontinuierliche Weiterentwicklung des Heidenhauses. Franz Meckes beschreibt diesen Haustyp als eine *dritte Variante der Heidenhäuser*.[36] Wegen einiger Abweichungen vom ursprünglichen Heidenhaus bezeichnet er diese dritte Variante als eigenständigen Haustyp, nämlich als Dreisamtäler Haus.[37] Die spezifischen Merkmale dieses Haustyps beschreibt Meckes wie folgt (vgl. Abb. 14): *Das zweigeschossige Haus, senkrecht – mit Wohnteil talwärts – oder parallel zum Hang erstellt, ist dreiraumbreit. Es hat einen stehenden Stuhl über dem Wirtschafts- und einen liegenden Stuhl über dem Wohnteil, der weitausladende Walm ist nicht mehr als Vollwalm ausgebildet. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts wird die Küche von der Stirnseite auf die rückwärtige Traufseite verlegt. Dies engt den Hausgang, der nach wie vor durch die ganze Gebäudetiefe reicht, im Küchenbereich ein, Kammer und Leibgedingstüble rücken vor die Hausflucht. Wohnstube, Kammer und Stüble sind unterkellert. Im Obergeschoss führt ein außenliegender Gang von den Knechtskammern entlang der Schlafstube über Eck bis zum Vorsprung des Wohnteils an der Stirnseite. Bei den parallel zum Hang erstellten Gebäuden fehlt die zweigeschossige Dreschtenne, und die Hocheinfahrt liegt hier geländebedingt oft unmittelbar über der Stalldecke. Die Überdachung der Hocheinfahrt in Form einer kleinen Wiederkehr ist eine spätere Zutat.*[38]

Der für Dreisamtäler Häuser charakteristische außenliegende Gang, der vom Vorsprung in der Frontseite des Hauses zu den Knechtskammern im Heustock über dem Stall führt, ist in Abb. 15 gut zu erkennen. Der Hauszugang befindet sich an der linken Traufseite. Rechts vom Hausgang sind Stube, und hintereinander Küche und Leibgedingwohnung angeordnet.

Dass Häuser des Dreisamtäler Haustyps nicht nur im Dreisamtal zu finden sind, sondern auch in einiger Entfernung davon, nämlich beispielsweise auch im Glottertal, belegt der in Abb. 16 zu sehende Flammhof. Streng nach den geografischen Karten mit den Verbreitungsgebieten der Schwarzwälder Haustypen ist nach Meckes[39] im Glottertal das Elztäler Haus beheimatet und nach Schilli[40]

Abb. 16: Flammhof in Glottertal, erbaut 1713 (Typ: Dreisamtäler Haus, im Bild nicht sichtbar: Wandvorsprung an rechter Frontseite, äußerer Gang führt von Frontseite längsseits bis zu den Gesindekammern über dem Stall). Links im Bild das Dach des im 19. Jahrhundert errichteten steinernen Wohnhauses. Das unter Denkmalschutz stehende historische Holzhaus wurde fortan nur noch als Stall und Leibgedingwohnung genutzt – Foto um 1920.

das Heidenhaus (Höhenhaus). Dieser Sachverhalt gibt zu erkennen, dass die in den Karten der Verbreitungsgebiete der Schwarzwälder Haustypen aufgezeigten Grenzen keinesfalls als starre Grenzlinien zu betrachten sind; sie sind fließend mit weitreichenden Übergängen und können nur eine Groborientierung bieten. In diesem Zusammenhang sei angemerkt, dass es übers Land ziehende Zimmerleute waren, die diese Häuser errichteten und sich dabei nicht an geografischen Grenzen orientierten. Sie bauten Häuser entsprechend ihrem Können, ihren handwerklichen Erfahrungen, den regionalen landschaftlichen und klimatischen Gegebenheiten, den landwirtschaftlichen Möglichkeiten und nicht zuletzt nach den individuellen Vorstellungen des jeweiligen Bauern.

Erbaut wurde der Flammhof vom Baumeister Joseph Ecker aus Breitnau im Hochschwarzwald, der unter anderem 1695 auch den Breitnauer Pfarrhof, 1703 den Rombachhof im Wagensteigtal, 1721 den Pfisterhof im Oberglottertal und 1729 den Kleiserhof im Spiegelsbachtal bei Titisee-Neustadt errichtete. Und auch der im Jahre 1725 entstandene Dachstuhl der Klosterkirche in St. Peter ist ein Werk des Breitnauer Baumeisters.[41] Folglich arbeitete Ecker zumindest in zwei regionalen Verbreitungsgebieten unterschiedlicher Haustypen, nämlich im Gebiet der Höhen- oder Heidenhäuser (Breitnau / St. Peter / Titisee-Neustadt) und der Elztäler Häuser (Glottertal).

Abb. 17: Haus Landstraße 10 in Utzenfeld, erbaut um 1700 (Typ: Wiesentäler Haus, Firstlinie parallel zum Hang, zweigeschossig, ursprünglich zweiraumbreiter Wohnteil, äußerer Gang umläuft Front- und Längsseite) – Foto um 1900.

Sowohl der mit Holzschindeln gedeckte Fußenhof (Abb. 15) als auch der mit Stroh gedeckte Flammhof (Abb. 16) tragen ein Vollwalmdach, wie es von den Höhenhäusern (Abb. 12 und 13) bekannt ist. Inzwischen wurde das Strohdach des denkmalgeschützten Flammhofs jedoch durch ein Reeddach ersetzt.[42] Wie im Glotter- und Dreisamtal üblich, errichtete man – primär aufgrund von Feuerschutzverordnungen – auch beim Flammhof im 19. Jahrhundert neben dem alten Hofgebäude aus Holz ein Wohnhaus aus Stein (am linken Bildrand zu erkennen) und nutzte den Altbau fortan nur noch als Wirtschaftsgebäude und Wohnung für das Altbauernpaar (Leibgeding).[43]

Wiesentäler Häuser

Oftmals als Doppelhöfe genutzt

Schilli bezeichnet die historischen Schwarzwaldhäuser südlich des Feldbergs einschließlich des Wiesentals als Schauinslandhäuser.[44] Dieser Haustyp ist ähnlich dem dreiraumbreiten Dreisamtäler Haus eine Variante des Höhenhauses (Heidenhauses), aber eben nur zweiraumbreit, wie die ursprünglichen Höhenhäuser (Heidenhäuser). Im Unterschied zum Höhenhaus (Heidenhaus) verläuft beim Schauinslandhaus unterhalb des Firstbaums und parallel dazu ein zweites Längsholz, das die Hauskonstruktion statisch versteift und im regionalen Sprachgebrauch als „Katzenbalken“ bezeichnet wird. Bezogen auf die klimatisch günstiger gelegenen Süd- und Westhänge des Schauinslands schreibt Schilli: *Daneben bedienen sich die Bauern in diesen Gebieten der älteren „Heidenhäuser“ und ihrer Mischformen, die im ganzen Einzugsgebiet der Wiese in die Kulturlandschaft eingestreut liegen. Aber die großen Hofgüter mit ihren Nebenbauten wie Speicher, Hausmahlmühlen, Back- und Brennhäuschen und Berghäusle, mit Riemenfluren und das stolze Bauerntum des Mittel- und Hochschwarzwaldes hat es hier nie gegeben.*[45]

Meckes hingegen, der die Schwarzwälder Haustypen noch detaillierter als Schilli unterteilt, bezeichnet die historischen Schwarzwaldhäuser im Wiesental, nach ihrer geografischen Lage, als Wiesentäler Häuser. Bezogen auf das in Abb. 17 zu sehende historische Haus in Utzenfeld (Wiesental) – eines der wenigen, das den Dorfbrand im Jahre 1926[46] überlebte –

Abb. 18: Fehrenbachhof in Rickenbach-Bergalingen, erbaut um 1750 (Typ: Hotzenhaus; das eigentliche Haus ist ummantelt, d. h. zwischen Außenwand und innenliegender Ständer-Bohlen-Konstruktion besteht ein Gang, der „Schild" oder „Laube" genannt wird) – Foto um 1900.

Alle Bilder: Archiv Nienhaus

trifft seine Beschreibung eher zu als das, was Schilli zu den Häusern im Wiesental ausführt. Meckes schreibt: *Das zweigeschossige Haus steht parallel zum Hang. Den zweiraumbreiten Wohngrundriss begrenzt ein Küchenflur. Die Firstständerkonstruktion mit dem aussteifenden Katzenbalken enthält über dem Wohnteil einen liegenden Bund und an der Schmalseite einen weitausladenden Dreiviertelwalm. In zahlreichen Doppelhöfen werden oft die in der Hausmitte gelegene Küche, der Futtergang im Ökonomieteil und die darüberführende Hocheinfahrt von den Familien gemeinsam genutzt.*[47] Darüber hinaus weist Meckes auf den in Abb. 17 gut zu erkennenden, den gesamten Wohnteil umlaufenden, bis über den Stall führenden Gang hin – ein weiteres markantes Merkmal des Wiesentäler Haustyps.

Hotzenhäuser

Die älteste Form der Firstständerhäuser

Bei historischen Bauernhäuser im Hotzenwald – den so genannten Hotzenhäusern – handelt es sich um die älteste Form der Firstständerhäuser mit mittelalterlichem Gefüge. Im regionalen Sprachgebrauch werden die Hotzenhäuser auch als Hochsäulenhäuser bezeichnet.[48] Ein recht stattliches Beispiel zeigt die Abb. 18. Leider sind nur noch sehr wenige dieser so urig ausschauenden Häuser in ihrem ursprünglichen Aussehen bis heute erhalten. Nicht nur die Strohdächer wurden schon vor vielen Jahren durch tönerne Dachziegel ersetzt.

Tritt – oder besser, wegen der zwischenzeitlichen baulichen Veränderungen: trat – ein Besucher durch die längsseits angeordnete Eingangstür ins ursprüngliche Hotzenhaus, gelangt er zunächst in einen Gang, der vor dem Wohnbereich als „Schild" oder „Laube" und vor dem Stall als „Brugg" bezeichnet wird. Der so entstandene freie Raum diente zum Aufbewahren von Geräten, und auch der Brunnen sprudelte hier und war selbst bei hohem Schnee trockenen Fußes zu erreichen.[49] Diese massiv gemauerte Ummantelung des eigentlichen Hauses diente als Wetterschutz. Durch die nur wenigen Fenster und das tief heruntergezogene Dach blieb das Hausinnere recht dunkel, was Hermann Eris Busse zu folgender Formulierung veranlasste: *Die Dunkelheit und Dumpfheit, die tagsüber in den Räumen herrschte, machte wohl nur für geborene Hotzen das Heim erträglich.*[50]

Die Hauskonstruktion mit dem von den Wiesentäler Häusern bereits bekannten

„Katzenbalken“ erhält erst im 18. Jahrhundert über dem zweigeschossigen Hauskörper mit zweiraumbreitem Wohnteil einen liegenden Stuhl. Der Vollwalm (Abb. 18) wurde an vielen Häusern später in einen Dreiviertelwalm abgeändert. Auch das über eine Erdrampe zu erreichende Einfahrtshäuschen trug ursprünglich einen Vollwalm. Dieser Walm endete oben in einer kegelförmig gestalteten Strohschaube, die oftmals von einem kleinen Kreuz als Firstreiter gekrönt war.

Schon 1978 schreibt Schilli: *Wie eingangs erwähnt, ist das alte Hotzenhaus bis auf wenige Exemplare aus der Landschaft verschwunden. Die Gründe hierfür wurden bereits angedeutet. Einmal erhält das Haus durch den umlaufenden Schild in seinem Innern zuwenig Licht und Luft, und die Unterhaltung der großen Dachflächen ist zu kostspielig geworden. Zum andern hat die Realteilung das Bauerntum zum Verschwinden gebracht. … Dazu kommt, dass zwei, drei, ja vier Familien der verarmten Bewohner infolge des Erbganges in einem Hause wohnen mussten, das ursprünglich nur einer Familie Raum gewährte. Unvorstellbares Wohnungselend herrschte bis vor wenigen Jahren in diesem Landstrich. Hier waren Stuben anzutreffen, in den Nägel in der Stubenwand die Wohnbezirke der im Hause lebenden Familien abgrenzte. Die Aufteilung des Eigentums förderte nicht die Pflege und Unterhaltung dieser Häuser*.[51]

Schon rund 50 Jahre vor dieser Schilli'schen Einschätzung zum Bestand der Hotzenhäuser resümiert Busse zu diesem Themenkomplex: *Das alte überlieferte Hotzenhaus wird selten. Überall wird mit neuzeitlichen Baustoffen an dem alten Körper herumgeflickt, morsche Stellen werden barsch herausgerissen und neue Einbauten meist ohne Zusammenklang mit dem Ganzen hineingepreßt oder angebaut*.[52] Und auch der bekannte Autor vieler wissenschaftlicher Bücher und Aufsätze, u. a. zu landeskundlichen Themen, Dr. Helmut Bender sah schon vor rund 30 Jahren die Zukunft des Hotzenhauses mit sehr gemischten Gefühlen, er schreibt: *Es versteht sich von selbst, daß die klassischen Hotzenhäuser in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr zu einer Rarität geworden sind. So behaglich und gemütlich sie sich bei geringen Wohnansprüchen auch geben, sie passen nicht mehr ohne weiteres in die heutige technisierte und komfortable Zeit. Sie sind in diesem Sinn längst historisch geworden, fast schon ausgestorben. Modernisierungen aber werden ihnen gefährlich, obschon es Beispiele gelungener Kompromisse geben mag. Das Volkskundliche allein kann hier nicht bestimmen, so leid es einem eigentlich tut. Andrerseits es töricht wäre, von seinem absoluten Anachronismus sprechen zu wollen: manches Prinzipielle dürfte auch hier noch seine Berechtigung, vielleicht sogar eine Zukunft haben. Darüber hinaus eben dieses Hotzenhaus in der größeren Familie der Schwarzwaldhäuser eine vielbeachtete, weil urtümliche Stellung innehat: was da noch Charakter und Bestand bewahrt, gilt es auf sinnvolle Art zu erhalten*.[53]

Mit diesen nachdenklich stimmenden Ausführungen Benders soll diese kurze Rückschau in die historische Schwarzwälder Hauslandschaft enden. Es bleibt zu wünschen und zu hoffen, dass alle in diesem Zusammenhang Verantwortlichen – wie beispielsweise Landwirte, Agrarpolitiker und Landwirtschaftsfunktionäre – mit der noch erhaltenswerten historischen Bausubstanz der landschaftstypischen Schwarzwaldhäuser verantwortungsvoll umgehen.

Natürlich muss irgendwann einmal das Alte dem Neuen weichen, sonst gäbe es keinen Fortschritt – was sehr bedauerlich wäre. Wenn aber an den historischen Häusern an- oder umgebaut werden soll oder muss oder gar ein neues Schwarzwälder Bauernhaus errichtet wird, sollte das Ergebnis landschaftsverträglich ausfallen. Angestrebt werden sollte ein Schwarzwaldhaus, das das landestypische Bodenständige bewahrt und einen zeitgemäßen landwirtschaftlichen Betrieb ermöglicht, wie auch ebensolchen wohnhygienischen Komfort sicherstellt.

Anmerkungen

1 Gutachten vom 27. Dezember 1960 im Regierungspräsidium Freiburg, Referat 25 – Denkmalpflege, Akte Hofgut Himmelreich, Kirchzarten.
2 Schilli, Hermann: Das Schwarzwaldhaus, in: Badische Heimat, 40. Jg., 1960, Heft 3/4, S. 259.
3 Busse, Hermann Eris: Der Schwarzwaldhof, in: Mein Heimatland, 23. Jg., 1936, Heft 7/8, S. 226, 227.

4 Haas, Berthold: Das Bauernhaus im Schwarzwald-Baar-Kreis, in: Der Schwarzwald-Baar-Kreis, Stuttgart und Aalen, 1977, S. 191.

5 Schnitzer, Ulrich: Schwarzwaldhäuser von gestern für die Landwirtschaft von morgen [Forschungsarbeit am Institut für Orts-, Regional- und Landesplanung der Universität Karlsruhe, Lehr- und Forschungsgebiet Planen und Bauen im Ländlichen Raum, Prof. Dr.-Ing. Ulrich Schnitzer], Arbeitsheft 2 Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Stuttgart 1989. Diese Schrift eignet sich als Nachschlagewerk und Arbeitsunterlage sowohl für den betroffenen Landwirt als auch für den Architekten, Statiker, landwirtschaftlichen Fachberater, Konservator und alle bei der Sanierung historischer Schwarzwaldhäuser beteiligten Handwerker.

6 Nicht alle historischen Schwarzwaldhäuser tragen ein Walmdach. Einige, vornehmlich im Kinzig-, Wolf- und Renchtal, sind mit einem spitzen Giebel ausgestattet, d. h. mit einem Satteldach (siehe Abb. 11). Bezogen auf den gesamten Schwarzwald sind historische Bauernhäuser mit Satteldächern aber deutlich in der Minderheit. Vgl. Nienhaus, Heinz, Kinzigtäler Häuser und ihre baulichen Varianten, in: die Ortenau (83) 2003, S. 143–170.

7 Eisenlohr, Friedrich: Holzbauten des Schwarzwaldes, herausgegeben im Auftrag des Großh. Badischen Ministeriums des Innern, Aufgenommen von F. Federle, Karlsruhe 1853.

8 Kossmann, Bernhard: Die Bauernhäuser im badischen Schwarzwald, in: Zeitschrift für Bauwesen (44) 1894, S. 36–194.

9 Gruber, Otto: Das Haus des Schwarzwaldes, in: Der Schwarzwald: allerhand von Land und Leuten / hrsg. von Gerold Schmückle, Sonderheft der Monatsschrift „Oberdeutschland“, Stuttgart 1922, S. 43–52. Wesentliche Passagen und auch die Zeichnungen zu den Haustypen aus dem Beitrag von Gruber werden wiedergegeben in dem von Wilhelm Fladt verfassten einführenden Text zum Werk von Hans Retzlaff: Volkskunde im Schwarzwald, Berlin Leipzig 1935, S. 4–11.

10 Gruber, Otto: Über die Denkmalpflege am Hause des Schwarzwaldes – Eine Mahnung an die Badische Heimat, in: Mein Heimatland, 19. Jahrgang, 1932, S. 124–128.

11 Meckes, Franz: Die Schwarzwaldhäuser – Geschichte, Bestand, Veränderungen, in: Schnitzer wie Anm. 5, S. 16.

12 Schilli, Hermann: Das Schwarzwaldhaus, Stuttgart 1953 (weitere Auflagen 1964, 1977 und 1982).

13 Schnitzer, wie Anm. 5.

14 Meckes, wie Anm. 11, S. 14–42. In diesem Beitrag einbezogen ist eine geografische Karte (Bild 14): *Heutiges Verbreitungsgebiet der Schwarzwaldhäuser mit Abgrenzung der Haustypen*. Auch Schilli hat eine ähnliche Karte veröffentlicht in: Schilli, Hermann: Schwarzwaldhäuser, Karlsruhe 1971, S. 16.

15 Sehr anschauliche Darstellungen (Schnittzeichnungen) von historischen Schwarzwaldhäusern mit „Firstständern“ bzw. „Firstsäulen“, dem „liegenden Stuhl“ und „Katzenbalken“ bzw. „Katzenband“ sind zu finden in: Schilli, Hermann: Schwarzwaldhäuser, 2. Aufl., Karlsruhe 1978, S. 8.

16 Ebd.

17 Schilli nennt diesen Haustyp „Zartener Haus“, in: Schilli, wie Anm. 2 S. 115–141 und Ders. in: Schwarzwaldhäuser, wie Anm. 14, S. 70–73.

18 In seinen zahlreichen Veröffentlichungen übernimmt Schilli die volkstümliche Bezeichnung „Heidenhaus“ als Typenbezeichnung für die historischen Bauernhäuser des Hochschwarzwaldes. Vgl. beispielsweise Hermann Schilli: Das Schwarzwaldhaus, Stuttgart 1953, S. 13–83. In diesem Zusammenhang sei auf die ausführliche Bibliografie Schillis hingewiesen, in: Dieter Kauß: Zum Leben und Werk von Hermann Schilli (1896–1981), in: Die Ortenau (66) 1986, S. 127–141. Bei Meckes in: Schnitzer, wie Anm. 5, S. 33 ist hinsichtlich des Haustyps „Heidenhaus“ nachzulesen: *Bei den Bauern des Hochschwarzwaldes ist das Wissen um einzelne mittelalterliche Konstruktionselemente des Eindachhauses bis heute lebendig geblieben. Es mag sein, daß sie aus diesem Grund ihre Hausform als von „Heiden“ erfunden glauben und sie daher als „Heidenhaus“ bezeichnen. Zweifellos soll der Begriff das archaische Erscheinungsbild dieses Haustyps und sein vermeintlich hohes Alter versinnbildlichen. Heute verfügt man über eine Vielzahl gefügekundlich untersuchter und genau datierter Gebäude und kann diese mit den Bautypen der angrenzenden Schwarzwaldtäler vergleichen, deren Alter ebenfalls gesichert ist. Der Vergleich zeigt, daß es sich bei dem Haustyp des Hochschwarzwaldes in Wirklichkeit um den weiterentwickelten, nicht der ersten Besiedlungsphase entsprechenden Baubestand handelt. Aus diesem Grund scheint die Übernahme der volkstümlichen Bezeichnung „Heidenhaus“ nicht geeignet. Die „neue Generation“ dieses Haustyps, die im 16. Jahrhundert entwickelt wurde und in den hohen rauhen Lagen des Schwarzwaldes Verbreitung fand, wird deshalb im folgenden „Höhenhaus“ genannt.*

19 Meckes, wie Anm. 11, S. 18–23.

20 Vgl. Schilli, wie Anm. 12, S. 200 und Meckes, wie Anm. 11, S. 31.

21 Bei nahezu allen bis heute meist vorbildlich erhaltenen historischen Bauernhäusern in Gutach sind erhebliche bauliche Einflüsse des Kinzigtäler Haustyps, aber auch des Höhen- oder Heidenhaustyps zu erkennen. Vgl. Nienhaus, Heinz: Der Gutacher oder Gutachtäler Haustyp und historische Bauernhäuser in Gutach, in: Die Ortenau (86) 2006, S. 399–432.

22 Schilli, wie Anm. 12, S. 207 ff.

23 Meckes, wie Anm. 11, S. 29.

24 Schilli, wie Anm. 12, S. 164.

25 Etwa ab dem 18. Jahrhundert wurden auch zweigeschossige Kinzigtäler Häuser erbaut. Siehe hierzu: Nienhaus, Heinz: Altes Kinzigtäler Haus identifiziert, in: Die Ortenau (88), 2008, S. 347–354.

26 Ursprünglich waren die riesigen Walmdächer vollständig mit Stroh, gelegentlich aber auch – insbesondere in höheren Lagen – mit Holzschindeln gedeckt. Siehe hierzu: Nienhaus, Heinz: Historische Schwarzwaldhäuser, in: Jahrbuch des Landkreis Freudenstadt 2003, S. 66–73, Bilder 2 und 3.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts erzwangen baupolizeiliche Vorschriften die Umdeckung des Strohdachs mit Falzziegeln, zumindest oberhalb der Hausein- bzw. ausgänge. Im Brandfall hätte das vom Dach herabstürzende brennende Stroh die Ausgänge versperren können, wodurch eine lebensbedrohliche Gefahr für die Bewohner entstehen konnte.

27 Relativ viele Kinzigtäler Häuser – besonders im Wolftal (z. B. in Oberwolfach und Schapbach) und Renchtal tragen statt einem Walm ein Satteldach, d. h. sie haben ein dreieckiges Giebelfeld (spitzer Giebel – siehe Abb. 11).Vgl. Nienhaus, Heinz: Kinzigtäler Häuser und ihre baulichen Varianten, in: Die Ortenau (83) 2003, S. 143–170, insbesondere Bilder 9–11.

28 Schilli, wie Anm. 12, S. 195.

29 Meckes, wie Anm. 11, S. 29.

30 Ebd., Abb. 43 und 44.

31 Vgl. Anm. 18. Im Folgenden wird auf die volkstümliche Bezeichnung „Heidenhaus“, die Schilli in allen seinen Veröffentlichungen verwandte, verzichtet und statt dessen die von Meckes eingeführte Bezeichnung „Höhenhaus“ verwendet. Hiervon ausgenommen sind Passagen, in denen auf Veröffentlichungen von Schilli verwiesen wird.

32 Später verzichtete man im Wohnbereich dieser Häuser auf die insbesondere bei der Gestaltung des Wohnungsgrundrisses störenden Firstständer und errichtete in diesem Bereich den so genannten „liegenden Stuhl“ (Abb. 3), der von den Gutachtäler und Kinzigtäler Häusern bekannt ist – hier allerdings meist ohne Restfirstständer.

33 Schilli, wie Anm. 12, Abb. 15.

34 Ebd., S. 85–114 und 279; Ders., wie Anm. 15, S. 25–27 und Rückseite des Buchs.

35 Meckes, wie Anm. 11, S. 33, stellt hierzu fest: *Die vorliegende Literatur unterscheidet das ältere und das jüngere „Heidenhaus“. Dabei kennzeichnen das ältere „Heidenhaus“ eine senkrecht zum Hang verlaufende Firstlinie und ein bergwärts gerichteter Wohnteil; eine um 90 bzw. 180 Grad gedrehte Anlage bezeichnet man als jüngere Form. Nach der bisherigen Auffassung soll das ältere Haus nach 1600 nicht mehr gebaut worden sein; die jüngeren Anlagen sollen aber alle nach der Wende zum 17. Jahrhundert datieren. Der Baubestand des Höhenhauses widerlegt jedoch diese These. So sind z. B. das Haus in Schluchsee-Fischbach, Winterbergweg 2 von 1499, der Kirnerhof in Gütenbach aus dem Jahre 1572 und der Hummelhof in Furtwangen-Katzensteig von 1583 alle mit der Firstlinie parallel zum Hang errichtet, während der Jockenhof in Waldau von 1704, der Berggrunderhof von 1758 und der Höfenhof von 1765, beide im Jostal, mit dem Wohnteil zum Berg stehen.*

36 Meckes, Franz: Der Schwarzwaldhof in der Freiburger Vorbergzone, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, X, 1981, S. 33–42.

37 Ebd.

38 Meckes, wie Anm. 11, S. 24, sowie Abb. 25 und 26.

39 Ebd., S. 17, Abb. 14.

40 Schilli, wie Anm. 12, S. 278, Figur 100.

41 Kaiser, Dr. Wolfgang: Der Flammhof im Glottertal Kreis Breisgau-Hochschwarzwald. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes 32, 2003, S. 274.

42 Ebd., S. 273 und Hecht, Ingeborg: St. Peter im Schwarzwald, Freiburg 1980, S. 8.

43 Kaiser, wie Anm. 41, S. 273 und 274.

44 Schilli, wie Anm. 12, S. 127–142, 278 Figur 100; Ders., wie Anm. 14, S. 16, 56 und 57.

45 Schilli, wie Anm. 14, S. 57.

46 Schlageter, Albrecht: Zur Geschichte des Dorfes Utzenfeld, in: Das Markgräflerland – Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur, Herausgeber: Geschichtsverein Markgräflerland e. V., Heft 1, 1995, S. 25.

47 Meckes, wie Anm. 11, S. 22 und 24.

48 Schilli, wie Anm. 14, S. 64.

49 Busse, Hermann Eris: Hotzenland und Hotzenvolk, in: Hochrhein und Hotzenwald, Badische Heimat, 19. Jahrgang, Jahresheft 1932, S. 146.

50 Ebd.

51 Schilli, wie Anm. 14, S. 65.

52 Busse, wie Anm. 49, S. 147.

53 Bender, Helmut: Vom Hochrhein, Hotzenwald und südlichen Schwarzwald, Freiburg 1980, S. 26.

Mein Dank für die Hilfe bei der Altersbestimmung der historischen Häuser gilt Ansgar Barth, Schulamtsdirektor a. D. und Heimatforscher in Gutach, Dr. Wolfgang Kaiser, Regierungspräsidium Freiburg, Referat 25 – Denkmalpflege, Georg Keller, Altbürgermeister in Rickenbach und Harald Lais, Bürgermeister in Utzenfeld.

Anschrift des Autors:
Heinz Nienhaus
Ledderkesweg 4
46242 Bottrop

Günter Boll

Der Davidenhof in Seewangen

Nachdem „der Allmechtig Gott kurtz verflossner zeit den Ehrwürdigen Geistlichen Herren Georgen Hen[n]er seeligen gewesten Probsten des würdigen Gottshauses zu Riedern, vsser disem zeitlichen Jammerthal zue seinen Göttlichen gnaden beruoffen“ hatte, ersuchte die „gantze kirchen gemeind daselbsten“ den Bischof von Konstanz, Jakob Fugger (1567–1626), anlässlich der bevorstehenden Ernennung des Chorherrn Peter Hug zum Nachfolger des verstorbenen Propstes am 28. Juli 1607, die drei Jahre später ins Werk gesetzte Vergrößerung der Riederner Pfarr- und Propsteikirche Sankt Leodegar zu veranlassen: „Dieweil zu diser zeit bey vns des Volcks vil, hergegen die kirchen also klein, Inmassen zu ettlichen mahlen vil Mannß vnd Weybs Personen so der heilligen Mesß vnd zu erhören das wort Gottes zubesuochen vnd demselben bey zuwohnen begehren, nicht in die kirchen khommen könnden, sondern, ohn angesehen das vnser ettliche einen feren weg zur kirchen haben, solche Artzney Leybs vnd der Seelen vnderweilen entmanglen müessen, Als gelangt an E. Fr. g. vnser vnderthenigs demüettiges bitten, die wöllen gnedige anordnung thuon, das solche kirchen ettwas grösser gemacht werden möge, darmit vnsere Seelen desto baß gespeist werden mögen.“[1]

Die Kirchengemeinde, die bis 1811 von Konventualen der 1638 dem Augustinerchorherrenstift Kreuzlingen einverleibten Propstei Riedern pastoriert wurde,[2] zählte am Ende des 17. Jahrhunderts nicht weniger als 1400 Seelen.[3] Die meisten von ihnen waren Gotteshausleute des Klosters Sankt Blasien und wohnten in den zur bläsmischen Reichsherrschaft Bonndorf gehörenden Filialorten des Riederner Kirchspiels. Nur im Pfarrort selbst, der bis 1806 zur fürstenbergischen Landgrafschaft Stühlingen gehörte, übte der jeweilige „Administrator Præposituræ Riederensis“ die niedere Gerichtsbarkeit des Prälaten zu Kreuzlingen aus, während dem Obervogteiamt Stühlingen und seinem Riederner Hochgerichtsvogt die Wahrung der landesherrlichen Gerechtsame oblag.[4]

Das ebenso ausgedehnte wie volkreiche Kirchspiel erstreckte sich vom Riedersteg im Schlüchttal bis auf den Rötenberg hinauf, dessen Bewohner von allen Mitgliedern der 1697 als „amplissima parochia“ bezeichneten Kirchengemeinde[5] den weitesten und beschwerlichsten Weg zur beinahe anderthalb Stunden entfernt gelegenen Pfarrkirche hatten.

Die Höfe im Kaßlet und auf dem Rötenberg und der aus einem Hofgut des oberelsässischen Klosters Ottmarsheim hervorgegangene Weiler Seewangen gehörten von alters her zur Vogtei Mettenberg, die auch die nach Grafenhausen eingepfarrten Ortschaften Rippoldsried und Geroldshofstetten einschloss.[6]

Die ursprüngliche Zugehörigkeit des Hofes Seewangen zum Güterbesitz des linksrheinischen Klosters Ottmarsheim ist aus einer Urkunde von 1285 zu ersehen, mit der Graf Mangold von Nellenburg kundtut, dass er „die vogetaie ze Grauenhusen (Grafenhausen) baidu̦ u̦ber das Closter vnd u̦ber die Stat vnd swas der zů hoͤret, vnd die vogetaie u̦ber das gůt ze fulenuirst (Faulenfürst) vnd ze wizen (Weizen) du̦ ze sant Blasiun hoͤrent, vnd die vogetaie ze Sewangen vnd ze Igelsnait (Igelschlatt) du̦ ze Othmarshain hoͤrent vnd da zů min vogetlu̦te die an die kilchun ze Lushain (Lausheim) hoͤrent“ dem Abt des Klosters Allerheiligen in Schaffhausen und dem Ritter Peter von Münchingen um fünfzig Mark „loͤtiges silbers“ versetzt habe.[7]

Erst dreihundert Jahre später kam es zur Teilung des Hofes Seewangen, der 1478 in den alleinigen Besitz des Klosters Sankt Blasien gelangt war und seitdem nach dessen Erb-

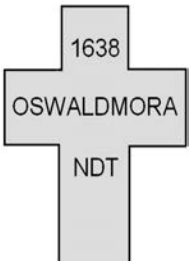
lehenrecht an den jeweiligen Hofmeier verliehen wurde. Neun Jahre nachdem Abt Caspar II. Thoma die Gebrüder „Mathiß, Hanß vnnd Thebuß die Moranten“ und ihren Nachbarn Hans Brüstlin mit je einem „halben teil“ des Hofguts belehnt hatte,[8] konnte der aus der Teilung des Lehens erwachsene Streit zwischen den Nachbarn um die Abgrenzung ihrer Güter dank der Vermittlung unparteiischer Sassleute am 13. November 1590 gütlich beigelegt werden. „So ist dieser Houe Seewangen der gestalt von einandern getailt vnd abgesöndert worden, Namblich von Hürlinger bann durch die Thüeffen auff Inn den bildstockh vf dem Creütz“ und „von dem Bildstockh Inn falcken an Metenberger bann.“ Nachdem Hans Brüstlin „seinen nachparen denn Morandten die wahl aigner bewegnuß vfgethan“ hatte, welchen der beidseits dieser Grenzlinie gelegenen Teile des Hofguts sie für sich beanspruchten, „haben sie denn vnndern teyl gegen Ylingen (Ühlingen) erwellt vnnd benambset, ist allso der Oberteyl gegen dem Gehaßlet (Kaßlet) Ime Hanß Brüstlin verplyben.“[9]

Der jährlich und „allwegen vf Sanct Martinß deß hailigen Bischofs tag“ von den Lehnsträgern zu entrichtende und in den Mettenberger Speicher des Klosters zu liefernde Erb- und Grundzins belief sich für jedes der beiden Lehen auf zwei Mutt fünf Viertel Kernen, vier Mutt ein Vierling Roggen und fünfthalb Mutt Hafer, „Sodann an gellt ein pfund sechß schilling heller“, vierthalb Hühner, 25 Eier, ein halbes Lamm und 300 Rebstecken, „alles gueter sauberer, wolgeleuterter frucht, Kaufmannßguet vnnd thüenger meß, auch Landtleuffiger Müntz vnnd wehrung.“[10]

Während Hans Brüstlin, der auch im Kaßlet begütert war, in den einschlägigen Quellen des frühen 17. Jahrhunderts bis 1618 als Einwohner des nunmehr aus vier Hofstätten bestehenden Weilers Seewangen bezeugt ist,[11] treten die Brüder Morant und ihr Stiefvater Konrad Thrüllinger nach 1590 nicht mehr in Erscheinung, so dass wir nicht wissen, wie lange sie beieinander gewohnt und die gemeinsame Bewirtschaftung ihrer Güter fortgesetzt haben.

Im Dezember 1631 „ist ein großer Uflauf und Schrecken im gantzen Teütschland entstanden, da der König aus Schweden alle Orth und End eingenommen und ausgeblindert“ hat.[12] Selbst die entlegensten Dörfer und Höfe des südlichen Schwarzwalds blieben nicht länger von den Drangsalen des Dreißigjährigen Krieges (1618–1648) verschont, nachdem der seit 1628 in schwedischen Diensten stehende Rheingraf Otto Ludwig von Salm die Kampfhandlungen am Hochrhein im Juni 1633 mit der Einnahme der vier Waldstädte eröffnet hatte.[13]

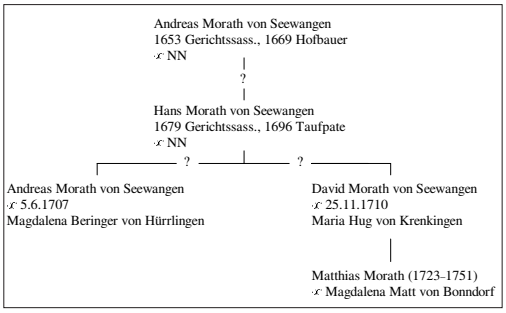
Am südlichen Ortsausgang von Seewangen steht eines jener sagenumwobenen „Schwedenkreuze“, die hier wie andernorts an die Gewalttaten der plündernd und mordend durchs Hinterland der Kriegsschauplätze streifenden Soldateska erinnern. Die nur noch mit Mühe zu entziffernde Inschrift des kleinen Steinkreuzes erinnert an einen Mann namens Oswald Morandt. Der Sage nach soll er da, wo das Kreuz steht, im Kriegsjahr 1638 von den Schweden ermordet worden sein. Die mündliche Überlieferung bringt ihn wohl nicht zu Unrecht mit dem 1888 abgebrochenen „Davidenhof“ in Verbindung, der sich bis in die fünfziger Jahre des 18. Jahrhunderts im Besitz der alteingesessenen Familie Morath befand.[14] Der zwischen dem „Schmidtenacker“ und der „Tiefe“ gelegene Hof wird 1876 als „ein in gutem Zustande befindliches zweistöckiges Bauernhaus mit Scheuer, Stallung und Schopf unter einem Dache“ bezeichnet.[15] Das 88,5 Hektar große Hofgut nahm nahezu ein Viertel der Gesamtfläche der Gemarkung Seewangen ein.



Hofreite	0,4090 ha
Gärten	0,3722 ha
Ackerland	39,4701 ha
Wiesen	13,6418 ha
Waldboden	33,1525 ha
Gebüsch	0,8886 ha
ertraglose Fläche, Wege, Gräben	0,5606 ha
Gesamtfläche	88,4948 ha

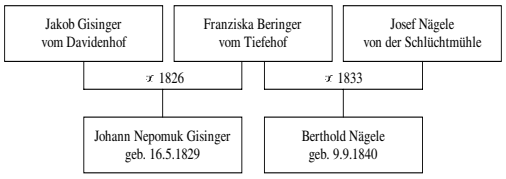
Der Name des 1876 vom badischen Domänenärar erworbenen Hofes geht auf den Taufnamen seines früheren Besitzers David Morath zurück, der mit Maria Hug von Krenkingen verheiratet war und am 18. April 1757 im Alter von 66 Jahren in Seewangen gestorben ist.[16] Sein 1751 verstorbener Sohn Matthias Morath hatte zwei unmündige Töchter hinterlassen, die nach dem frühen Tod ihres Vaters als Stiefkinder des Karl Albrecht von Ühlingen und des Joseph Gisinger von Dillendorf aufwuchsen, mit denen ihre Mutter Magdalena Matt in zweiter und dritter Ehe verheiratet war. Da deren vierte und letzte Ehe mit Matthias Müller von Seewangen kinderlos blieb und ihre vor 1766 geborenen Kinder um 1792 bereits versorgt oder gestorben waren, erbte ihr jüngster Sohn Johann Gisinger (1768–1839) den nach dem Vater ihres ersten Mannes benannten Hof.[17]

Andreas Morath, der im Hochamtsprotokoll der bläsmischen Reichsherrschaft Bonndorf vom 5. Juli 1669 als einer der vier „bauren zue Seewangen“ bezeugt ist,[18] und (sein Sohn?) Hans Morath von Seewangen, der auf den Tag genau zehn Jahre später beim Verkauf des Mettenberger Dinghofs an den kurz danach verstorbenen Peter Mayer von Mettenberg als urteilsprechendes Mitglied „deß gerichts“ in Erscheinung tritt,[19] sind die einzigen männlichen Träger des Familiennamens Morath, die sich anhand der Quellen des 17. Jahrhunderts als erwachsene Einwohner von Seewangen belegen lassen. Es ist anzunehmen, dass der um 1690 geborene David Morath der jüngste Sohn des Hans Morath und ein Bruder des (auf den Namen des Großvaters getauften?) Andreas Morath war, dessen ältester Sohn Jakob am 25. Juli 1708 in Mettenberg geboren wurde:



Das Schwedenkreuz in Seewangen

Jakob Gisinger (1795–1832), der den Davidenhof um 1825 von seinem Vater Johann Gisinger übernommen hatte, wurde nur 37 Jahre alt. Seine Witwe Franziska geborene Beringer (1809–1870) brachte den Hof am 13. Juni 1833 in ihre zweite Ehe mit Josef Nägele (1807–1867) von der Schlüchtmühle ein. Am 27. Juli 1867, ein halbes Jahr nach dem Tod ihres zweiten Mannes, übergibt sie den Hof an ihre ledigen Söhne Johann Nepomuk Gisinger (geb. 1829) und Berthold Nägele (geb. 1840). Am 18. Februar 1868 kauft Berthold Nägele seinem Halbbruder dessen Erbteil für 4663 Gulden ab.



Der 1876 vom badischen Staat erworbene Davidenhof wurde 1887 um 1000 Mark auf Abbruch an Josef Baldischwieler von Rippoldsried verkauft und im Frühjahr 1888 abgebrochen. Schon zwei Jahre vorher hatte der 1882 an Ambros Peter von Rippoldsried verpachtete Tiefehof das gleiche Schicksal erlitten.[20]

Anmerkungen

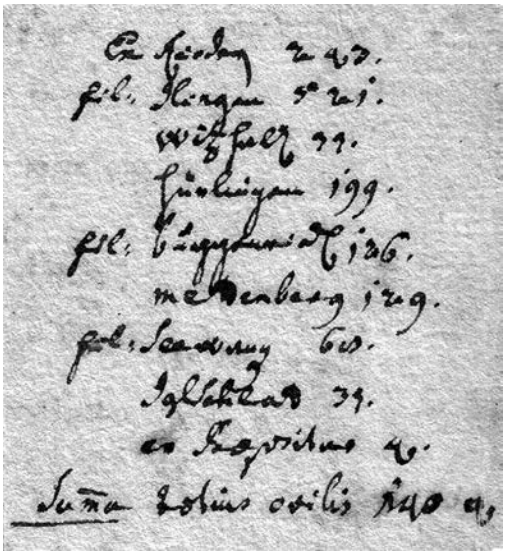
1 Erzbischöfliches Archiv Freiburg: Specialia Bistum Konstanz A 3 / 2618 Bittschrift der Kirchengemeinde Riedern an den Bischof von Konstanz vom 28. 7. 1607.
2 Erzbischöfliches Archiv Freiburg: A 3 / 2615 Schreiben des Prälaten Jacobus II. Ruf zu Kreuzlingen an die bischöfliche Regierung in Konstanz vom 24. 8. 1803.
3 Erzbischöfliches Archiv Freiburg: A 3 / 2618 „Summarium suis Numeris distinctum, continens allegatas in Epistolâ responsariâ scripturas" (1697), Nr. 1.
4 Generallandesarchiv (GLA) Karlsruhe: 61 / 10478 Amtsverhörprotokolle der Propstei Riedern (1745–1800), „Bartle Boll Nidergerichts- und Antoni Maurer Hochheits Vogt" beschweren sich am 11. 2. 1748 bei der Statthalterei Riedern über die dermalige Soldateneinquartierung (ebd., pag. 33).
5 Wie Anm. 3.
6 GLA Karlsruhe: 229 / 67087 Dingrodel der Vogtei Mettenberg (1548), fol. 4.
7 GLA Karlsruhe: 11 / 2718 Urkunde des Grafen Mangold von Nellenburg (1285). P. Trudpert Neugart OSB (1742–1825): Codex diplomaticus Alemanniæ et Burgundiæ transiuranæ intra fines dioecesis Constantiensis, Band 2 (St. Blasien 1795), S. 317–318.
8 GLA Karlsruhe: 229 / 67055 Teilung des sanktblasianischen Lehenhofs zu Seewangen (1581–1590), fol. 3–10.
9 Ebd., fol. 11–12.
10 Ebd., fol. 8v.
11 GLA Karlsruhe: 229 / 67057 Abschriften von Kaufbriefen über den Albrechthof zu Seewangen (1618–1653), fol. 4r.
12 Thomas Mallingers Tagbücher (1613–1660), zit. nach F. J. Mone: Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, Band 2 (Karlsruhe 1854), S. 535.
13 Joseph Ruch: Geschichte der Stadt Waldshut (Waldshut 1966), S. 176–178.
14 Edmund Schenk: Kreuze und Gedenksteine in Feld und Flur auf der Gemarkung Grafenhausen (St. Blasien 1998), S. 103.
15 Gemeindearchiv Mettenberg: C IV 6/1 Grundbuch Seewangen, Band I (1859–1901), S. 150–161 (Eintrag Nr. 30 vom 2. 12. 1876); ebd., S. 150–151.
16 Pfarrarchiv Riedern am Wald: „Liber Vitæ" etc. (1742–1799), Band 2 der Riederner Kirchenbücher.
17 Pfarrarchiv Riedern am Wald: „Catalogus omnium Parochianorum" (1798), pag. 41 (Seewangen Nr. 2).
18 GLA Karlsruhe: 229 / 67066 „Die Beschwerde der 4 Bauren zu Seewangen, daß man ihre Höfe und Güter als Lehen ansprechen wolle, samt der hierwegen geschehenen Verhandlung" (1669), fol. 3r (Bonndorf 5. 7. 1669: „Andreß Morath, Jacob Albrecht, Hannß Stam[m] vnd Petter Geißwein die 4. bauren zue Seewangen").
19 GLA Karlsruhe: 229 / 67056 Der sanktblasianische Dinghof zu Mettenberg (1584–1681), fol. 48v.
20 Gemeindearchiv Mettenberg: C IV 6/1 Grundbuch Seewangen, Band I (1859–1901), S. 74–96 (Einträge Nr. 18 vom 21. 9. 1867 und Nr. 19 vom 20. 3. 1868). Mitteilungen von Frau Brigitte Matt-Willmatt geb. Feige (Freiburg im Breisgau).

Anschrift des Autors:
Günter Boll
Eisenbahnstraße 14
79189 Bad Krozingen-Tunsel

Günter Boll

Seewangen

Der Riederner Pfarrer Johann Nepomuk Bickel hat im Jahr 1749 eine Zählung der in den acht Ortschaften der von ihm pastorierten Pfarrei ansässigen Mitglieder der Kirchengemeinde vorgenommen und das Ergebnis dieser Zählung schriftlich festgehalten:



Riedern am Wald	243
Ühlingen	521
Witzhalden	77
Hürrlingen	199
Buggenried	126
Mettenberg	129
Seewangen	68
Igelschlatt	37
aus der Propstei	4
„Summa totius ovilis“	1404

„Syllabus Parochianorum Matricis Ecclesiæ Riederensis Sub eiusdem p. t. Vicario Joanne Nepomuceno Bickel C. R. anno 1749“

Er selbst war einer der vier Regularkanoniker der 1638 dem thurgauischen Augustinerchorherrenstift Kreuzlingen inkorporierten Propstei Riedern, denen die Seelsorge in dem schon 1697 als „amplissima parochia“[1] bezeichneten Kirchspiel oblag, das sich vom Riedersteg im Schlüchttal bis auf den Rötenberg hinauf erstreckte und mit 1400 Seelen ebenso volkreich wie ausgedehnt war. Der eine halbe Wegstunde von der Riederner Pfarr- und Propsteikirche Sankt Leodegar entfernt gelegene Filialort Seewangen, bestehend aus zehn Häusern und der 1720 erbauten Peter-und-Paul-Kapelle[2], hatte am weiteren Wachstum der Kirchengemeinde so gut wie keinen Anteil. Von den 1538 Seelen, die sie im Jahr 1809 zählte[3], wohnten 71, nur drei mehr als sechzig Jahre zuvor, in Seewangen.

Mit seinem 1798 angelegten „Verzeichnis aller Pfarrkinder“[4] hat der Riederner Pfarrer Joseph Keller (1768–1808) der Nachwelt eine orts- und familiengeschichtliche Quelle von unschätzbarem Wert hinterlassen. Auf ihr basiert das folgende Verzeichnis der Eheleute, denen die zehn Häuser des Weilers Seewangen zu seinen Lebzeiten gehörten. Die Namen derer, die im Jahr 1798 Hausbesitzer waren, sind fett gedruckt. Römische Zahlen weisen auf Besitzwechsel durch Wiederverheiratung, Erbfolge oder Veräußerung des Hauses hin.

Zweihundert Jahre später, im Februar 1998, gibt es in Seewangen, das seit 1980 zur Pfarrei Grafenhausen gehört, nur noch fünf ständig bewohnte Häuser mit insgesamt 15 Einwohnern. Ihnen sei diese Dokumentation gewidmet.

Haus Nr.		Name und Herkunft des Hausbesitzers und seiner Ehefrau	Eltern des Hausbesitzers
1	I	**Johannes Beringer** (1748–1817) vom Rötenberger Hof (Mettenberg Nr. 28) ⚭ 1773 **Waldburg Schmidle** († 1831) von der Heidenmühle	Ferdinand Beringer von Seewangen ⚭2 Maria Gänswein
2	I	Matthias Morath (1723–1751) vom Davidenhof (Seewangen Nr. 2) ⚭ Magdalena Matt († 1799) von Bonndorf	David Morath von Seewangen ⚭ Maria Hug von Krenkingen
	II	Karl Albrecht von Ühlingen ⚭ Magdalena Matt („2te Ehe“)	
	III	Joseph Gisinger von Dillendorf ⚭ Magdalena Matt („3te Ehe“)	
	IV	Matthias Müller (vor 1740–1809), Bruder des Johannes Müller (Seewangen Nr. 4) ⚭ 1773 Magdalena Matt („4te Ehe“)	Georg Müller von Seewangen ⚭ Barbara Beck
	V	**Johannes Gisinger** (1768–1839), Stiefsohn des Matthias Müller (IV) ⚭1 1793 **Eleonora Keller** (1767–1814), Tochter des Engelhard Keller und der Salome Maurer (Riedern Nr. 17)	Joseph Gisinger von Dillendorf ⚭ Magdalena Matt von Bonndorf
3	I	**Konrad Gänswein** (1767–1837) „ab der Schmidte in Riedern“ (Riedern Nr. 36) ⚭1 1795 **Fides Berger** von Birkendorf	Augustin Gänswein von Seewangen ⚭2 Agatha Pfeiffer von Riedern
4	I	Johannes Müller (1743–1814), Bruder des Matthias Müller (Seewangen Nr. 2) ⚭1 1773 Ursula Morath (1748–1791), Tochter des Matthias Morath und der Magdalena Matt (Seewangen Nr. 2)	Georg Müller von Seewangen ⚭ Barbara Beck
	II	**Johannes Müller,** Witwer der Ursula Morath (I) ⚭2 1775 **Agatha Berger** von Birkendorf	
	III	Lorenz Müller (1780–1814), Stiefsohn der Agatha Berger (II) ⚭ 1808 Kreszenz Gisi (1786–1844), Tochter des Paul Gisi und der Maria Beck von Ühlingen Nr. 28 („Nagelschmid“)	Johannes Müller von Seewangen ⚭1 Ursula Morath von Seewangen
5	I	Oswald Gänswein (1717–1791) von Seewangen ⚭ 1739 Maria Isele von Ebnet	Georg Gänswein von Seewangen ⚭2 Katharina Kech von Mettenberg

Haus Nr.		Name und Herkunft des Hausbesitzers und seiner Ehefrau	Eltern des Hausbesitzers
5	II	**Johannes Gänswein** (*1754, zieht 1805 nach Schwaningen), jüngster Sohn des Oswald Gänswein (I) ⚭ 1780 **Katharina Kessler** von Hagnau	Oswald Gänswein von Seewangen ⚭ Maria Isele von Ebnet
6	I	**Matthias Müller** (1745–1818), Bruder des Joseph Müller (Mettenberg Nr. 23) ⚭ 1782 **Katharina Isele** von Buggenried	Philipp Müller von Mettenberg ⚭ Maria Kramer
7	I	Meinrad Amann ⚭ Maria Isele	
	II	**Andreas Amann** (*1752, „jetzt zu Krenkingen“), ältester Sohn des Meinrad Amann (I) ⚭ **Agnes Holzmann** (*1741) von Riedern	Meinrad Amann ⚭ Maria Isele
	III	Johannes Beck (1759–1814) von Witzhalden Nr. 7, nach 1807? in Horben ⚭ 1803 Monika Gantert von Ühlingen Nr. 22 („die untere Farb“)	Joseph Beck von Witzhalden ⚭ Verena Schwarz von Witzhalden
	IV	Fidel Lüber (*1781) von Birkendorf, nach 1813? wieder in Birkendorf ⚭ 1804 Katharina Isele von Grafenhausen	
8	I	**Xaveri Nägele** (1737–1803) von Grafenhausen ⚭ 1769 **Sibylla Schnetz** (1729–1810) von Seewangen	Michael Schnetz von Seewangen ⚭ Katharina Müller
	II	Johann Michael Nägele (1775–1864), einziges Kind aus der Ehe seiner Eltern (I) ⚭1 1804 Katharina Fuchs, Tochter des Andreas Fuchs und der Maria Mayer (Hürrlingen Nr. 11)	Xaver Nägele von Grafenhausen ⚭ Sibylla Schnetz von Seewangen
9	I	**Johannes Schnitzer** († 1799) von Gündelwangen ⚭ 1782 **Katharina Albrecht** († 1818)	
10	I	Peter Beringer (1741–1802) vom Rötenberger Hof (Mettenberg Nr. 28) ⚭ Maria Isele von Birkendorf	Ferdinand Beringer von Seewangen ⚭1 Magdalena Weckerle
	II	**Johann Martin Albrecht** (1759–1836) von Ühlingen Nr. 74 („das Wirthshaus“), Vogt in Seewangen ⚭1 1786 **Liberatha Beringer** (1764–1805), älteste Tochter des Peter Behringer (I)	Joseph Albrecht von Ühlingen ⚭1 Maria Probst von Ühlingen
	III	Johann Martin Albrecht, Witwer der Liberatha Beringer (II) ⚭2 Anna Maria Baumgartner „ab der Hofwies“ in Endermettingen	

Seewangen

Anmerkungen

1 Erzbischöfliches Archiv Freiburg: A 3 / 2618 „Summarium suis Numeris distinctum, continens allegatas in Epistolâ responsariâ scripturas. 1697“, Nr. 1.

2 Die 1897 und 1987 renovierte Kapelle und das Grundstück, auf dem sie steht, werden in einem Eintrag ins Grundbuch vom 16. 3. 1869 als „das Kirchle, 8 Rth. (= 72 m^2) Boden worauf dasselbe steht, samt Zugehörde“ bezeichnet (Gemeindearchiv Mettenberg: C IV 6/1 Grundbuch Seewangen, Band I, S. 97).

3 Erzbischöfliches Archiv Freiburg: A 3 / 2614 Schreiben der großherzoglich-badischen Regierung des Oberrheins in Freiburg an das bischöfliche Ordinariat zu Konstanz vom 21. 9. 1809.

4 Pfarrarchiv Riedern am Wald: „Catalogus omnium Parochianorum“, 1798 von Pfarrer Joseph Keller angelegt, von ihm und seinen Nachfolgern fortgeführt und 1838 von Pfarrer Johann Martin Meister (1793–1862) durch ein neues „Familienbuch der Pfarrei Riedern“ ersetzt.

Anschrift des Autors:
Günter Boll
Eisenbahnstraße 14
79189 Bad Krozingen-Tunsel

Johannes Werner

Bruder Eusebius Kassel

Ein Beispiel für viele

… fast allein in der Schwellung und Schwingung der Hügelketten (…) scheint der Süden sich auszudrücken. Aber so wellen sich auch die Rebenhügel zwischen Schwarzwald und Rhein. Und wie dort grünen auch um Assisi Eichen und großblättrige Linden; flammt der Mohn im hohen Korne auf, wiegt sich die Kornblume, noch tiefer zwischen den Halmen verborgen; umkränzen die Reben zerfallene Burgen. Reinhold Schneider, Assisi

Was konnte einer erwarten, der im Jahre 1878, am 11. Februar, in Würmersheim geboren wurde? In einem Dorf, das damals 350 Einwohner hatte und von dem es noch ein halbes Jahrhundert später[1] hieß, es gehöre „zu den geringsten, unansehnlichsten und eines zivilisatorischen Anstrichs am meisten bedürftigen Gemeinden“ und sei „wie eine vergessene Siedlung“? Und in einem winzigen Häuschen in der Auer Straße Nr. 1? Und als achtes von zwölf Kindern (drei Jungen, neun Mädchen in dichter Folge) des Mesners Johann Kassel und seiner Frau Katharina, geb. Martin? Andreas Kassel konnte nicht viel erwarten.

Augustin Kassel als Kanonier in Jüterbog

Auch seine Geschwister konnten es nicht.[2] Fünf von ihnen blieben ledig, wohl (frei nach Schiller) eher der Not gehorchend, denn dem Triebe. Der 1883 geborene Augustin sah zwar etwas von der Welt: auf einer im brandenburgischen Jüterbog, wo die preußische Artillerie ihre Schießübungen abhielt, hergestellten Photographie posierte er als stolzer Kanonier in seiner Paradeuniform. Da wusste er aber noch nicht, dass er einen Weltkrieg mitmachen und eine Gasvergiftung erleiden sollte, an der er 1926 starb.

Von Würmersheim nach Assisi

Und Andreas selber? Er wurde Bäcker – und dann Franziskaner. Am 19. 10. 1900 trat er in Gorheim ein; am 16. 12. 1900 wurde er in Fulda in den 3. Orden[3] eingekleidet; am 14. 1. 1902 legte er in Ottbergen die Profess im 3. Orden ab; am 22. 3. 1905 wurde er in Fulda in den 1. Orden eingekleidet; am 24. 3. 1906 legte er in Fulda die einfache Profess im 1. Orden, am 25. 3. 1909, wiederum in Fulda, die feierliche Profess im 1. Orden ab.

Am Tag seiner Einkleidung in den 3. Orden feierte man das Fest des hl. Eusebius, dessen Namen Andreas nun erhielt. Als Bruder Eusebius, und in seinem Beruf als Bäcker, setzte man ihn auch ein und schickte ihn 1900 nach Gorheim und nach Fulda, 1901 nach Ottbergen, 1903 nach Gorheim, 1905 nach Fulda, 1909 nach Watersleyde, 1910 nach Fulda, 1912

Br. Eusebius Kassel in Assisi (1934?)

Br. Eusebius Kassel in Assisi, die Tauben fütternd (o. D.)

nach Gorheim. (Von 1901 bis 1905, in Ottbergen und Gorheim, betätigte er sich auch als Sakristan, d. h. als Mesner, wie sein Vater einst in Würmersheim.) Vom 4. August 1914 bis zum 19. November 1918 war Bruder Eusebius als Soldat eingezogen und beim Proviantamt in Straßburg bei der Feldbäckerei eingesetzt, ohne dass er – was sonst so oft geschah – in dieser ganz anderen Umgebung seiner Berufung untreu geworden wäre.

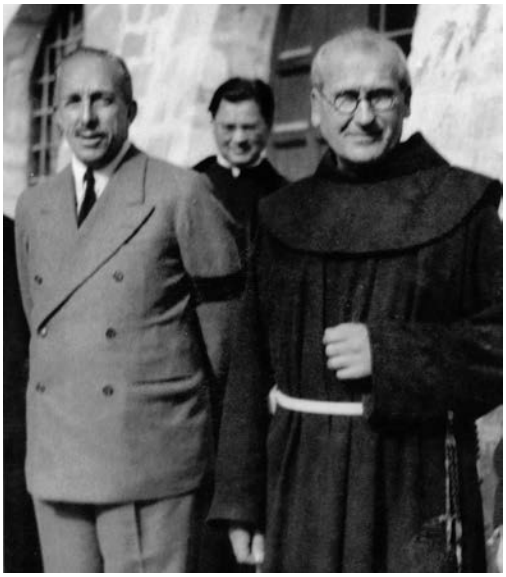
Und 1925 tauchte Bruder Eusebius unvermittelt in Assisi auf; wie er dahin kam, ob als Pilger auf den Spuren seines Ordensstifters oder anderswie, ist und bleibt unbekannt. Jedenfalls muss er mit dem dortigen franziskanischen Frauenkloster, dem Klarissenkloster S. Chiara, in Verbindung getreten sein, dessen Äbtissin dann die Ordensleitung bat, ihn als Sakristan anstellen zu dürfen; was nicht ganz einfach war, da Bruder Eusebius – jetzt Fra Eusebio – ja nicht der umbrischen, sondern der thüringischen Provinz des Ordens angehörte, in der er auch weiterhin verblieb.[4]

Von 1926 bis 1946 hat Fra Eusebio in Assisi gewirkt: als Sakristan von S. Chiara, als Botengänger und Verbindungsmann zur Außenwelt, aber ebenfalls als Fremden- und Pilgerführer.[5] Als solchen zeigt ihn eine Photographie vom 9. November 1938, und zwar zusammen mit dem entthronten König Alfonso XIII. von Spanien.[6] Ein anderes Photo zeigt ihn, wie er – ganz franziskanisch[7] – vor der Kirchentür die Tauben füttert, und auf einem dritten steht er, ernst dem Betrachter zugewandt, neben einem kleinen Tisch mit einem Kruzifix; dieses Bild könnte an seinem silbernen Ordensjubiläum aufgenommen worden sein. „Kein Thuringianer, der damals nach Assisi kam und ihn nicht in seinem Häuschen besucht hätte! Er führte hier ein zurückgezogenes Leben, betätigte sich auch als Maler. Einzelne seiner Bilder hingen zeitweise als ‚Gruß aus Assisi' in den Klöstern der Provinz."[8]

Am 3. Mai 1946 ist Andreas alias Bruder Eusebius alias Fra Eusebio Kassel im Städtischen Krankenhaus von Assisi verstorben; an einem Nierenleiden, dem eine Herzschwäche folgte. Die Trauerfeier fand in der Basilika von S. Chiara statt.

Ein Beispiel …

Ein beispielhaftes Leben – aber wieso? Weil der Bruder, zum einen, ein Beispiel gab, indem



Br. Eusebius Kassel in Assisi mit Alfonso XIII. von Spanien (9. 11. 1938)

Das Elternhaus von Br. Eusebius Kassel in Würmersheim, Auer Straße Nr. 1 (um 1938)

er „nur still, bescheiden und zurückgezogen seinen Dienst“[9] tat, ohne auffallen oder im Vordergrund stehen zu wollen; und weil er, zum anderen, als Beispiel dienen kann, nämlich dafür, dass eine Leistung der katholischen Kirche, besonders der Orden, einst darin bestand, dass sie denen, die sonst nicht viel erwarten konnten, Türen öffnete und Wege bahnte … Wege, die von Würmersheim bis nach Assisi führen konnten.

Daran änderte sich lange nichts; und daher traten, innerhalb von hundert Jahren, allein aus diesem kleinen Würmersheim, elf junge Frauen in irgendwelche Orden ein, wurden Handarbeitslehrerinnen, Kindergärtnerinnen oder Krankenpflegerinnen und kamen, in mehr als einer Hinsicht, weit über ihren Heimatort hinaus. Es war ja auch so, „daß in katholischer Landschaft für Mädchen bäuerlicher oder kleinbürgerlicher Abkunft das Ordenskleid (…) einen gewaltigen gesellschaftlichen Aufstieg bedeutete; ‚Schwester‘ zu werden, war eine Standeserhöhung weit über alle in ihrem Kreis gelegenen Heiratsmöglichkeiten hinaus, in den Augen katholischen Volkes fast eine Gleichstellung mit Bildung und Rang“[10]. Und weil es so war, entstand im 19. Jahrhundert, gerade in Baden, ein Orden nach dem anderen, wuchs an und blühte auf.[11]

… UND EIN WEITERES

Eine von jenen jungen Frauen war eine Nichte von Andreas Kassel, nämlich eine Tochter seines Bruders Wilhelm (1872–1952), der das elterliche Anwesen in der Auer Straße Nr. 1 übernommen hatte. Als sie, Maria Kassel, am 20. Mai 1915 in Würmersheim geboren wurde, meinten manche, dass sie nicht lange leben würde; sie sollten sich gründlich täuschen. Maria war das 14. Kind ihrer Eltern; ein Brüderchen folgte noch nach, starb aber früh, so wie auch schon andere Geschwister gestorben waren. Als es merkte, dass es mit ihm zu Ende ging, sagte es: Ich will net, die Maria soll sterbe.

In dem alten Häuschen ging es eng her, auch wenn die größeren Kinder es früh verließen, um den kleineren Platz zu machen; zwei bis drei Kinder teilten sich jeweils ein Bett. Hunger litten sie freilich nicht, denn die Familie hatte Feldstücke, auf denen sie das Notwendigste anbaute, und hielt zwei Kühe, die auch den Wagen zogen, sowie Schweine und Hühner; die Brüder hielten Tauben. Der Vater ging morgens zu Fuß von Würmersheim nach Durmersheim, fuhr mit der Bahn weiter nach Gaggenau, wo er arbeitete, und kam abends auf demselben Weg zurück; dann war er

so müde, dass die Kinder nicht mehr laut sein durften.

Nachdem sie aus der Schule gekommen war, ging Maria als Dienstmädchen in Stellung, und zwar bei Zürich in der Schweiz, wo schon eine ihrer Schwestern lebte. Da sagte sie: Ich geh' nimmer heim! Aber sie ging doch wieder heim, und dann sogar ins Kloster. Am 15. Januar 1937 trat sie bei den Franziskanerinnen vom Göttlichen Herzen Jesu in Gengenbach ein, legte am 30. August 1941 als Schwester M. Nevolana ihre endgültigen Gelübde ab, wurde zur Kindergärtnerin ausgebildet und arbeitete auf verschiedenen Stationen, manchmal mit 80 Kindern in einem Raum; schließlich wirkte sie noch im Haus Lindenberg bei St. Peter im Schwarzwald. Sie war froh, diesen Weg gegangen zu sein, und wäre ihn wieder gegangen.[12] Am 14. März 2008 ist sie im Haus Bethanien in Gengenbach, in dem sie ihren Lebensabend verbrachte, gestorben. Auch sie erfuhr und erhielt mehr als sie erwarten konnte; und auch ihr Leben war, auf seine Weise, beispielhaft.[13]

Anmerkungen

1 Protokoll über eine am 10. April 1923 durchgeführte Ortsbereisung; vgl. Johannes Werner, Würmersheim. Ein badisches Dorf im Wandel der Zeit. Ubstadt-Weiher/Heidelberg/Basel 2008, S. 101.

2 Vgl. Martin Burkart, Familienbuch der katholischen Pfarrei St. Dionysius Durmersheim und Würmersheim von 1660 bis 1900. Durmersheim 2000.

3 Diejenigen, die Ordensbruder und nicht -priester werden wollten, wurden damals erst einmal in den 3. Orden aufgenommen, der eigentlich eine Vereinigung von Laien war, die außerhalb des Klosters im Geist des Stifters lebten. Der 1. Orden war der männliche, der 2. der weibliche Zweig der engeren franziskanischen Familie.

4 Hinzu kommt, dass es in Assisi, wie überhaupt, zwei verschiedene Arten von Franziskanern gibt: die „braunen" oder Observanten und die „schwarzen" oder Konventualen. (Bruder Eusebius gehörte zur ersten Art.) An dritter Stelle wären die Kapuziner zu nennen.

5 Übrigens hat Charles de Foucauld den Klarissen erst in Nazareth, dann in Jerusalem auf ähnliche Weise gedient: als Knecht, als Pförtner und – s. u. – als Maler frommer Bilder (vgl. Charles de Foucauld, Aufzeichnungen und Briefe. Hrsg. von Jean-François Six. Freiburg/Basel/Wien 1962, S. 61, 132).

6 Der König trägt an seinem linken Arm einen Trauerflor, wohl weil sein ältester Sohn Alfonso Pio am 6. September desselben Jahres in Miami verstorben war.

7 Die Waldtauben, die Franziskus einst aus ihren Käfigen befreite, „wurden so zutraulich zum Heiligen und seinen Brüdern, als wären es Hühner, die sie von klein auf gefüttert hätten; und nie flogen sie aus dem Umkreis der Brüder fort, ehe Franz ihnen mit seinem Segen die Erlaubnis gegeben hatte" (Franz von Assisi, Legenden und Laude. Hrsg. von Otto Karrer. Zürich 1945, S. 401).

8 Erinnerung von P. Ottokar Bonmann OFM, mitgeteilt von P. Dr. Johannes Schlageter OFM (22. 10. 2008).

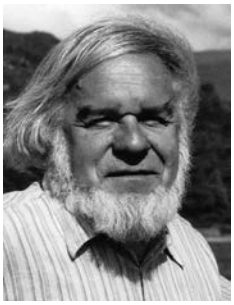
9 Aus dem Brief von P. Dr. Johannes Schlageter OFM (22. 10. 2008), in dem es auch heißt, dass Bruder Eusebius „einen längeren Nachruf, wie er sonst üblich ist", in der schwierigen Nachkriegszeit „leider nicht erhalten" hat – so dass der vorliegende Beitrag auch so etwas wie eine Wiedergutmachung ist.

10 Ida Friederike Görres, Das verborgene Antlitz. Eine Studie über Therese von Lisieux. 7. Aufl. Freiburg 1949, S. 235 f.

11 Vgl. z. B.: Johannes Werner, Die „Bühler Schwestern" im Lauf der Zeit. In: Heimatbuch Landkreis Rastatt 39 (2000), S. 86–96; Die Schwestern von Neusatzeck. Ihre Geschichte seit nunmehr 150 Jahren. In: Heimatbuch Landkreis Rastatt 44 (2005), S. 109–116; Franziska Höll, genannt Mutter Alexia. Ein Frauenleben zwischen Baden und Amerika. In: Heimatbuch Landkreis Rastatt 46 (2007), S. 105–112; Die „Gengenbacher Schwestern" im Forbacher Spital und anderswo. In: Heimatbuch Landkreis Rastatt 47 (2008), S. 169–174.

12 Nach einem Gespräch des Verf. mit Sr. Nevolana Kassel, 10. 4. 2007; vgl. Werner, Würmersheim S. 113 f.

13 Der Verf. dankt Else Walther (Würmersheim) dafür, dass sie ihn auf Bruder Eusebius Kassel erstmals aufmerksam machte und ihm die Bilder zur Verfügung stellte; P. Gerhard Ruf OFM (Basilica di San Francesco, Sacro Convento, Assisi), P. Maurizio Verde OFM (Provincia dei Frati minori dell'Umbria, Archivio Storico Provinciale, Santa Maria degli Angeli, Assisi), P. Dr. Johannes Schlageter OFM (Thüringische Franziskaner-Provinz, Fulda), Sr. Nevolana Kassel † und Sr. Dietburga Bastian (Haus Bethanien, Gengenbach) für Mitteilungen und hilfreiche Hinweise; und seiner Tochter Leonie Werner (Mainz) für deutsch-italienische Übersetzungen.



Anschrift des Autors:
Dr. Johannes Werner
Steinstraße 21
76477 Elchesheim-Illingen

Franz Falkenstein

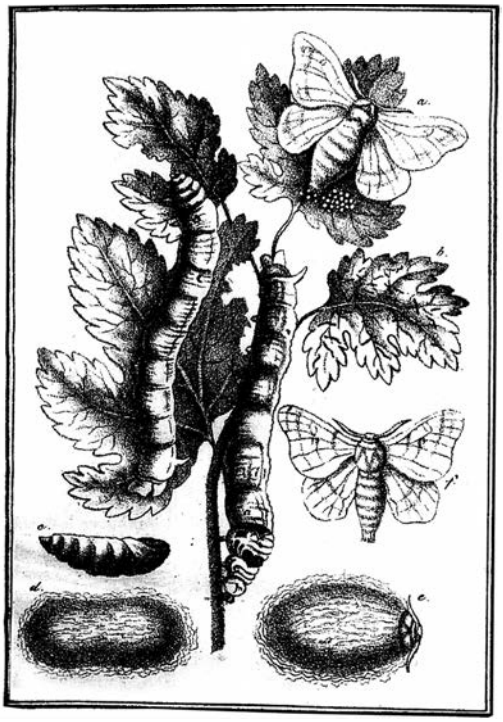
Über die frühere Seidenraupenzucht und deren Geschichte vom mittleren Hochrheintal

Wohl jeder der schon einmal mit Naturseide irgendwie in Berührung kam, lobt auch sein anschmiegsames und verführerisches Wohlgefühl. Der Faden für das zarte Gewebe kommt aus der Seidenraupenzucht, die mit der Seidenraupe, einem Nachtschmetterling (Bombyx mori), und deren Futterpflanze, den Blättern des Weißen Maulbeerbaums (Morus alba), auf das Engste verbunden ist. Jedoch der Werdegang des Seidengewebes ist das arbeitsintensivste Bekleidungsmaterial der Welt.

Der vermutlich einzige alte Maulbeerbaum im Landkreis Waldshut steht oberhalb der Landstraße nach Hohentengen, genau gegenüber vom schweizerischen Städtchen Kaiserstuhl

Die Herstellung dieses aufwändigen Naturprodukts fängt eigentlich im Sommer mit der Paarung der Schmetterlinge an. Bald darauf legt das Weibchen 300 bis 500 Eier auf Maulbeerblätter ab. Danach werden die „abgeernteten Seidenwurm-Eyer“ vom Züchter zur Überwinterung in einem kühlen aber trockenen Kellerraum aufbewahrt. Im Frühjahr, wenn das Laub der Maulbeerbäume sich zu entfalten beginnt, werden die Eier in Brutkästen mit gleich bleibender Wärme zum Schlüpfen gebracht. Die geschlüpften Raupen benötigen dann etwa fünf Wochen, um sich von kaum 3 mm auf eine stattliche Länge bis 9 cm zu entwickeln. Ihr Gewicht nimmt dabei um das mehr als 5000-fache zu. In dieser Zeit nagen die gefräßigen Seidenraupen gierig an den für sie köstlichen Maulbeerblättern und werden dabei schnell groß und dick. Die unzähligen Raupen sollen dabei ein so starkes Fressgeräusch erzeugen, das sich wie ein kräftiger Hagelschauer anhört. Unter allen Umständen muss der sensible Vielfrass wie kein anderes „Nutztier“ umsorgt werden, denn er ist gegen Kälte, Hitze, Zugluft, Feuchtigkeit, Temperaturschwankungen und Unreinheiten äußerst empfindlich. Schon die Krankheit eines einzigen Tieres kann den größten Teil der Seidenraupenzucht vernichten.

Haben sich die Raupen nach viermaligem Wechsel ihrer Hülle (Häutung) voll entwickelt, spinnen sie sich zur Verpuppung in Kokons ein. Aber bevor daraus die weißfarbigen Schmetterlinge („Mehlvögel“) schlüpfen, werden die Kokons eingesammelt und die Puppen mittels heißem Dampf getötet; danach in erhitztes Wasser getaucht und so lange mit einem biegsamen Reisigbesen leicht gepeitscht oder maschinell gebürstet, bis sich die äußeren wirren Fäden und den Anfang der fast endlos langen Faser sich im Gerät verfangen hat. Ein einziger Kokon enthält etwa 3000 Meter Faden. Für die kostbarste Seide (Haspelseide) wird jedoch nur das ca. 1000 Meter lange hauchfeine Mittelstück (Grège) verwandt, das dann mit mehreren Fäden anderer Kokons zusammengezwirbelt auf einen Haspel gewickelt wird. Alleine für eine schlichte Krawatte müssen weit über 100 Kokons aufgerollt werden.



Verschiedene Stadien in der Entwicklung des Seidenspinners

Bei der Ernte der Maulbeerblätter und „Verpflegung der Seidenwürmer“

Selbst aus den Abfällen, welche bei der Haspelei entstehen, aber auch die minderwertigeren Anfang- und Endfäden, und ebenso von den beschädigten Kokons, werden noch Garne für die so genannte Schappe (früher Florettseide genannt) hergestellt. Dabei wird diese „Ausschussware“ so lange maschinell gehechelt, gekämmt und geglättet, bis daraus ein faseriges Band entsteht, aus dem sich ebenfalls ein feines Garn spinnen lässt. Beim Kämmen der Faserbänder entstehen wiederum Abfälle, die dann als Bourrettseide versponnen werden.

Eine solche Schappespinnerei bestand auch einmal in Tiefenstein im unteren Albtal. Als das Eisenwerk Tiefenstein 1865 infolge der Konkurrenz aus dem Rheinland aufgegeben wurde, hatte man im Hauptgebäude eine Baumwollspinnerei eingerichtet. Im Jahre 1873 ist die Fabrik dann an drei zahlungskräftige Schweizer Unternehmer aus dem Kanton Glarus weiter veräußert worden, welche die Anlage in eine Spinnerei für Schappegarne umwandelten. Es war der Verlust der Absatzmärkte, welche die Eidgenossen nach der Entstehung des Zollvereins (Baden hatte 1835 unterzeichnet) letztlich zur Niederlassung in Deutschland bewog. Ab 1877 wechselten infolge der Krisenjahre die Besitzer und deren Erzeugnisse recht oft. Als sich die Schappespinnerei auch hier der Modelaune unterwerfen musste, wurde sie 1935 endgültig aus der Produktion genommen.

Der Himalaja gilt als Ursprungsgebiet des Seidenspinners. Von hier aus ist dieser Schmetterling nach China gelangt. Dort wurde er bereits 2600 v. Chr. gezüchtet. Schon zu Zeiten des Römischen Reiches gab es über die so genannte Seidenstraße eine ständige Handelsverbindung zwischen dem kaiserlichen China und dem Abendland. Der Warenverkehr florierte hauptsächlich zwischen 140 vor und 1370 nach unserer Zeitrechnung. Für die Seidenhändler war es ein gefährlicher und fast endlos beschwerlicher Weg. Ihre Karawanen zogen von Changan, der alten chinesischen Hauptstadt, über Zentralasien, Afghanistan, Persien und dem Vorderen Orient bis zu den Häfen am Mittelmeer. China, welches die fertige Seide nach Europa brachte, war sehr um sein Monopol besorgt und ahndete jede Ausfuhr von lebenden Tieren mit der Todesstrafe. Jedoch im Jahre 555 gelang es zwei Mönchen einige Eier nach Europa zu schmuggeln. Damit begann der Siegeszug um die Welt. Ende des 15. Jahrhunderts blühte das Seidengeschäft hauptsächlich im Süden von Europa. Nördlich der Alpen sind die klimatischen Bedingungen nicht besonders geeignet, so dass die Seidenraupenzucht bei uns immer wieder aufgegeben wurde.

Das von der Seidenraupe bevorzugte Laub des Weißen Maulbeerbaumes (Morus alba) mit seinen reifen Früchten, die wegen ihrem sehr süßen Geschmack allerhand Insekten anziehen

Dennoch befahl nicht nur der badische Markgraf Carl Friedrich mehrmals (1749–1770) das Betreiben des Seidenbaus, sondern auch der Wiener Hof berücksichtigte den Maulbeerbaum als Futterpflanze zur Seidenraupenzucht in seinen „Gesetzen und Allerhöchsten Verordnungen für die Vorderösterreichischen Lande“. Nämlich Kaiserin Maria Theresia regte 1765 zur Maulbeerpflanzung an und bewilligte ihren „getreuen Vasallen, Landesinnwohneren und Unterthanen, daß 1. dem Eigenthümer hiervon zufliessenden Nutzen, niemalen einige Abgabe, was Namen dieselbe immer haben möge, gelegt werden solle, nicht minder, 2. daß einem Jeden frey stehe, die öden Gründe mit Maulbeerbäume zu besetzen und diese für sich zu nutzen, wann der Eigenthümer des öden Grundes, dessen Anbau auf diese oder andere Art nach vorgängiger Warnung binnen einer Jahresfrist nicht selbst bewirket“. Etwas später (1779), erließ ebenso ihr Sohn Joseph II eine Verordnung, dass Domidien sowie in den Städten und Ortschaften die Straßen mit Maulbeerbäume zu bepflanzen sind.

In Waldshut wurde schon 1764 ein halber Juchart (18 Ar) Ackerfläche zur Anpflanzung von Maulbeeren abgesteckt. Dazu sollen 200 junge Bäume aus Freiburg zum Preis von 24 Gulden gekauft worden sein. In anderen Gegenden ist sogar von jedem Grundstücksbesitzer verlangt worden, eine bestimmte Anzahl Maulbeerbäume anzupflanzen, und dies selbst auf Kirchhöfen. Wer zudem Maulbeerbäume beschädigte, wurde oft mit Geld bis zu Zuchthaus bestraft. Besonders die Winzer wehrten sich gegen eine solche Anordnung. „Die Weinberge erfordern zu eben der Zeit, wo die Seidenwürmer gezogen werden sollen, die mehreste Arbeit und sie müssten daher eine der beiden Kulturen vernachlässigen“. Doch die Regenten wollten das Volk auch damit überzeugen: „Die Seidenzucht sei ein leichtes und nützliches Mittel, wodurch man binnen kurzer Zeit ein namhaftes Stück Geld mit geringer Mühe, besonders aber durch alte Leute und Kindern erwerben könne“. Doch die Untertanen argwöhnten allzu oft dieser Aufforderung und entwickelten dabei eine gewisse Abscheu gegen den Maulbeerbaum, weil sie selbst nicht in den Genuss kamen, solche zarte und vornehme Kleidung aus Seide zu tragen.

Jedoch im damaligen Vorderösterreich scheint die Seidenraupenzucht nicht besonders floriert zu haben. Denn in einer 1797 veröffentlichten „Statistik der Kaiser-König Vorlande“ wird bemerkt: „Der Maulbeerbaum, welcher in dem Breysgaue nicht so gut fortkam, verliert sich in der heutigen Zeit gänzlich, und so geht auch mit ihm der Seidenbau verloren“.

Im Jahre 1830 wird vom jungen Badischen Staat die Seitenraupenzucht erneut propagiert, weil „ungeheure Summen Geldes jährlich aus Deutschland in fremde Staaten für Seide übergehen“. Die Eier des Seidenspinners bezog das Großherzogtum aus Italien und bot sie dann den „zuchtwilligen Landsleuten“ kostenlos an. Selbst „seine königliche Hoheit, unser allverehrter Großherzog Leopold, habe zur Ermunterung schon viele Tausend Maulbeerbäume unentgeltlich vertheilen lassen“. Dabei könne ebenso wie im Breisgau oder Kaiserstuhl „für manche Thalgegenden am südlichen

Der Seidenhof in Tiengen mit seinem südländischen Baustil, wurde 1838 zum Zweck der wieder einmal aufkommenden Seidenraupenzucht errichtet. Das Gebäude beherbergt seit 1989 das Stadtbauamt von Waldshut-Tiengen.

Fuße des Schwarzwaldes die Seidenzucht mit gerechten Erwartungen eingeführt werden". Bald darauf ist wohl auch der „Strohstoffmanifakturist" Joseph Mayer aus Tiengen in das Geschäft mit der Seidenraupenzucht eingestiegen. Denn der Fabrikant hatte nach einem Eintrag im Ratsprotokoll von 1837 die Blätter zweier Maulbeerbäume gekauft, die auf dem Viehmarktplatz, dem heutigen Marktplatz, standen. Zu diesem Vorhaben ließt er 1838 westlich der Stadt den so genannten Seidenhof bauen. Bereits 1842 annoncierte Joseph Mayer sogar in einer Fachzeitung über die Erfahrungen, die er mit der „Seidenzucht" gemacht hat. Demnach wurden Dank seiner „Methode mit dem größten Erfolge in diesem Jahr 425 Pfund Cocons gezogen". Des Weiteren bot Mayer an: „Da die vorzüglichen Maulbeerbäume bis dahin nur zu sehr theuern Preisen zu beziehen waren, habe ich seit einigen Jahren eine Menge derselben zum Verkauf gezogen, wovon ich das Hundert großblätterige, 2–3jährige, zu 5 fl. 30 kr., erlassen kann". Auch ein Jahr später (1843) gab Mayer weitere Auskünfte über die Pflege der Maulbeerbäume und Behandlung der Seidenraupe öffentlich bekannt. Nur lassen sich über die Geschichte des Seidenhofes leider keinerlei Akten finden, die wohl im Laufe der Zeit wegen mehrmaligem Eigentumswechsel vernichtet wurden. Allerdings wird 1862 in Tiengen noch vom Handel mit Maulbeerblättern berichtet. Das markante Gebäude „Seidenhof" wurde 1989 von der Stadtverwaltung Waldshut-Tiengen zum Stadtbauamt umgebaut.

Schließlich brach um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Europa großes Unheil über die

Die schwarzen Maulbeeren (Morus nigra) sind wohlschmeckend, reifen aber nicht alle gleichzeitig und fallen nach und nach ab. Fotos und Repro: Franz Falkenstein

Seidenraupenzucht herein. Eine verheerende Welle tödlicher Krankheiten vernichtet innerhalb von wenigen Jahren fast den gesamten Raupenbestand. Damit ging auch der größte Teil der europäischen Seidenproduktion zugrunde.

Immerhin hatte der Seidenbau während des Ersten Weltkrieges in Deutschland wiederum ein kurzes Aufblühen erlebt. Denn man wollte in erster Linie für die Kriegsinvaliden einen Nebenverdienst und eine sinnvolle Beschäftigung schaffen, was sicher von kurzer Dauer war.

Genauso war unter den Nationalsozialisten die Seidenraupenzucht kurzfristig verbreitet. Dazu wird im „Reichsministerialblatt der Forstverwaltung" von 1937 berichtet, dass die Raupenzucht zu fördern sei „weil eine Ausdehnung des Seidenbaus für die Wehr- und Wirtschaftsfreiheit des deutschen Volkes von besonderer Bedeutung ist". Dabei hat „die Erfahrung gezeigt, daß die Maulbeeren in fast allen Teilen Deutschlands gedeihen. Da aber der Laubertrag in höheren Lagen infolge des rauhen Klimas

hinter dem anderer Gegenden zurückbleibt, so hat die Reichsfachgruppe eine Begrenzung in der Richtung vorgesehen, daß Maulbeeranpflanzungen in einer Höhe über 400 m nur nach besonderer Begutachtung vorgenommen werden". Denn Seide war ein dringend notwendiger Rohstoff zur Anfertigung von Fallschirmgewebe. So gab es 1939 in Baden bereits 69 Seidenbauern mit 257 000 Maulbeerbäumen. Des weiteren wird 1940 bemerkt: „Für den Fall, daß dafür Interessenten noch nicht gefunden werden können, weise ich darauf hin, daß nach einem Erlasse des Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom 11. 9. 1939 die Schulen verpflichtet sind, im Unterricht Seidenbau zu betreiben".

Bestimmt können die Älteren unter uns, die damals in „gemäßigten Lagen" wohnten, sich noch daran erinnern, dass sie als Schüler im Schulhof Maulbeerbüsche anpflanzen und pflegen mussten. Die „Reichsfachgruppe Seidenbauer" berichtet auch, dass beim Heckenschnitt im Herbst, neben der Nutzung des Laubes auch die Rinde und das Holz nutzbar sind, erstere zu Bastfasern, letztere zu einer Spezialzellulose. Die abgeschnittenen Ruten sollten dann gebündelt zur örtlichen Sammelstelle gebracht werden.

Es gibt etwa zwanzig verschiedene Arten von Maulbeerbäume, die sich neben den Blattformen auch durch die Farbe ihrer Früchte (Beeren) bestimmen lassen. Am häufigsten wird wohl der Weiße Maulbeerbaum (Morus alba) als Futter für die Seidenraupe angepflanzt. Jedoch seine weißen Beeren sind für uns Menschen zu fade im Geschmack und taugen höchstens als Süßungsmittel. Aber Bienen, Wespen und Ameisen empfinden sie als ein willkommener Leckerbissen. Gänzlich anders ist das Verhältnis beim Schwarzen Maulbeerbaum (Morus nigra). Hier werden deren schwarzen Früchte, die wie kleine Brombeeren aussehen, süß und wohlschmeckend. Man kann sie zu Gelee, Marmelade oder Wein verarbeiten. Schon im antiken Rom war dieser Fruchtbaum bekannt und beliebt. Der Maulbeerbaum hat auch ein sehr hartes Holz. Besonders der Mühlenbauer bevorzugte es für die Herstellung der Zahnräder am Wellbaum.

Heute sind diese fruchttragenden Gehölze bei uns recht rar geworden. Leider ist im Landkreis Waldshut nur noch ein älterer Maulbeerbaum bekannt. Denn seit es Kunstseide gibt, haben zumindest in Europa die Seidenspinner keinen Nutzen mehr. Vor kurzem hat aber die Gemeinde Dogern wieder acht junge Exemplare auf ihrem Eigentum anpflanzen lassen. Es ist zu hoffen, dass diese ansonsten frostempfindlichen Bäumchen recht gut gedeihen und bald köstliche Früchte liefern. Zum anderen spinnt sich mit der Seidenraupenzucht eine neuere Geschichte über die heimische Seidenweberei ein, aber das ist schon wieder ein anderes Kapitel.

Literatur und verwendete Quellen

Adam, Thomas: Seide, made in Baden-Württemberg? In: Baden-Württemberg, H. 1, Karlsruhe 1994.

Falkenstein, Franz: Ein Leben für den seidenen Faden – Über die frühere Seidenraupenzucht in unserer Heimat. In: Land zwischen Hochrhein und Südschwarzwald. Beiträge zur Geschichte des Landkreises Waldshut. Hg. Geschichtsverein Hochrhein Waldshut e. V. Jg. 2006, S. 111–116.

Lucke, Rupprecht; Als man in Baden Maulbeerbäume pflanzte. In: Beiträge zur Landeskunde, Beilage zum Staatsanzeiger für Baden-Württemberg, Nr. 3, Juni 1986.

Mangold, F. & Sarasin, H. F.: Industrie-Gesellschaft für Schappe – Entstehung und Entwicklung von 1824–1924. Basel 1924.

Mayer, Joseph.: Über Seidenzucht. In: Landwirthschaftliches Wochenblatt für das Großherzogthum Baden, Carlsruhe 1842, S. 36–38, 383 + 1843, S. 16–18.

Miethe, A.: „Seiden". In: Die Technik im Zwanzigsten Jahrhundert. Braunschweig 1911, S. 390–394.

Müller, J. A.: Ueber Einführung und Verbreitung des Seidenbaues im Breisgau. Freiburg 1836.

Oberholzer, G.: Die Seidenraupenzucht, ein vergessener Erwerbszweig in unserer Landschaft. In: Schriftenreihe – Studiengang Vermessungswesen, Universität der Bundeswehr München, Heft 40, (Ländliche Kulturgeschichte und Landesentwicklung), Neubiberg 1989, S. 168–177.

Reichsministerialblatt der Forstverwaltung. Jg. 1937, 1939, 1940.

Anschrift des Autors:
Franz Falkenstein
Eschbacher Tal 1
79804 Dogern

Gero Morlock

Straßenunterhaltung anno dazumal

Als der Winterdienst noch mit Pferdegespannen und Holzpflügen erledigt wurde

Eine „bescheidene Mannschaft“ von 35 Mitarbeitern betreut mit „sorgfältig überdachter und eingeteilter Zeitplanung“ unter der Leitung eines Ingenieurs mit schweren Schneepflügen, mit Splitt- und Sandstreuwagen sowie einem Opel-Blitz-Wagen mit Unfallmaterial die 65 km lange Autobahnstrecke zwischen Achern und Riegel. So steht es in einem Artikel aus dem Ortenauer Heimatblatt vom 20. Januar 1962, in dem ausführlich über den damaligen Winterdienst auf der Rheintal-Autobahn berichtet wurde. „Die noch junge Fahrbahn“, so hieß es dort weiter, „will liebevoll behandelt werden, wenn nicht schon bald die ersten Reparaturen fällig sein sollen“.

Zum Vergleich: Heute* betreuen in der Autobahnmeisterei Offenburg 23 Mitarbeiter unter der Leitung eines Straßenmeisters mit einem millionenschweren Fahrzeug- und Gerätepark insgesamt rund 80 km Autobahn zwischen der Anschlussstelle Riegel und dem sechsstreifig ausgebauten Abschnitt der BAB A 5 kurz vor dem Autobahnkreuz Baden-Baden. Pro Mitarbeiter ist das also ziemlich genau die

Abb. 1: Schneepflüge der Autobahnmeisterei Offenburg nach dem 2. Weltkrieg im Einsatz auf der BAB A 5. Man beachte die „Verkehrsdichte“ auf der Gegenfahrbahn!

Abb. 2, Abb. 3: Der Schrumpfungsprozess ist unverkennbar: Die Belegschaft der Autobahnmeisterei Offenburg vor knapp 50 Jahren (Abb. 2) und heute (Abb. 3): Pro Mitarbeiter muss heute ziemlich genau die doppelte Strecke betreut werden, auf der zudem ein dutzendfach größerer Straßenverkehr rollt als in der damaligen Zeit.

doppelte Strecke, auf der zudem ein dutzendfach größerer Straßenverkehr rollt als in der damaligen Zeit. Dabei mussten die „ersten Reparaturen“ längst durchgeführt werden und haben in den letzten 50 Jahren mehrere Millionen Euro verschlungen …

Gute, alte Zeit – so werden jetzt vielleicht manche denken. Zur guten, alten Zeit gehört aber auch die Lohnberechnung für einen Straßenwärter aus dem Jahr 1953: 208 Arbeitsstunden pro Monat bei 6 Arbeitstagen in der Woche und knapp 9 Stunden am Tag war vor einem halben Jahrhundert die Regelarbeitszeit für einen Straßenwärter. Und dies bei einem Stundenlohn von 1,02 Mark.

Abb. 4: „Sturmlampe“ aus dem Jahr 1960 zur Kennzeichnung einer (Baustellen-)Absperrung. Heute werden hoch leistungsfähige, elektronische Blinklampen mit Dämmerungsschalter eingesetzt.

Diese und ähnliche Reminiszenzen der staatlichen Straßenunterhaltung sind jetzt auf einer in Baden-Württemberg bisher einmaligen Internet-Homepage nachzulesen, die unlängst vom Regierungspräsidium Freiburg eingerichtet wurde. „Straßenunterhaltung anno dazumal“ heißt die Seite, auf der Kolleginnen und Kollegen der Straßenbauverwaltung gebeten werden, mindestens 25 Jahre alte Fotos oder sonstige Dokumente aus dem Straßenbetriebs- und Unterhaltungsdienst im Regierungsbezirk Freiburg einzusenden. So soll die regionale Entstehung und Entwicklung des Straßenbetriebsdienstes namentlich in Südbaden und im Schwarzwald dokumentiert und als Erinnerung an die „gute alte Zeit“ für die Nachwelt erhalten werden.

Mit Unterstützung mehrerer Mitarbeiter, vor allem von Straßenmeistern und Straßenwärtern aus Südbaden, sind schon in kurzer Zeit einige bemerkenswerte und für heutige Verhältnisse oftmals auch witzig anzuschauende Dokumente zurück bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zusammengekommen. Sie werden auf derzeit rund 15 Internet-Seiten gezeigt und kommentiert.

Noch in den 1970er Jahren wurde die Fahrbahn-Markierung mit eigenem Personal aufgebracht und es wurden sogenannte „Teer-

Abb. 5, Abb. 6: Nach dem 2. Weltkrieg wurden im Schwarzwald teilweise sogar Fabrikarbeiter rekrutiert, um die meterhoch zugeschneiten Landstraßen vom Schnee zu befreien und befahrbar zu machen

Kolonnen", eine Art schnelle Eingreiftruppe für die Beseitigung von Schlaglöchern, vorgehalten. All das gehört heute meistenteils der Vergangenheit an, denn dies wird jetzt in aller Regel mittels sogenannter Jahresausschreibungen von Privatfirmen erledigt. Als früher auf den Autobahnen der – an heutigen Verhältnissen gemessen – geradezu dünne Verkehr vorbeirollte, schärften die Mitarbeiter der Autobahnmeistereien auf dem Seitenstreifen auf einem sogenannten „Dengelstock" noch in aller Ruhe ihre Sensen, um danach das Gras am Rande der Fahrbahn zu schneiden. Ein Zustand, der aufgrund des hohen und gefährlich schnellen Verkehrsaufkommens auf den Autobahnen heute völlig undenkbar ist.

Auch der Fuhrpark der Autobahn- und Straßenmeistereien hat sich wesentlich geändert und ist zwischenzeitig zum Beispiel bei den Mähgeräten oder den Räum- und Streufahrzeugen und -geräten (Schneepflügen) durch viel Technik und Elektronik aufgerüstet worden. Und wenn man die alten, barackenartigen Unterkünfte der Autobahnmeistereien aus den 1950er Jahren ansieht, so hat sich auch da viel verändert: Die Männer (und Frauen!) der Autobahn- und Straßenmeistereien sind zwischenzeitlich in modernen Dienstgehöften untergebracht.

Gleich nach dem 2. Weltkrieg war der Fuhrpark der Straßenmeistereien natürlich noch lange nicht so professionell ausgestattet wie heute – vielmals gab es flächendeckend noch gar nicht genug motorisierte Winterdienst-Fahrzeuge. So kam es auch vor (siehe Abb. 5), dass Landstraßen im Schwarzwald von Hand freigeschaufelt werden mussten. Damals wurden – so erzählen uns „alte Hasen" – sogar Fabrikarbeiter zum Schneeschaufeln abgestellt. Man beachte auf Abb. 6 die Spuren an den Schneewänden – alles Handarbeit, man kann deutlich die Schaufelspuren erkennen! Wenn man auf dem Original-Foto genau hinschaut, kann man im Kennzeichen des dort abgebildeten Fahrzeugs noch die Buchstaben „FB" erkennen, eine Abkürzung für „Französische Besatzungszone". Die beiden Fotos 5 und 6 wurden übrigens im Raum St. Georgen/Triberg aufgenommen. Sie stammen aus dem Fundus der Straßenmeisterei Villingen, gesammelt vom früheren Dienststellenleiter Herrn Weißer bzw. von seinem Vorgänger Herrn Benz und wurden erst kürzlich in den „Katakomben" des ehemaligen Straßenbauamtes Donaueschingen wieder aufgefunden.

Der Wege-, Straßen- und Tunnelbau und natürlich auch die Straßenunterhaltung vor dem 2. Weltkrieg waren geprägt von intensiver Handarbeit. Selbst beim Bau der überörtlichen, sogenannten „klassifizierten" Straßen (Bundes-, Landes- und Kreisstraßen) und der umgebenden Plätze wurden damals zumindest innerhalb der Ortschaften noch Dutzende von Arbeitern eingesetzt und haben in zumeist mittelständischen Unternehmen ihr Lohn und Brot verdient. Mitte der 1930er Jahre beispielsweise wurde die heutige Bundesstraße 500 vor dem Rathaus in Triberg mit Pflästerern noch aus Pflastersteinen („Kopfsteinpflaster") hergestellt, siehe Abb. 7. Man beachte dort die

Abb. 7: Beim Bau der Straßen gab es damals noch viel Handarbeit. Diese gestochen scharfe, historische Aufnahme von Mitte der 1930er Jahre mit herrlich anzuschauenden Kraftfahrzeugen im Hintergrund zeigt den Bau der heutigen Bundesstraße 500 vor dem Rathaus in Triberg. Straßen und Plätze wurden damals bevorzugt aus Pflastersteinen hergestellt.

herrlich anzuschauenden, alten Kraftfahrzeuge und das Pferdegespann im Hintergrund!

Selbst beim Bau der Autobahnen kann man auf alten Fotos trotz damals „moderner" Einbaufertiger noch ganze Heerscharen von Bauarbeitern entdecken. Spätestens nach dem Krieg und mit zunehmender Industrialisierung und Motorisierung hat sich dies alles zuungunsten der Arbeiter verändert: Heute wird in aller Regel ein hoch leistungsfähiger Maschinenpark eingesetzt, der von nur noch wenigen, hoch spezialisierten Maschinisten betätigt wird. War die gute, alte Zeit gut so oder ist es alles besser, was und wie wir es heute machen?

Blickt man noch weiter zurück, so wurde der Winterdienst auf den südbadischen Straßen zu Beginn der Motorisierung in den 1920er Jahren zunächst noch lange Zeit mit Pferdegespannen und angehängten Holzpflügen erledigt. Die Bevölkerung sprach damals von „Bahnpflügen". Erst später entstanden die professionellen und hoch gerüsteten Spezialmaschinen, mit denen der Winterdienst oder auch die Grasmahd entlang der Straßen durchgeführt wurde. Zwei Weltmarktführer in Sachen Winterdienst-Spezialfahrzeuge, die Firmen Schmidt und Küpper-Weißer, haben ihren Sitz übrigens ganz nah beieinander oben im Schwarzwald in St. Blasien und Bräunlingen.

Die vielfältigen Fundstücke des Freiburger Regierungspräsidiums gehen bis ins Jahr 1859 zurück, wo noch eine „Dienst-Anweisung für die Unterhaltung von Staatsstraßen in Baden-Württemberg" gefunden wurde, die recht lange Zeit Gültigkeit behielt. Noch um die darauf folgende Jahrhundertwende wurden die Straßenrandflächen vorwiegend als bunt blühende Wiesen oder Weiden betrachtet, die das Grünfutter für die Kleintierhaltung der Straßenwärter lieferten: „Das (…) wachsende Gras gehört der Straßenbauverwaltung, indessen wird dasselbe in der Regel den Straßenwärtern zur Nutzung überlassen", so heißt es in der damaligen Anweisung. Welch ein dramatischer Wandel: Heute muss das am Straßenrand gemähte Gras oftmals für viel Geld als Sondermüll (!) entsorgt werden.

Ordnung und Reinlichkeit bildeten Mitte des vergangenen Jahrhunderts „die ersten Erfordernisse einer guten Straßenunterhaltung", die Straßenböschungen sollten „dicht mit Rasen bewachsen und weder mit Morast, noch Unkraut oder Gesträuch bedeckt" sein. „Zur Beförderung des Graswuchses ist zu geeigneter Zeit der auf der Straße sich vorfindende Dünger auf den Böschungen auszubreiten" – gedacht war dabei wohl an den auf der Straße liegenden Pferdemist. Unterhaltung und Pflege des Straßenrands erfolgten damals praktisch ausschließlich in Handarbeit mit Sense und Hacke.

Angeführt wird die Internetseite des Freiburger Regierungspräsidiums übrigens vom Bild eines schmucken „Chausseewärters in Sommeruniform" (siehe Abb. 8). Es stammt

Abb. 8: Chausseewärter in Sommeruniform

aus der Festschrift „Sechzig Jahre hannoversche Provinzialverwaltung“, herausgegeben vom Landesdirektorium (Druck und Verlag: Böhmannsche Buchdruckerei Hannover aus dem Jahr 1928). Das Original des Bildes hängt allerdings nicht in Südbaden, sondern derzeit angeblich in der Niedersächsischen Landesbehörde für Straßenbau und Verkehr in Hannover. Ob die Schwarzwälder Straßenwärter anno dazumal ebenfalls in solch schmucken Uniformen unterwegs waren, ist bislang leider (noch) nicht überliefert.

Anmerkungen

* Diese Aussage gilt für die Zeit vor der Vergabe des sogenannten „A-Modells“ an einen privaten Konzessionär

Literaturhinweise

Autobahnbetriebsamt Freiburg (Hrsg.): 25 Jahre Autobahnamt in Freiburg. Rückblick – Einblick – Ausblick. Freiburg, 1997.

Böhringer, Alfred: Die Entwicklung des Straßenunterhaltungsdienstes und des Berufes des Straßenwärters in Baden-Württemberg.

Dübner, Wilhelm: Die Straßenwärter. Geschichte des Berufes, seines beruflichen Umfeldes und der Fachgewerkschaft. 175 S., zahlreiche Illustrationen. Köln, Donar-Verlag, 1989.

Festbuch „100 Jahre Verband Deutscher Straßenwärter“ (1895–1995).

Schefold/Neher (Hrsg.): 50 Jahre Autobahnen in Baden-Württemberg, Stuttgart 1986.

Schefold, Klaus: Autobahnen im Wandel der Zeit. Gezeigt am Beispiel Baden-Württemberg. Hrsg.: ARGE Engelberg in Zusammenarbeit mit dem Landesamt für Straßenwesen Baden-Württemberg. Staatsanzeiger-Verlag, Stuttgart 1996.

Kirchbach, Konrad von: Die Entwicklung des Straßenbaus in Baden-Württemberg von 1945 bis 1995. Vorwort von Wolfgang Wirth. Hrsg.: Forschungsgesellschaft für Strassen- und Verkehrswesen. Archiv für die Geschichte des Straßen- und Verkehrswesens, Heft 13. Bonn (Kirschbaum Verlag), 1998.

Straßenwärter: Vom ruhigem Job zum hektischen Einsatz. Zeitsprung: Vor rund hundert Jahren begannen Bau und Pflege des Verkehrssystems Straße. In: VDI Nachrichten vom 25. 2. 2000.

Bibliographie zur Verkehrsgeschichte. Erstellt von Marie-Claude Pfaffen und Sylvie Pfaffen. Historisches Institut / Abteilung für mittelalterliche Geschichte der Universität Bern. Bern, 2005.

Fachkunde für Straßenwärter. Donar Verlag Köln. 5. überarbeitete Neuauflage, Mai 2007.

Siehe auch zahlreiche weitere Quellen im Internet unter http://deutsches-strassenmuseum.de/strassenbaugeschichte.html.
zum Beispiel:
Heinemeyer, Günter: Straßenunterhaltung und Straßenbetrieb gestern und heute.

Schaefer, Erich: Entwicklung des Straßenunterhaltungsdienstes und des Berufes des Straßenwärters in Hessen.

Fischer, Hans: Die Entwicklung des Straßenunterhaltungsdienstes in Westfalen-Lippe.

Anschrift des Autors:
Dr.-Ing. Gero Morlock
Ltd. Baudirektor
Regierungspräsidium
Freiburg

Eckehard Uhlig

Schöne Tage in Bretten

Ein Beitrag zum Schiller-Jahr

Historische Staatsgrenzen zwischen deutschen Ländern bereiteten ihren Bürgern oft bedrückende Erfahrungen, ihre Überwindung glückliche Augenblicke. Das wissen wir nicht erst als Zeitgenossen von „Mauerbau“ und „Wiedervereinigung“. Deutsche Kleinstaaterei gegen Ende des 18. Jahrhunderts machte beispielsweise auch Friedrich Schiller, dessen 250ster Geburtstag heuer gefeiert wird, das Leben schwer (Abb. 1). „Die Grenze“, berichtet Andreas Streicher in seinen (posthum erschienenen) Mitteilungen über „Schillers Flucht“ aus Stuttgart, wurde „mit einer Freude betreten, als ob rückwärts alles Lästige geblieben wäre und das ersehnte Eldorado bald erreicht sein würde“. Angenehme Gegenden und das muntere Wesen und Treiben der rüstigen Bewohner beflügelten offenbar den jungen Dichter. Die unmittelbar bevorstehende Ankunft im „freundlichen“ Bretten verwandelte sein „bisher etwas düsteres Gemüt“ zur „gefälligsten Heiterkeit“.

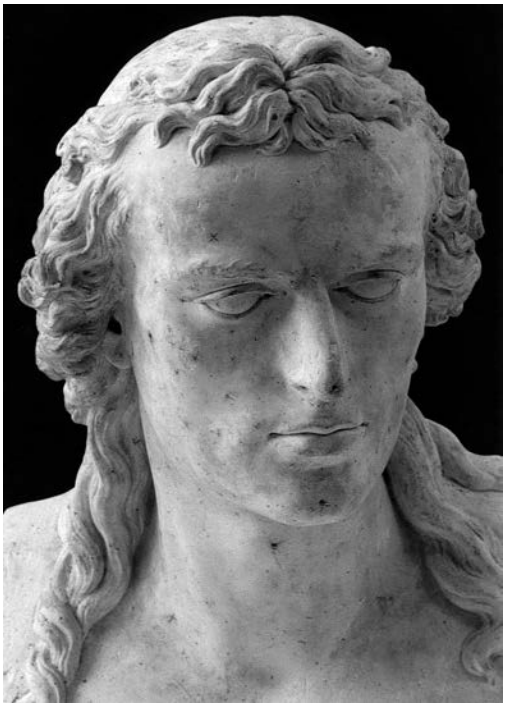


Abb. 1: Friedrich Schiller, nach einer Gipsbüste von Johann Heinrich Dannecker, 1805
Foto: Deutsche Schillergesellschaft Marbach

Abb. 2: Am Knittlinger „Schillerblick“ aufgestellte Gedenktafel zur Erinnerung an Schillers Flucht Foto: Eckehard Uhlig

Schiller gibt sich gegenüber seinem Mitflüchtling und Freund Streicher freudig erregt. Der Morgen des 23. Septembers 1782 – Streicher verzeichnet das Erreichen des württembergischen Grenzstädtchens Knittlingen auf acht Uhr, die Ankunft im pfälzischen Bretten auf zehn Uhr – scheint einen herrlichen Spätsommertag anzukündigen, der dem lebhaften Gespräch in der Reisekutsche zusätzliche Schwungkraft verleiht. Die von Weinreben überwachsenen Hänge der Strombergausläufer und die fruchtbaren, sanften Hügel der einsetzenden Kraichgaulandschaft sorgen beim Anblick für Glücksmomente und steigern die Vorfreude der Freiheit. Wohl schaut man auf der letzten zur Knittlinger Gemarkung zählenden Anhöhe am „Wetterkreuz“, dem heutigen

Abb. 3: Ebenfalls am Knittlinger „Schillerblick“ abgelegter, von Bildhauer Karlheinz Zöhner geschaffener Gedenkstein mit symbolischer Kette und einem eingemeißelten Karl-Moor-Zitat aus Schillers „Die Räuber“: „Was für ein Tor ich war … – Mein Geist dürstet nach Taten, mein Atem nach Freiheit …“, 1. Akt, 2. Szene. Foto: Eckehard Uhlig

Abb. 4: Am historischen „Geleitsbrückle“ über den Seebergerbach, das zur alten Geleitsstraße, beziehungsweise Poststraße gehörte. Im Sandstein sind zu erkennen die Wappen von Württemberg (links) und Baden (rechts). Foto: Eckehard Uhlig

„Schillerblick“ (Abb. 2), noch einmal mit Wehmut in die schwäbische Heimat zurück (Abb. 3), eilt dann aber um so entschlossener den mit Blau und Weiß angestrichenen Pfählen und Schranken zu, die auf der alten Knittlinger Poststraße nach Bretten die Territoriumsgrenze zur Kurpfalz markierten. Die Kontrollen auf dem steinernen „Geleits“-Brückchen über den Seebergerbach (mit den heute noch sichtbar eingehauenen Grenzwappen Württembergs und Badens, das hier 1806 die Nachfolge der Pfalz angetreten hat (Abb. 4), verlaufen ohne Zwischenfälle (Abb. 5). Beschwernisse der Reise auf den holprig ausgefahrenen, tief eingefurchten steinernen und schlammigen Wegen sind vergessen. Ereignisreiche Tage warten auf die Freunde.

Dabei musste Schiller gleich einen doppelten Vater-Sohn-Konflikt bewältigen. Vom württembergischen Herzog Karl Eugen 1773 höchstpersönlich zum Zögling seiner später in Stuttgart zur Akademie und „Hohen Karlsschule“ aufgewerteten Militär-Pflanzschule ausgewählt, war dem Knaben eine außerordentliche „landesväterliche“ Gnade zuteil geworden. Dafür erwartete der Hof lebenslange Treue und Dankbarkeit. 1780 beendete der Akademiestudent sein Medizinstudium. Als „Regimentsmedikus“ in herzoglichen Diensten missachtete Schiller mehrfach Verbote seines Landesvaters. Der nun vollzogene unbefugte Übertritt in das benachbarte Ausland kam einer Fahnenflucht gleich. Und der verehrte leibliche Vater Johann Kaspar Schiller, als Offizier ebenfalls dem Herzog verpflichtet, hatte von den Fluchtplänen nichts wissen dürfen.

Noch der Karlsschüler verfasste erste Szenen zu dem Schauspiel „Die Räuber“. Dennoch sind die Zeugnisse zur Entstehungsgeschichte der Tragödie, die ein einzigartiges Zeitdokument werden sollte und Schillers Ruhm begründete, dünn gesät. Im Mai 1781, als er schon bei der dreißigjährigen Hauptmannswitwe Luise Dorothea Vischer in Stuttgart zur Untermiete logierte, erschien das Erstlingswerk anonym mit fingiertem Druckort und wurde zur Überraschung des Autors vom Mannheimer Theaterintendanten Wolfgang Heribert von Dalberg angenommen. Zur Uraufführung der „Räuber“ am 13. Januar 1782 reist Schiller mit seinem Studienfreund Johann Wilhelm Petersen ohne Erlaubnis des Herzogs in die Kurpfalz-Residenz. Nach dem oft beschriebenen unglaublichen Premieren-Erfolg am Nationaltheater wagt Schiller am 25. Mai einen zweiten unerlaubten Besuch in Mannheim. Die Reise, bei der ihm diesmal seine mütterliche Freundin Henriette von Wohlzogen und die Vischerin, mit der Schiller inzwischen ein Verhältnis hatte,

Abb. 5: Die im Knittlinger Rathausfoyer aufgestellten historischen Grenzpfähle, deren Farbbänder und Heraldik die jeweiligen Landessymbole kurz vor und nach dem Ende des 1. Weltkriegs zeigen, standen an der Einmündung der Knittlinger „Brettener Straße" in die heutige B 35 am Steinbruch, wenige hundert Meter Luftlinie von der alten Geleitsstraße entfernt. Foto: Eckehard Uhlig

Gesellschaft leisteten, wird dem Landesvater hinterbracht. Der bestraft den aufmüpfigen Untertan mit 14 Tagen Arrest und verbietet jede weitere Schriftstellerei.

Schiller wusste also, worauf er sich bei seiner Flucht einließ. Er kannte auch die Reiseroute über Bretten und Schwetzingen nach Mannheim genau und hatte in dem jungen, später in Wien zum Freundeskreis Ludwig van Beethovens gehörenden Musiker Andreas Streicher einen verlässlichen Vertrauten, der das Unternehmen minutiös vorbereitete. So wählte man bewusst die Nacht vom 22. auf 23. September, in der Karl Eugen mit Festivitäten für einen kaiserlich-russischen Staatsbesuch des Großfürsten (und nachmaligen Zaren) Paul und der Großfürstin Maria Fjodorowna (einer Nichte des Herzogs) beschäftigt war. Stuttgart wurde „entgegengesetzt" durch das Esslinger Tor verlassen, um die Behörden zu täuschen. Nach anstandslosem Passieren der Torwache, die mit dem in die Fluchtpläne eingeweihten Offizierskameraden Leutnant Scharffenstein besetzt war und wo die vereinbarten falschen Namen Dr. Ritter (für Schiller) und Dr. Wolf (für Streicher) gemeldet wurden, fuhr die Kutsche in einem weiten Bogen um die Stadt der Straße nach Ludwigsburg zu. Von hier aus ging es weiter entlang der heutigen Bundesstraßen B 10 und B 35. Zwischen ein und zwei Uhr nachts war die Poststation Enzweihingen erreicht, wo gerastet werden musste. Gegen drei Uhr brach man wieder auf, um am Morgen die Grenze zu überqueren. Erschöpft und erleichtert zugleich kamen die Reisenden auf dem Brettener Marktplatz an, stiegen bei Postmeister Paravicini ab, aßen etwas und schickten den von Stuttgart mitgenommenen Wagen samt Kutscher zurück (Abb. 6). Nachmittags ging es mit der offiziellen Thurn- und Taxis'schen Post über Waghäusel nach Schwetzingen, wo die Ankunft nach Streichers Angaben gegen neun Uhr abends erfolgte.

Als Schiller zum dritten Mal die Grenze zwischen Württemberg und der damaligen Kurpfalz passierte und sich endgültig vom Stuttgarter Hof abwandte, musste der jugendliche Heißsporn mit einschneidenden Folgen rechnen, konnte aber auch davon ausgehen, in einem Akt der Befreiung seinen erdichteten „Räubern" in der Realität nachzueifern. So verhalf ihm die Flucht zu einer revolutionären Jugendbiographie, seinen Sturm- und Drang-Werken wenige Jahre vor Ausbruch der Französischen Revolution zu noch mehr Popularität und Glaubwürdigkeit.

Doch die Eltern reagierten bestürzt. Mehrfach schreibt Friedrich Schiller in diesen Tagen an seine zwei Jahre ältere Schwester Christophine, um die Eltern zu besänftigen. Am 19. November 1782 wendet er sich aus Mannheim direkt an Mutter und Vater: „Am 21. bekommen Sie diesen Brief, wenn Sie also unverzüglich (das müsste seyn) von Stuttgart weggehen, könnten Sie am 22. zu Bretten im Posthaus seyn, welches ohngefehr halb wegs von Mannheim ist, und wo Sie mich antreffen. Ich denke, Mama und die Christophine könnten am füglichsten, und zwar unter dem Vorwand nach Ludwigsburg zur Wohlzogen zu gehen, abreisen. Ich gebe Ihnen eine Carolin Reisegeld,

aber nicht bälder als zu Bretten. An der schnellen Befolgung meiner Bitte will ich erkennen, ob Ihnen Ihr ewig dankbarer Sohn noch theuer ist.“ Tatsächlich folgten Mutter und Schwester der Einladung, Vater Schiller hingegen kam nicht, wahrscheinlich um bei einer möglichen Entdeckung den ohnehin erzürnten Monarchen nicht zusätzlich zu reizen, denn der Herzog hatte auf seinen flüchtigen Regimentsmedikus (nach mehreren vergeblichen „Ordres“ zur sofortigen Rückkehr) einen Geheimagenten angesetzt.

Lange nach Friedrich Schillers Tod berichtet Christophine an Andreas Streicher, der für seine geplante Schiller-Biographie um Auskunft über das Brettener Familientreffen der Schillers vom 22. bis 25. November 1782 gebeten hatte, am 16. Februar 1828 aus ihrem Gedächtnis: „Um Mitternacht hörten wir, daß ein Reiter dem Gasthof zusprengte. Sobald er ins Haus trat und den Kellner fragte, ob nicht zwei Damen angekommen wären, erkannten wir sogleich seine Stimme und stürzten ihm entgegen. Es versteht sich unter Freudentränen und inniger Ergießung, von beiden Seiten. So blieben wir beisammen bis der Morgen kam und erzählten uns gegenseitig. Er war äußerst heiter, voll Hoffnung für die Zukunft. Alle Besorgnisse von unserer Seite wurden gehoben, und wir genossen volle drei Tage das Glück uns auszusprechen. Indessen stieg die Kälte so heftig, daß wir Sorge für ihn trugen, da er auch sehr leicht bekleidet war.“ Eindringlich, so erzählt die Schwester weiter, wurde in Bretten auch der Wunsch des Vaters vorgetragen, „daß sich Friedrich eine bleibende Existenz wählen möchte“. Wie man weiß, zerschlugen sich zwar alle Pläne, in Mannheim eine Anstellung als Theaterdichter zu finden. Und nach Schwaben kehrte Friedrich Schiller erst im August 1793 zurück, wo er sich ohne die zunächst befürchteten behördlichen Schwierigkeiten zusammen mit seiner Frau Charlotte von Lengefeld bis Mai 1794 zu Besuch aufhielt. Ein reger Verkehr mit Freunden und der Familie in Ludwigsburg, Stuttgart und Tübingen setzt ein. Sein Vater ist mit dem Sohn, der bereits Professor in Jena, Hofrat in Weimar und neben Johann Wolfgang von Goethe eine Geistesberühmtheit geworden war, längst versöhnt. In dieser Zeit wird am 14.

Abb. 6: Bereits im 19. Jahrhundert angebrachte Gedenktafel an der ehemaligen Brettener Posthalterei zur Erinnerung an Schillers Flucht. Das ungenaue Datum wurde der Erstausgabe von Andreas Streichers Buch „Schiller's Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785. Stuttgart und Augsburg 1836“, entnommen.
Foto: focus fotostudio Bretten

September 1793 Schillers erstes Kind Karl Friedrich Ludwig (in der Heimat!) geboren, am 24. Oktober stirbt Herzog Karl Eugen – zwei Vorgänge von geradezu symbolischer Hintergründigkeit. Die historische Bedeutung des „Posthauses zu Bretten“ (der Posthalterei Paravicini im Gasthaus „Zum Ritter“, heute Marktplatz 11) für den Dichterhelden ist noch nie hinreichend gewürdigt worden. Die dort angebrachte Gedenktafel weiß nur von Schillers Flucht zu berichten und ist zudem ungenau datiert. Zwar hat hier der am 10. November 1759 in Marbach geborene und am 9. Mai 1805 in Weimar gestorbene Friedrich von Schiller mit Andreas Streicher und vor allem mit Mutter und Schwester nicht „die schönen Tage in Aranjuez“ erlebt, wie in der Tragödie sein gegen den königlichen Vater aufbegehrender Don Carlos. Aber dramatische Stunden im Kreis der Familie, freudiges Wiedersehen und hoffnungsfrohen Abschied.

Anschrift des Autors:
Eckehard Uhlig
Bremichstraße 51
75038 Oberderdingen

Werner Hiller-König

Justinus Kerner am Bodensee

Eine Reise in seine Vergangenheit

Das Thema Reisen wurde um die Wende zum 19. Jahrhundert allgemein sehr beliebt: Reisen als Suche, Reisen um sich selbst zu finden, Reisen in die Abgründe der menschlichen Seele. Es waren die Anfänge der rein wissenschaftlichen Reisen, nur durchgeführt zur Erlangung von Erkenntnis, nicht zur Erschließung oder Sicherung von Rohstoffen und Märkten und nicht zur Annektion von Land. Der Universalgelehrte Alexander von Humboldt (14. 9. 1769–6. 5. 1859) führte seine Forschungsreisen durch. Joseph von Eichendorff, Jurist und Dichter, (10. 3. 1788–26. 11. 1857) erzählt in seiner Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“ wie der Held durch die Lande reist, um doch zuletzt sein Glück zu Hause zu finden. Der schwäbische Lyriker und Arzt Justinus Kerner (18. 9. 1786–21. 2. 1862) schrieb an den Naturforscher und Schriftsteller Adelbert von Chamisso (30. 1. 1781–21. 8. 1838) 1837: „Sie umsegelten die Welt als Naturforscher und ich trieb mich und treibe mich als Forscher in den Nachtgebieten der Natur herum und suche die Schatten des Mittelreiches auf!“[1]

Um solch einen Schatten aus dem Hades zu entreißen besuchte der achtundsechzigjährige Justinus Kerner, Dichter und ehemaliger Oberamtsarzt im schwäbischen Weinsberg, im Sommer 1854 Meersburg am Bodensee. Er folgte einer Einladung des vierundachtzigjährigen Joseph von Laßberg, dem Schwager der Droste zu Hülshoffs und Besitzer des Alten Schlosses in Meersburg. Kerner litt an Grauem Star und erblindete zunehmend. In einem Brief an von Laßberg beschwerte er sich über seine schwindenden Kräfte, „ein Kranksein aller Organe, besonders des Herzens, und eine Aufraffung aus diesem Zustand kann bei meinem Alter und bei meinem ganzen vorigem Gemütsleben nicht mehr stattfinden“[2]. Von Laßberg schlug ihm vor, ihn in Meersburg zu besuchen: „Kommen Sie diesen Sommer und nehmen Sie Seebäder von meinem Hause aus. Wir grüßen Sie […] und Ihre Antigone, die Tochter, die den blinden Ödipus zu uns bringen soll.“[3] Auf Grund seines Augenleidens übernahm Kerners früh verwitwete Tochter Marie meistens das Schreiben und Lesen für ihn. Am 4. April 1854 war seine geliebte Riecke (Friederike Kerner geb. Ehmann 9. 1. 1786–4. 4. 1854) verstorben. Um seinen Depressionen, an denen er Zeit seines Lebens litt und die durch den Tod seiner Frau wieder stärker auftraten, zu entfliehen, nahm er gerne von Laßbergs Vorschlag an und erfüllte sich einen lang gehegten Wunsch: die Lebensgeschichte des von ihm verehrten Franz Anton Mesmer aufzuzeichnen und ihn so vor dem Vergessen zu bewahren[4].

Mesmer, Arzt, Heiler und Begründer des nach ihm benannten Mesmerismus oder animalischen Magnetismus, wurde am 23. Mai 1734 in Iznang am Bodensee geboren und starb am 5. März 1815 in Meersburg. Die Grundlage des Mesmerismus ist die Vermutung, dass jedes Lebewesen Strahlen oder Wellen abgibt und empfangen kann, deshalb animalischer im Gegensatz zum physikalischen Magnetismus. Am Anfang des 19. Jahrhunderts kam unter Medizinern die Ansicht auf, Krankheit nicht nur in der Physis eines Patienten, sondern in seiner gesamten Person begründet zu sehen – wir bezeichnen diese Auffassung heute als eine gesamtheitliche Betrachtungsweise.

Das Elixier des Lebens

Justinus Kerner war 1786 in Ludwigsburg geboren und in Maulbronn aufgewachsen, wo 1799 sein Vater, der Oberamtmann Johann

Georg Kerner, starb. Sein Interesse am animalischen Magnetismus liegt in einem Erlebnis begründet, dass er als Elfjähriger hatte und in seinen Jugendbetrachtungen, „Bilderbogen aus meiner Jugendzeit“, beschrieben ist.

Er litt an einer nervösen Verdauungsstörung, die in Maulbronn von Quacksalbern mehr als unzureichend behandelt worden war. Aus diesem Grunde wurde er zur weiteren Behandlung zu einem Onkel nach Heilbronn geschickt. Dort behandelte ihn der damals bekannte Arzt und russische Geheimrat Weickardt. Dieser diagnostizierte Asthenie, eine körperliche Ausgezehrtheit auf Grund von Wachstum oder Krankheit und verschrieb dem jungen Kerner sein so genanntes Lebenselixier Hoppelpoppel. Hoppelpoppel war zu jener Zeit ein Modegetränk, das im Jahre 1800 im ersten deutschen Heilbad Heiligendamm als Stärkungsmittel für die exklusiven Gäste Anwendung und Verbreitung fand. Dieses Getränk bestand hauptsächlich aus Alkohol, Eigelb, Zucker und Gewürzen. Für Weickardts Variante verwendet man schwarzen Tee, Kirschgeist, Eigelb und Pfefferkörner[5]. Der kleine Justinus verweigerte, durch seine leidvolle Erfahrung mit den Quacksalbern in Maulbronn, die Einnahme der Medizin und sein Onkel brachte ihn schließlich zum damaligen Amtsmedikus von Heilbronn, Eberhard Gmelin, ein Schüler von F. A. Mesmer. Er behandelt Kerner mit der Methode des animalischen Magnetismus[6]. Das Verfahren ist vergleichbar mit einer heutigen Hypnosetherapie. Justinus wurde geheilt und meinte, dass er seit jener Zeit die Gabe der Hellseherei habe. Seine Affinität zum Okkulten war allgemein bekannt und wurde häufig kritisch kommentiert.

Arzt und Naturwissenschaftler

Der Umstand, dass sich Dichter und Dichterinnen zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit Hellseherei, Geisterbeschwörungen und ähnlichem beschäftigten, sollte uns nicht dazu verleiten, sie auf die Seite von Esoterikern von heute zu stellen. Es ist die Zeit von Mary Wollstonecraft Shelleys „Frankenstein oder der moderne Prometheus“ und E. T. A. Hoffmanns „Elixiere des Teufels“ sowie den Erzählungen von Edgar Allan Poe. In diesen Romanen und Erzählungen geht es um die sogenannten Nachtseiten der menschlichen Existenz. Das Un- und Unterbewußte wurde in ihren zahlreichen Facetten versucht zu beschreiben; es war bekannt, aber noch nicht zu begreifen – wie die Gespenster in ihren Geschichten. Hier liegen die Ursprünge von Freuds Psychoanalyse. Die psychologischen Beschreibungen im „Lenz“ von Georg Büchner und in der „Seherin von Prevorst“ von J. Kerner sind in ihrer Genauigkeit nicht genug zu würdigen. Beide Bücher handeln von psychisch kranken Personen, im „Lenz“ als Erzählung und in der „Seherin …“ als wissenschaftlicher Bericht. Von Justinus Kerner ist bekannt, dass er ein ernstzunehmender Arzt und Naturwissenschaftler war. In den Jahren 1820 und 1822 beschrieb er die Auswirkungen des Botulismus[7] (lat. botulus = die Wurst). Es handelt sich um eine Lebensmittelvergiftung, vor allem bei geräucherten Wurstwaren, verursacht durch das Bakterium Closteridium botulinum. Es ist die erste und bis heute gültige Beschreibung dieser Vergiftung. Zur genauen Untersuchung dieser Erkrankung, an der in seiner Zeit viele Menschen starben, schreckte er weder vor Versuchen an Tieren noch vor lebensgefährlichen Selbstversuchen zurück. So konnte er nachweisen, dass die Erkrankung durch einen von ihm als Fettgift bezeichneten Stoff – der Erreger wurde erst 1895 von dem belgischen Mikrobiologen Emile Ermengem entdeckt – ausgelöst wird, und dass sein Entstehen durch gründliches Auskochen des Fleisches vor dem Räuchern verhindert werden kann.

Trotz seines belegbaren analytischen Denkens, glaubte er an Geisterseherei und Geistererscheinungen. Auch wenn er, wie er in einem Brief an Ottilie Wildermuth 1854 schreibt, selbst noch keine Geister gesehen hat[8]. Vielleicht muss man darin die unbeschreibbaren Phänomene der menschlichen Psyche sehen, die wir heute Psy oder Parapsychologie nennen. Phänomene, die der klassischen Physik widersprechen, aber durch die heutige Quantenphysik zu erklären sind. Vielleicht ging es hier Justinus Kerner wie mit dem Botulismuserreger. Er konnte zwar das Phänomen beschreiben, der Auslöser war für ihn aber noch nicht ersichtlich.

Der Nachlass

Als Justinus Kerner im Sommer 1854 in Meersburg Joseph von Laßberg besuchte, konnte er durch dessen Unterstützung und Kenntnisse die Erben von J. A. Mesmer kennen lernen und große Teile des Nachlasses erwerben oder für die Nachwelt sichern, unter anderem einen Ring mit einer Gemme und ein Gemälde mit einem Ganz-Figuren-Portrait von Mesmer im Alter von 76 Jahren. Über dieses Portrait sagten alle, die Mesmer noch zu Lebzeiten kannten, dass es seine Person sehr gut wiedergebe. Auf dieses Portrait war Kerner besonders stolz[9].

Mehrmals besuchte Kerner das Grab von Mesmer auf dem Friedhof von Meersburg. Er beklagte, dass es in einem sehr schlechten Zustand sei, von Vandalen oder Abergläubigen verwüstet. Im Jahre 1815 hatten Freunde seiner Lehre dieses Monument gestiftet[10]. Kerner beschreibt es folgendermaßen: „Auf einem Fußgestell von weißem Sandstein, welches drei Staffeln bildet, steht ein dreieckiger Marmorblock von 3½ Schuh (ca. 1 m) Höhe und zwei Schuh Breite (0,57 m)“[11]. Dieses Monument ist heute erneuert auf dem Meersburger Friedhof zu besuchen. In unmittelbarer Nähe sind auch die Gräber der Freiin von Droste zu Hülshoff, ihrer Schwester Maria Anna genannt Jenny (1795–1859) und ihres Schwagers von Laßberg zu sehen. Joseph von Laßberg starb am 17. März 1855 im Alter von 85 Jahren.

So verdanken wir dem Erholungsurlaub von Justinus Kerner in Meersburg die erste und eine der wichtigsten Biographien über Franz Anton Mesmer. Kerner bewahrte nicht nur seinen Nachlass, sondern auch Mesmer selbst durch seine Schrift vor dem Vergessen. Es zeigt, dass die Romantik keine Zeit des Vergessens oder des Suchens war, sondern eine Zeit des Findens und des Versuchs, zu verstehen. Viele Entdeckungen und Erkenntnisse von damals wirken nach bis in unsere Zeit wie zum Beispiel Darwins Theorien. Die Zeit der Romantik hat nichts mit romantisch im heutigen Sinne zu tun, diese Verklärung entstand erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Historismus.

Heute noch lohnt es sich auf den Spuren von Justinus Kerner in Meersburg zu wandeln. Auch lädt der Bodensee immer noch zum Baden ein. Es ist allerdings nicht mehr möglich, direkt unterhalb der Meersburg, zu schwimmen, wie Kerner es in einem Brief an Ottilie Wildermuth beschreibt, „Der Weg zum See, in dem ich täglich bade, ist sehr steil und sehr mühsam für mich“[12]. Aber unweit von dieser Stelle liegt heute ein Freibad. Was Justinus Kerner nicht konnte, aber heutigen Besuchern von Meersburg zu empfehlen ist, wäre ein Besuch des Neuen Schlosses, der ehemaligen Residenz der Konstanzer Fürstbischöfe. Im Jahre von Kerners Besuch 1854, diente das Schloss als Taubstummen-Anstalt und Stadtgefängnis.

Annex:

Justinus Kerner hatte bei seinem Besuch am Bodensee die Kleksographie erfunden[13]. Dabei werden Farbe und Tinte auf ein Blatt getropft und dann gefaltet. Aus den entstehenden Flecken können verschiedene Wesen herausgelesen oder hineininterpretiert werden. Joseph von Laßberg taufte dieses Verfahren Kleksographie[14]. Kerner und von Laßberg machten sich zum Zeitvertreib einen Scherz daraus, aus diesen durch Zufall entstandenen Bildern Gnome und Fabelwesen zu phantasieren. Siebzig Jahre später entwickelte der Schweizer Psychiater und Psychoanalytiker Hermann Rorschach (8. 11. 1884–2. 4. 1922) in der Schweiz den heute umstrittenen psychologischen Rorschach-Test daraus.

Quellennachweis

1 Joachim Grüsser, Justinus Kerner 1786–1862. Arzt – Poet – Geisterseher, Berlin und Heidelberg, Springer 1987, S. 217.
2 Theodor Kerner (Hg.), Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden. Durch Einleitungen und Anmerkungen erläutert von Dr. Ernst Müller, 1897, Bd. 2, S. 409–410.
3 Siehe Anm. 2, S. 410–411.
4 Justinus Kerner, F. A. Mesmer aus Schwaben, Entdecker des thierischen Magnetismus, Frankfurt am Main, 1856, S. VI.
5 Justinus Kerner, Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Erinnerungen aus den Jahren 1786 bis 1804, Braunschweig 1849, S. 222.
6 Siehe Anm. 5, S. 231–235.
7 Justinus Kerner, Neue Beobachtungen über die in Württemberg so häufig vorfallenden tödtlichen Vergiftungen durch den Genuß geräucherter Würste, C. F. Osiandersche Buchhandlung, Tü-

bingen 1820; Justinus Kerner, Das Fettgift oder die Fettsäure und ihre Wirkung auf den thierischen Organismus. Beytrag zur Untersuchung des in verdorbenen Würsten giftig wirkenden Stoffes, Cottasche Buchhandlung, Stuttgart und Tübingen 1822.

8 Briefe von Justinus Kerner an Ottilie Wildermuth, Meersburg Juni 1854, Literaturarchiv Marbach.

9 Siehe Anm. 4, S. V–VI.

10 Siehe Anm. 4, S. 4.

11 Siehe Anm. 4, S. 211.

12 Siehe Anm. 8.

13 Siehe Anm. 8.

14 Siehe Anm. 8.

Anschrift des Autors:
Werner Hiller-König
Im Allengert 24
55578 Gau-Weinheim

Im *Jérôme Do Bentzinger* Verlag in Colmar ist September 2008 folgendes Buch erschienen:

Meryem Bolatoglu, Daniel Morgen et Gérald Schlemminger:

1940–1950: Umschulung et réintégration

Parcours d'instituteurs alsaciens: de la reconversion obligatoire au retour dans l'éducation nationale. Avec une préface de Michel Herr, directeur de l'IUFM d'Alsace. **ISBN 9782849601457. Preis: 20 Euro.**

Das Thema dieses Buches ist die berufliche Laufbahn elsässischer Lehrer und Lehrerinnen vor 1939 und zwischen 1940 und 1950.

Das Buch schildert den Beginn ihres beruflichen Lebenslaufs. Die Autoren – eine Studentin der PH Karlsruhe, ein Professor derselben PH und ein ehemaliger Leiter des Centre de formation bilingue (bilinguales Ausbildungszentrum) des IUFM – lassen sechzehn Zeitzeugen, die heute fast alle über 85 Jahre sind, zu Wort kommen. Es analysiert die Laufbahnen der Zeugen, stellt die verschiedenen „Umschulungskurse" der NS-Schulverwaltung vor, die von einem Beauftragten für die Umschulung elsässischer Lehrkräfte am Ministerium für Kultus und Unterricht in Baden ab 1940 organisiert wurden.

Die Autoren wissen aber, dass es in Elsass und außerhalb der Region auch noch andere Zeugen dieser Zeit, frühere Lehrer oder auch pensionierte Beamte aus anderen Verwaltungen gibt, die über Ihr Erlebnis berichten könnten und möchten.

Wir suchen die Namen elsässischer Lehrer und Lehrerinnen, die während des 2. Weltkriegs an badischen Schulen unterrichten mussten. Wer erinnert sich noch an seine Schulzeit 1940–44 und kann Namen solcher Lehrkräfte und deren Schulorte nennen? Für jegliche Unterstützung sind wir dankbar.

Wenden Sie sich an unsere Kontaktadressen in Baden:

Anton Burkard, Am Gehracker 4, 79249 Merzhausen, Tel. 07 61/40 54 00

Gérald Schlemminger, PH Karlsruhe, Bismarckstraße 10,
76133 Karlsruhe

Daniel Morgen, 18, rue Wimpfeling, F-68000 Colmar,
daniel.morgen@wanadoo.fr.

Udo Janson

Ein böhmischer Jude in Baden

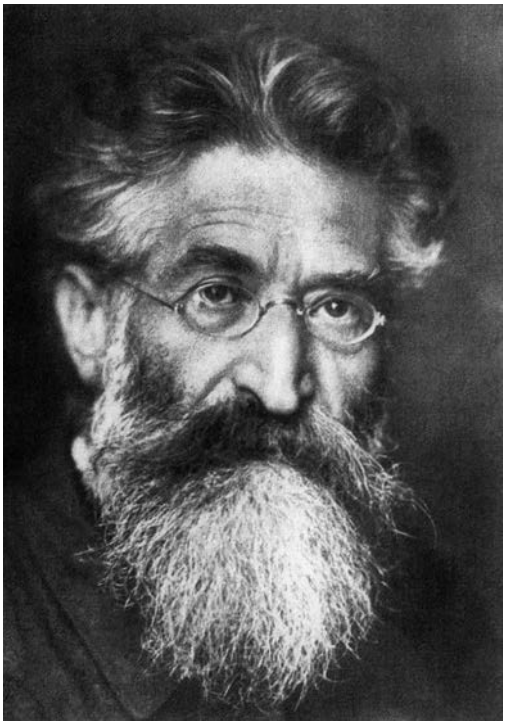
Fritz Mauthner (1849–1923) – Schriftsteller und Sprachkritiker, Jude, Atheist und Mystiker

Am 22. November 2009 war die 160. Wiederkehr von Fritz Mauthners Geburtstag, des bei Juden und Christen oft Unbekannten, Vergessenen oder gar Verschwiegenen. Die Fachwelt hat Mauthner vor etwa fünfzig Jahren wieder entdeckt.[1] Dann erschien das grundlegende Werk von Joachim Kühn 1975,[2] von dem aus die Beschäftigung mit Mauthner bis heute kontinuierlich anstieg. Seines 150. Geburtstages wurde mit Festakt, Symposion und einer Ausstellung 1999 in Braunschweig gedacht[3] und im November 2009 hat Ludger Lütkehaus Fritz Mauthner in Freiburg vorgestellt.[4] Unsere bescheidene Absicht ist es, an ihn zu erinnern und Interesse zu wecken, aber auch etwas Licht auf die Vorkommnisse während seiner letzten Lebensjahre in Meersburg zu werfen, wo dem Menschen Fritz Mauthner Unrecht geschehen ist. Die verordnete Kürze lässt eine ausführlichere Darstellung kaum zu.[5] Diese sei zu gegebener Zeit einem Beitrag an anderer Stelle vorbehalten.

Der sprachgewaltige Sprachkritiker

„Ich kann mir das Bild Weismanns nicht herausdenken aus dem Rahmen der ganzen Umgebung: der alten Stadt, der über alle Begriffe herrlichen Landschaft und der stillen süddeutschen Hochschule, die … ihr neues, stattliches Haus erhielt.“ Diese warmherzigen Worte schrieb FM in Erinnerung an seinen 1914 verstorbenen Freund August Weismann, der seit 1867 an der Universität Freiburg Professor für Zoologie gewesen war.[6] Aus der Unruhe von Berlin war Mauthner im Oktober 1905 in das badische Freiburg umgezogen, um sprachphilosophische Forschungen in einem privaten Gelehrtendasein zu betreiben.

Zu diesem Zeitpunkt gehörte er zu den einflussreichsten literarischen Persönlichkeiten Deutschlands und ist einer der meistgelesenen Autoren. In Berlin hatte er für das Berliner Tageblatt und das Deutsche Montagsblatt gearbeitet und schrieb ungezählte Aufsätze in verschiedenen Periodika. Seine parodistischen Studien „Nach berühmten Mustern“, in denen er bekannte Schriftsteller in ironischer Weise nachahmt, hatten ihn 1879 schlagartig berühmt gemacht.[7] Es folgten Erzählungen, Fabeln, Gedichte, Aufsatzsammlungen, eine Novellensammlung, Theaterstücke sowie historische, satirische und zeitkritische Romane, von denen „Der neue Ahasver“ für den Juden Mauthner autobiographische Züge trägt.[8] Er wird Mitbegründer literarischer Gesellschaften, Vorstand der Freien Bühne, Herausgeber verschiedener Publikationen. Zusammen mit seiner Frau Jenny, geb. Ehrenberg verkehrt er in den angesehensten Kreisen der Weltstadt. Und doch hängt sein Herz mehr an Sprachphilosophie als an der genannten „Brotarbeit“, mit der er Geld verdient. Nach dem frühen Tod der Gattin im Januar 1896 wendet er sich ausschließlich den Beiträgen zu einer Kritik der Sprache zu, die in drei Bänden 1901/02 erscheinen.[9] FM gilt als Vater der Sprachkritik in Deutschland und wird als Vorgänger von Wittgenstein bezeichnet, der ihn kennt und kritisiert.[10] Manfred Bosch stellt seinem Artikel über FM in „Badische Heimat“ 1/1993[11] ein Wort von Julius Bab voraus, das dieser in einem Gedicht FM gewidmet hatte: „Der ist dem Wort am tiefsten treu, der es so hasst wie Du!“.[12] FM hat die Worte und die Sprache nicht



gehasst. Im Gegenteil, er hat wie ein Künstler mit ihnen gespielt, sie kreativ aufgebaut, gröbste Tatbestände und feinste Empfindungen in einem umfangreichen Farbspektrum von Worten darzustellen verstanden, aber er hat sie durchschaut und entlarvt. Man denke an seine Romane, Erzählungen, aber auch an sein sprachphilosophisches Werk mit seinen Analysen. Worte und Sprache als ungeeignet für Erkenntnis und Denken angeklagt zu haben, verbindet FM mit den gemäßigten Konstruktivisten der Vergangenheit und mit den radikalen Konstruktivisten der Gegenwart. Dass dies letztlich zum Schweigen führen muss – in der Philosophie und erst recht im Bereich der Religion – ist konsequent. Dieses Schweigenmüssen ist „in unseren Augen" nicht positivistischer Skeptizismus, sondern Erfahrungslogik zur Mystik hin – „mysterium stricte dictum", aber auch hier erscheint schon wieder dieses gerade überwunden geglaubte „dicere", Sprechen in Worten. Wir folgen gern Ludger Lütkehaus, der zu Mauthners 140. Geburtstag 1989 schreibt: „In und mit Sprache die Realitätsverfehlung von Sprache zu kritisieren … war Mauthner zwar von Anfang an bewusst; aber gerade in der ‚uneigentlichen', bloß metaphorischen Sprache der Dichtung sah er gegen die dann von Wittgenstein aufgerissene Alternative noch die Möglichkeit, ‚davon' sprechen zu können, ‚worüber' man sonst schweigen müsste."[13] Lütkehaus nennt bei dieser Gelegenheit auch Mauthners Emanzipationshelfer: Befreiung vom metaphysischen Wortaberglauben durch Ernst Mach, vom wortabergläubischen Historismus durch Nietzsche, von dem Wortaberglauben an die „schöne Sprache" des Dichters durch Otto Ludwig, vom politischen und juristischen Wortaberglauben durch Bismarck.

Kindheit, Jugend und Studium

FM wurde am 22. November 1849 als österreichischer Staatsbürger in Horschitz/Hořice bei Königgrätz in Böhmen geboren. Seine Eltern waren wie auch die Großeltern Juden und hatten sechs Kinder. Der Vater hatte durch eine kleine Weberei einen soliden bürgerlichen Wohlstand erworben. FM spricht wiederholt davon, dass er religionslos erzogen wurde. Allerdings lernte er Hebräisch, so dass er dreisprachig aufwuchs: Deutsch als Muttersprache, Tschechisch als Sprache des einfachen Volkes, Hebräisch als Sprache der Heiligen Schrift. Fritz war sechs Jahre alt, als die Familie nach Prag übersiedelte. Er besuchte drei Jahre eine private jüdische „Klippschule" zur Vorbereitung auf das Gymnasium, was er später als Verbrechen bezeichnete, weil es für das „Wunderkind" verlorene Zeit war. Dann ging er auf das von Geistlichen geführte Piaristengymnasium, nach dem Krieg zwischen Österreich und Preußen (1866) zum deutschen Kleinseitner Gymnasium und legte 1869 die Maturitätsprüfung ab. Schon während der Schulzeit dichtet er und gründet mit Schülern eine Zeitung. Besonders beeindruckt von der deutschen Sprache und der bayrischen Mundart zeigt er sich auf einer Wanderung durch Bayern nach dem Abitur.

Der junge Mann studiert auf Drängen der Eltern Rechtswissenschaft und arbeitet in

einer Kanzlei, was er aber nach dem Tode des Vaters 1874 beendet. Schon während des Studiums hatte er zahlreiche nichtjuristische Vorlesungen besucht. Besonderen Einfluss übte der österreichische Physiker Ernst Mach mit seiner Erkenntnistheorie auf ihn aus, wie wir noch sehen werden. FM ist als deutscher Patriot teilweise aktiv beteiligt an den Auseinandersetzungen um ein erwachendes Selbst- und Nationalbewusstsein der Tschechen. Seine Entschiedenheit für Deutschland wird noch verstärkt durch die Teilnahme an einer Studentendeputation anlässlich der Gründung der Universität Straßburg 1872. Er wird ein glühender Verehrer Bismarcks. Mit zweiundzwanzig Jahren sieht FM erstmals eine Arbeit von sich gedruckt im „Tagesboten aus Böhmen".[14] Zwei Jahre später wird er dort Mitarbeiter. Von da an bildet sich bei ihm die Idee einer Sprachkritik, er studiert Erkenntnistheorie und Sprachwissenschaft. Im Jahre 1876 geht er nach Berlin.[15]

Hoffnung auf Ruhe in Freiburg

Nach fast dreißigjähriger übermäßiger Arbeit in Berlin gelingt ihm der ersehnte Rückzug in die Stille des damals durchaus noch idyllischen Freiburg im Breisgau, nachdem die Verheiratung seiner Tochter Grete in Berlin ihn von der Verantwortung für sie befreit hatte. Mitte Oktober 1905 kommt er nach Freiburg und bezieht eine Wohnung in der Zähringerstraße 44. Schon ein halbes Jahr später zieht er in die Mozartstraße 8, wo er genau ein Jahr lang wohnen bleibt. Schließlich findet er in der Rennerstraße 4 für etwas über zwei Jahre eine Bleibe und meldet sich zum 29. Juni 1909 nach Meersburg ab. FM war in Freiburg offiziell gemeldet. Im Stadtarchiv findet sich eine Meldekarte mit den genannten Angaben. Warum er in der kurzen Zeit drei verschiedene Wohnungen hatte, wissen wir nicht. Tatsache ist, dass er einen Hund besaß, der am 1. Dezember 1905 „in einem großen Käfig sehr gut angekommen" ist und „schon ganz eingewöhnt. Und hilft mir auf Spaziergängen von meiner geistigen Arbeit besser ausruhen".[16] Waren es Probleme mit diesem Hund, den Vermietern oder die Hoffnung auf mehr Ruhe oder Universitätsnähe?

Er besucht als Siebenundfünfzigjähriger Vorlesungen der Mathematik und Naturwissenschaften an der Universität bei den Professoren Lüroth, Loevy und Koenigsberger, wie er selbst schreibt und die Exmatrikelbücher im Universitätsarchiv für WS 1906/07 und SS 1907 ausweisen.[17] Trotz schlechter Gesundheit setzt er sein literarisches Schaffen fort. Ein Buch über Spinoza und „Totengespräche" erscheinen 1906, ein Jahr darauf durch Anregung von Martin Buber „Die Sprache" mit einer neuen Theorie der Lehnübersetzung.[18] Mit Buber bleibt FM freundschaftlich verbunden. In Freiburg beginnt auch die Freundschaft mit Gerhart Hauptmann und mit Hans Vaihinger, in dessen Kantgesellschaft FM mitarbeitet. Er lernt Dr. Hedwig Silles O'Cunningham, geb. Straub (1872–1945) aus Emmendingen kennen. Im Jahre 1906 war FM auch in Emmendingen – im Zusammenhang mit der jungen Ärztin oder auf Besuch bei befreundeten Juden?[19] Diese junge geschiedene Frau, kritisch-katholisch, sprachlich hochbegabt, war gerade von einem mehrjährigen Aufenthalt in der Sahara im Auftrag der französischen Regierung zu einem Hygiene-Projekt für Beduinenfrauen zurückgekehrt. Unter ihrer Mitarbeit laufen die Vorarbeiten für ein Wörterbuch der Philosophie.

Zur Politik des Unpolitischen

Mehrfach betont FM, er enthalte sich der Politik. Aber mit Sorge hatte FM wie viele andere die Entwicklung in Deutschland unter Kaiser Wilhelm II. verfolgt. Schon der erzwungene Rücktritt des von ihm hoch verehrten Fürsten Bismarck im März 1890 hatte ihn zornig gemacht. Von Freiburg aus, so fühlt er sich innerlich genötigt, sollte er angesichts der Tatsache, dass der Kaiser mit seinen unbesonnenen Reden und Taktlosigkeiten Deutschland zunehmend der Kritik und der Lächerlichkeit in Europa aussetzte, politisch aktiv werden. Am 3. November 1908 verfasst er einen Aufruf mit dem Titel „Abdankung", von dem er weite Verbreitung erhofft. Er will damit die Abdankung Kaiser Wilhelm II. erzwingen – ein ungeheuerer, mutiger Vorgang. Doch der Aufruf wird nicht gedruckt. „Ich sandte den Aufruf von Freiburg aus an das meist verbrei-

tete freisinnige Blatt Deutschlands. … Mein Aufruf wurde nicht gedruckt.“ Im Jahre 1919 nimmt er ihn in sein Nachwort zum ersten Band von „Ausgewählte Schriften“ auf.[20] Er unternimmt 1914 nochmals einen Versuch gegen den Kaiser, diesmal in Form eines Märchens von einem kranken König.[21] Aber als der Krieg ausbricht, zieht er selbst zurück, weil „in dieser furchtbaren Not, im Kampfe gegen eine Welt, eine Schrift … irgendwie den Entschluss zum Durchhalten hätte herabstimmen können.“[22] Andererseits muss aber auch gesehen werden, dass sich FM nach dem Waffenstillstand von Compiègne am 11. November 1918 gegen eine Auslieferung des Kaisers an die Entente ausgesprochen hat.[23] Der Erste Weltkrieg hat bei FM zunächst Zurückhaltung und Besonnenheit hervorgerufen[24], dann aber einen hyperpatriotischen Hass erzeugt, so dass er Philosophie und Mystik zurückstellte und sogar propagandistische Texte verfasste, schließlich nach dem für Deutschland so katastrophalen Ausgang ihn traumatisiert und in schwere Depression gestürzt. Seine Freundschaft zu dem Anarchisten und Pazifisten Gustav Landauer ist daran zerbrochen.

Fragwürdige Idylle in Meersburg

FM und Hedwig Silles O'Cunningham waren Ende Juni 1909 nach Meersburg gezogen in das durch Annette von Droste-Hülshoff als „Schenke am See“ bekannt gewordene „Glaserhäusle“ westlich der Stadt mit Blick über den See.[25] Sie heiraten am 26. Februar 1910 in Meersburg. Auch Hedwig Mauthner wird – unter dem Namen Harriet Straub – schriftstellerisch tätig. Gemeinsam wird an Mauthners zweibändigem Wörterbuch der Philosophie gearbeitet, das 1910/11 erscheint.[26] FM widmet es seinem Bruder Ernst, was auch etwas aussagt über seine Dankbarkeit gegenüber seiner Familie, die ihn Jahre lang unterstützt hat, als er selbst als „verbummelter Schöngeist“ keinerlei oder nur wenig Einkommen hatte. Es folgt 1913 „Der letzte Tod des Gautama Buddha“, mit dem Wörterbuch zusammen Mauthners Schritt zu einer gottlosen Mystik, an deren Entwicklung seine katholische Frau erheblichen Anteil hat.[27] FM veröffentlicht 1918 seine schon 1914 fertig- aber zurückgestellten „Erinnerungen“ an Kindheit und Jugend. Daneben reißt die Überfülle von Aufsätzen nicht ab. Trotzdem unternimmt er zum Teil weite Reisen – seinen 71. Geburtstag verbringt er mit seiner Frau in Wien – und empfängt zahlreiche, oft recht berühmte Besucher. Auch Reisen zu Lesungen werden unternommen, etwa in Zürich über Mauthners 72. Geburtstag.[28] Er liest nicht gern in der Schweiz, freut sich aber über das Honorar in Schweizer Franken! Es kommen auch Studenten aus Freiburg, die sich mit seinen Schriften beschäftigen.[29] Im Jahre seines 70. Geburtstages 1919 erscheinen „Ausgewählte Schriften“ in sechs Bänden[30], die Romane, Erzählungen, Gedichte enthalten, keine philosophischen und sprachkritischen Schriften. Unter massiven gesundheitlichen Strapazen gelingt es FM, von 1920 bis 1923 die vier Bände „Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande“ – etwa 2200 Seiten! – erscheinen zu lassen, noch heute Standardwerk.[31] FM hat zahlreiche Kur- und z. T. lange Krankenhausaufenthalte hinter sich. Aber auch Hedwig Mauthners Gesundheit ist seit Jahren schwer angeschlagen; im Krieg hatte sie sich bis zur Erschöpfung im Lazarett in Leutkirch und Konstanz als Ärztin um die Kriegsversehrten gekümmert.[32] Trotzdem ist die literarische und wissenschaftliche Leistung beider Ehepartner bis zuletzt unglaublich umfangreich.

FM stirbt am 28. Juni 1923 und ist zusammen mit seiner Frau, die erst nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs am 20. Juni 1945 starb, auf dem Meersburger Friedhof beerdigt. FM, dem Deutschen aus Überzeugung, ist die Terrorherrschaft der Nationalsozialisten erspart geblieben. Ein großer Naturstein steht auf dem Grab. Die Inschrift in metallenen Lettern lautet: „Fritz Mauthner – Hedwig Mauthner – Vom Menschsein erlöst“. Die Stadt Freiburg hat Harriet Straub im Stadtviertel Vauban eine Straße gewidmet, weil sie als Witwe eines Juden unter den Nationalsozialisten mit Schreibverbot belegt wurde, man ihr das Haus wegnehmen wollte und ihr die Rente streitig machte. Unser Jude selbst aber, der im Gegensatz zu seiner Frau gemeldeter Freiburger Bürger war, wurde nicht geehrt.[33] Hat man ihn vergessen, verdrängt oder gar ver-

Gartenhaus mit Arbeitszimmer und Bibliothek beim Glaserhäusle Meersburg

schwiegen? Er kommt auch nicht in der dreibändigen Geschichte der Stadt Freiburg vor. Aber er ist auch nicht erwähnt in „Die Juden in Deutschland“[34] und nicht in Willi Jaspers „Deutsch-jüdischer Parnass. Literaturgeschichte eines Mythos“[35] Wie konnte FM auch von jüdischer Seite so ignoriert werden, dass man ihn erst lange nach dem Zweiten Weltkrieg wieder entdecken musste?!

Zum Judesein des Nichtjuden

Zeitlebens hat FM um seine jüdische Existenz gerungen, obwohl er nicht gläubiger Jude war. Im reifen Alter stellt er fest, wie eine Muttersprache so habe ihm auch eine Mutterreligion gefehlt. Er plädiert entschieden für die Assimilation der Juden in Deutschland, spricht sich in deutsch-nationalem Geist sogar dafür aus, die deutschen Grenzen gegen die Einwanderung der aschkenasischen Ostjuden zu schließen, weil sie die Assimilation gefährden könnten.[36] „Ich fühle mich nur ein Deutscher; weiß aber, dass mein Gehirn irgendwie einen Duktus hat, den man jüdisch nennt, um so schlimmer oder um so besser, ich kann es und will es nicht ändern“, bekennt er in einem Brief an seinen Freund Gustav Landauer.[37] Der tragische Roman „Der neue Ahasver“ muss auf dem Hintergrund von Mauthners eigenen inneren Auseinandersetzungen und seiner Erfahrungen in Berlin gelesen werden. FM selbst verweist darauf in seinen „Erinnerungen“.[38] Die Mauthner-Forschung hat auch dieses Thema noch nicht abgeschlossen. James Goldwasser analysiert Mauthners zahlreiche Äußerungen und kommt zu dem Schluss, dass hinter Mauthners Leugnung des Judeseins eine komplexe Anhänglichkeit zu dieser Identität liege, eine solche, die ihre Gestalt nur durch ihre beständige negative Beziehung zu seinem Gefühl deutscher Identität erhält. Mauthner hat sich sein Leben lang bemüht, mit einem unlösbaren Konflikt zu leben. Goldwasser versucht nachzuweisen, dass bestimmte objektive Eigenschaften vorhanden waren, die auf eine normative jüdische Identität hinauslaufen. Dies dürfte der von FM genannte „ductus“ gewesen sein![39] Diese Auffassung Goldwassers, die wir teilen, widerspricht der Vermutung Gershon Weilers, es habe sich bei FM um eine Psychopathologie eines jüdischen selbsthassenden und sogar soziologischen Antisemitismus gehandelt.[40] Dies korrespondiert mit der Auffassung Max Brods, es handle sich bei Mauthner um den typischen „deutschen Überpatrioten jüdischen Stammes“.[41] Andererseits könnte man bei Weiler durchaus verstehen, dass Mauthners Ablehnung des Judaismus Ablehnung des Christentums sei, denn hier sind die Monotheisten identifiziert. Dass FM auch stolz sei, als Jude in freier Wahl – und nicht qua biologischer Abstammung (aber was heißt das schon?!) – Deutscher zu sein, lässt sich nachvollziehen. Es konnte aber nicht verhindern, dass er selbst nach seinem 70. Geburtstag antisemitischer Beleidigung, gezielt publiziert, ausgesetzt war.[42] Und dabei hat er selbst ja nicht an Zorn gegen sein „auserwähltes Volk“ und die Zionisten gespart![43]

Zur Religion des Religionslosen

Mauthners Elternhaus war liberal, die Mutter antireligiös. So bestimmte eine Religionslosigkeit seine Kindheit. Der Junge – u. a. Schüler einer katholischen Privatschule –

ringt zwar um Glaube, Gott und Religion, kommt aber als Jugendlicher zu einem militanten Antiklerikalismus und Atheismus. Ernst Machs Einfluss in den Jahren des Studiums in Prag bleibt prägend. Dieser vertrat Konzepte von Demokratie, Sozialismus, Antiklerikalismus und skeptischer Selbständigkeit und besaß eine antimetaphysische Grundeinstellung, aber sein erkenntnistheoretischer Positivismus, „der die metaphysischen Worte nicht … hasst, sondern psychologisch beschreibt, also erklärt", so FM in seinen „Erinnerungen", hinterlässt bleibende Spuren.[44] Mauthner versteht auf diese Weise das Phänomen Religion und kann gelassen damit umgehen. Bezeichnend ist – als Beispiel – seine Äußerung gegenüber Gustav Landauer, als Hedwig Straub um ihren alten katholischen Religionslehrer trauert und sogar dessen bescheidene Predigten veröffentlicht, während sie zugleich mit FM intensiv an der Arbeit zum Wörterbuch der Philosophie sitzt: „Und eigentlich kein Widerspruch"[45]. So wird er zum Atheisten ohne Aggression und Hass. Sprachkritik und Atheismus ergänzen sich in der Suche nach den inhaltlichen Begriffen hinter den toten Worthülsen, führen aber konsequent zum Schweigen. Insofern bleibt bei Mauthner die elementare Skepsis gegenüber den professionellen Religionsvertretern aller Religionen verwurzelt. Die Begegnung mit der kritischen Katholikin Hedwig Straub bringt eine gewisse Wende und Fritz Mauthner bekennt freimütig, sie habe ihm die Heiligen und ihre christlichen Legenden „ganz nah gebracht"[46]. Im Schweigen der Gott-Abwesenheit fühlt er sich verwandt mit den Mystikern. In der gottlosen Mystik findet sein Suchen und Schaffen seinen Endpunkt. „Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande", in dem Mauthner schon in den ersten Sätzen des Vorworts bekennt, dass er „diejenigen, die mir vertrauen, auf die helle und kalte Höhe … von welcher aus betrachtet alle Dogmen als geschichtlich gewordene und geschichtlich vergängliche Menschensatzungen erscheinen", mitnehmen will, attackiert hier auch andere: „… die Dogmen aller positiven Religionen ebenso wie die Dogmen der materialistischen Wissenschaft".[47] Das ist sein „Atheismus" der Sprachkritik schlechthin!

Buddha ohne Buddhismus?

FM wird von zahlreichen Fachleuten der „Buddha vom Bodensee" genannt, von manchen wird dies einfach auch nur übernommen. Hier liegt unseres Erachtens noch Forschungsbedarf, den wir hier aber nicht aufgreifen – nur einige Bemerkungen dazu. Denn selbst wenn FM in seiner Menschenfreundlichkeit, Gelassenheit, Einfühlsamkeit und Toleranz wie Siddharta Buddha, der Tathagata, nach außen erscheinen mag, muss er noch lange nicht Buddhist gewesen sein, wie ihn etwa Ernst Benz betitelt.[48] Wir haben eindeutige Äußerungen Mauthners, dass er nicht nur an eine Wiederbelebung des Buddhismus als neue Religion des Westens nicht glaubt, sondern gerade sein kleines eindrucksvolles Werk „Der letzte Tod des Gautama Buddha" in die Reihe seiner Kritik gegenüber allen Religionen und ihren Stiftern stellt. Zum erstgenannten Aspekt schreibt er 1912:[49] „Die Wiedergeburt des Buddhismus ist ein ernster Versuch, die Lehre des Buddha in ihrer Reinheit wiederherzustellen. … Der Buddha muss ein vollendeter Mensch gewesen sein … Will man uns aber seinen Glauben als die Religion der Zukunft anpreisen, dann sollte doch vorher die nicht unwichtige Frage beantwortet werden, ob der Buddhismus … überhaupt eine Religion sei. … Die eindringliche Lehre von der unentrinnbaren moralischen Kausalität ist aufgebaut auf einem Glauben, der dem abendländischen Gehirn und Gefühl widerstrebt, auf dem Glauben an einen Kreislauf der Geburten, den wir immer wieder Seelenwanderung nennen. … Ich habe wahrhaftig nicht die Neigung, die alten Dogmen für die ‚heiligsten Güter' des Abendlandes zu halten und die ‚Völker' zu ihrer Wahrung aufzurufen (hier spielt FM auf Kaiser Wilhelm II. an); aber weil der Glaube an die Seelenwanderung eine Vorbedingung der Zukunftsreligion wäre, darum ist mir das Zutrauen zu einer Wiedergeburt des heiligschönen Buddhismus versagt. … ich glaube nicht, dass der Traum der Panbuddhisten Wirklichkeit werden, dass der Buddhismus, dessen feinste Spekulationen nur angestrengtem Studium zugänglich sind und dessen geheimnisvollste Ahnungen nur auf mystische Gemüter wirken können, die Zukunftsreligion unsres

amerikanisierten, nach Erwerb und Sinnenlust hastenden Europa werden wird …“ Immerhin traut er es mystischen Gemütern bei angestrengtem Studium zu, Zugänge zum Buddhismus zu finden – zu diesen Gemütern darf er sich und dürfen wir ihn durchaus zählen. Gerade seine ‚Noten‘ (Kommentare) zum Buddha-Buch machen deutlich, wie sehr sich FM um das Verständnis bemüht hat und wie viel er tatsächlich auch davon verstand. Trotzdem kommen wir zu dem Schluss, dass er den ‚Buddhismus der Jünger‘ durch Buddha selbst ad absurdum führen wollte, … und geführt hat![50]

Und hier kommen wir zu dem zweiten o. gen. Aspekt. Eine Schlüsselstelle scheinen uns die Worte zu sein, die FM Buddha zu dem jungen Subhadda sprechen lässt: „Flieh die Jüngerschar. Sprich keine Worte nach. Hab mich lieb, aber glaube nicht an mich. Gerungen habe ich, ehrlich, stark. Weiß ich darum, dass ich ein Buddha bin? Weiß ich jetzt, was das Sein ist und was das Nichtsein?“[51] Die Einsicht der Vergeblichkeit wird noch verstärkt: „Gerungen hat der dumme Buddha. War ja nur ein Mensch … War ein törichter Meister. Wollte das Nichtwollen lernen und lehren. Lernte nichts, lehrte nichts. Sprich keine Worte nach.“[52] Und jetzt können wir mit Mauthners eigenen Worten den Schluss ziehen – für ihn, FM, und womöglich für Buddha selbst (nach Mauthners Auffassung): „… wer von der Wahrheit dieser Lehren (zu denken ist hier: vor Buddhas eigenem Widerruf gegenüber Subhadda; Anm. Verfasser) nicht überzeugt wird, der ist nicht etwa ein schlechter Buddhist (wie es in Europa schlechte Christen gibt), sondern der ist nicht Buddhist.“[53] Klarer geht es nicht mehr. FM ist nicht Buddhist! Ein neubuddhistischer Professor in Neapel kritisiert Mauthners Buddhabuch. Dagegen schreibt FM, wobei er im Jahre 1919 nochmals ganz deutlich wird, jener Kritiker habe sich gegen einen Ketzer gestellt, „gegen den Ketzer, der sich herausnahm, ein Dogma des Buddhismus – die Seelenwanderung – zu leugnen und den sterbenden Buddha, den Vollendeten, dieses Dogma selbst verleugnen zu lassen.“[54] Was den Buddha betrifft, sieht dies Ludger Lütkehaus ebenso, zieht allerdings dann den Schluss: „So war es denn auch nur angemessen, dass Mauthner … bei seinem Tode von den Unfrommen im Lande als ‚Buddha vom Bodensee‘ gefeiert wurde.“[55] Dieser Angemessenheit können wir nicht folgen. – Schließlich, nur um Missverständnisse zu verhindern: Der Artikel „Die beste Religion“ hat mit Buddhismus nur insofern etwas zu tun, als FM in dieser Parodie die desolaten Verhältnisse der Religionen in Japan und Europa vergleicht – und diesmal die Institutionen und Kommissionen ad absurdum führt. „Die heldenhafte Inbrunst eines ganzen Kerls kann eine Religion schaffen, nicht die Weisheit einer von der Regierung eingesetzten Kommission. Eine Kommission kann kein Bataillon über einen Straßengraben führen. Eine Kommission kann nichts erfinden, nichts schaffen, nichts zeugen.“[56]

Ehrenbürger ohne Ehre?

Zu seinem 70. Geburtstag am 22. November 1919 verleiht ihm die Stadt Meersburg die Ehrenbürgerwürde. Dies wird im Meersburger Gemeindeblatt Nr. 19 am Sonntag den 23. November 1919 auf der Titelseite bekannt gegeben. In Konstanz fand im Stadttheater „eine richtige und feierliche Ehrung“ statt, an der FM aber nicht teilnahm.[57] Aber schon wenige Wochen darauf versucht die Zentrumspartei, hinter der der damalige Stadtpfarrer von Meersburg steht, in einer Gemeinderatssitzung, ihm die Ehrenbürgerschaft wieder entziehen zu lassen. Mit Stimmenmehrheit wurde aber beschlossen, die Zurücknahme abzulehnen und dem Antrag nicht zu entsprechen.[58] Man war durch die Verleihung der Ehrenbürgerwürde auf den Philosophen aufmerksam geworden. Das katholisch-konservative Meersburg nimmt verstärkt seine Veröffentlichungen wahr und nimmt Anstoß daran. In seinen „Ausgewählte Schriften“ von 1919 fand sich genügend Stoff, der fromme Gemüter verletzen konnte. Nach Erscheinen des ersten Bandes von Mauthners „Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande“ verschärft sich der Konflikt noch erheblich. Da war das Ansinnen des Entzugs jedoch bereits abgelehnt. Selbst seine Cousine Auguste Hauschner hatte offensichtlich kritisiert, dass er in seiner neuen Publikation keine Rücksicht auf das

Volk nehme, denn FM schrieb ihr, „Rücksicht auf das ‚Volk', die Du zu fordern scheinst, verstehe ich nicht".[59] FM hatte ihr zu ihrem 70. Geburtstag im Januar 1920 vier bereits vorliegende Druckbogen geschenkt und weitere versprochen. Zunächst hatte er gemeint, der Konflikt berühre nur den Verfasser eines Artikels zu seinem 70. Geburtstag und den Stadtpfarrer von Meersburg, er selbst stelle sich und stehe außerhalb des wütenden Streites.[60] Aber die Dinge entwickelten sich anders. Selbst im August 1920 muss FM seiner Cousine noch bekennen: „Die Hetze gegen mich geht weiter. Es tut mir leid, dass auch Du … auf dem Standpunkt zu stehen scheinst: Dem Volke die Religion erhalten. Sozis und Demokraten lehnen es ab, meine Sache zu der ihren zu machen. Na, bis zum Lebendig-verbrannt-werden wirds nicht kommen."[61]

Nottaufe ohne Entbindung?

Der genannte Artikel war FM von seinem Nachbarn und Freund, Dr. Otto Ehinger, zum 70. Geburtstag im Berliner Tageblatt gewidmet worden.[62] Dort würdigt dieser das soziale Engagement des Ehepaares Mauthner in den Kriegs- und Nachkriegsjahren, die Sensibilität Mauthners gegenüber anderen Menschen und seine beeindruckende Fähigkeit, die eigene Überzeugung zugunsten anderer hintanzustellen. Dazu schildert er eine Begebenheit, wonach eine der beiden Mauthner-Mägde ein Kind von einem im Lazarett genesenden Soldaten bekam, das schon bald nach der Geburt zu sterben drohte. Nach Ehingers Darstellung spendete FM dem Kind die Nottaufe, denn dessen fromme Mutter befürchtete, das Kind komme ohne Taufe in die Hölle. Von der Geburt und Mauthners Hilfe erzählt auch ein anderer Freund, der dänische Schriftsteller Martin Andersen-Nexø (1869–1954), jedoch ohne die Nottaufe zu erwähnen. FM selbst spricht nirgendwo davon. Er war zu bescheiden. Dass er aber nirgendwo widersprochen hat, spricht mindestens dafür, dass es sich im Kern um ein wirkliches Geschehen gehandelt haben muss. Er schreibt Auguste Hauschner sogar „… aber es könnte kommen, dass ich hanebüchen werden müsste".[63] Martin Andersen-Nexø andererseits lässt seinem antiklerikalen Zorn freien Lauf und schreibt dem amtierenden Stadtpfarrer schwerste Hetzereien von der Kanzel herab gegen FM zu. Aber in einem autobiographischen „Erinnerungsroman" bieten sich alle Möglichkeiten künstlerischer Freiheit an. „Die verlorene Generation. Morten der Rote II" von Andersen-Nexø erscheint 1948. Fritz Mauthner ist bereits fünfundzwanzig Jahre tot!

Allerdings gibt es noch zu Mauthners Lebzeiten in der Presse mehrere Berichte darüber, dass der Pfarrer gegen Mauthner aktiv war, dass die Dienstmädchen ohne Nennung von Gründen gekündigt haben, dass am Glaserhäusle Zerstörungen vorkamen.[64] Davon war sogar im Meersburger Gemeindeblatt die Rede: „Der kürzlich verübte Einbruch im Glaserhäusle, gewiss eine große Heldentat, dürfte von diesen Burschen verübt worden sein. Einige junge Leute werden allgemein für verdächtig angesehen, die sich schon seit längerer Zeit mit solchen Bubenstreichen beschäftigen, und auf Familienehre ebenso wenig zu halten scheinen, wie auf Ruhe und Frieden der Gemeindebürger." Diese jungen Burschen, die auch „Gemeindestrolche … auch wenn einer davon feldgrau trägt" – demnach als Soldat kenntlich ist, genannt werden, verüben auch weitere „Streiche gegen fremdes Eigentum und gemeinnützige Einrichtungen. … Es wäre traurig, wenn man in einer Stadt mit soviel Feldsoldaten vor ein paar Lausbuben Respekt haben müsste".[65] Der Einbruch wird wohl schwerlich direkt mit den Anfeindungen gegen Mauthner zu tun haben, könnte aber aus einer allgemeinen Stimmungslage gegen den alten Herrn heraus entstanden sein. Wir vermuten eher, dass die Abwesenheit des Ehepaares aufgefallen ist und die „Gemeindestrolche" diese Gelegenheit genutzt haben; denn Mauthners „mussten für einige Tage entfliehen, weil dem Häusle der Einsturz drohte, wir stützen und bauen müssen und einstweilen keine Küche haben."[66]

In den Archiven der Kirchenbehörde in Freiburg und Meersburg konnten zu diesem konkreten Fall der Nottaufe keine Dokumente gefunden werden. Andere Dokumente sprechen jedoch über Charakter und Verhaltensweisen des Stadtpfarrers. Er war ein Meister geschliffener Worte, zuweilen aber ein Hitz-

Meersburger Gemeindeblatt

Nr. 19 Sonntag den 23. November 1919

Fritz Mauthner,

der seit dem Jahr 1909 seinen Sitz in Meersburg hat, ist **anläßlich seines 70. Geburtstags** zum

Ehrenbürger der Stadt Meersburg

ernannt worden.

Sparprämienanleihe, im Namen liegt sch
Absicht. Unumwunden hat der Finanzminister zuge
daß die Ausnutzung des Spieltriebs durch die Prä
auslosung bedenklich sei, daß aber der Schaden me
ausgeglichen wird durch den Spargedanken, der –
im Wort schon — im Vordergrund steht.

Die Anleihe ist eingeteilt in 5 Millionen Prä
lose von je 1000 Mark. Sie zerfällt in 5 Reihe
je 2500 Serien und jede Serie enthält 400 Num

Die Gewinnverlosung findet zweimal jährlich

Meersburger Gemeindeblatt vom Sonntag, den 23. November 1919

kopf mit manchmal pathologischen Zügen. Beschwerden über ihn gingen bis zu Erzbischof Dr. Thomas Nörber. Dass die Furcht der Magd begründet war, beweist eine theologische Publikation mit dem Titel „Das Los der ohne die Taufe sterbenden Kinder“ aus dem Jahre 1923, die in Freiburg erschien.[67] Die Lektüre lässt den heutigen Leser schaudern, und man kann nur froh sein, dass Theologie und Kirche heute von den damaligen Vorstellungen „Lichtjahre“ entfernt sind! Fritz Mauthner wusste gewiss von der Möglichkeit einer Taufe durch Nichtchristen. Eben dies drängte ihn auch, dem sterbenden Kind die Nottaufe zu spenden. Wer dies als Nichtchrist über sich bringt, tut es schwerlich gegen die Intention der Kirche, zumal das Gebot der Nächstenliebe gegenüber der leidgeprüften Mutter noch hinzukam. FM hatte Rechtswissenschaft studiert und zeitlebens die Entwicklung der Kirche streng beobachtet.[68] Theologisch und kirchenrechtlich gesehen hat FM moralisch richtig und kirchlich korrekt gehandelt.

Nun gibt es immer noch an sich kenntnisreiche Menschen, die Ehingers Geschichte am liebsten in das Reich der Legende verbannen möchten und die Historizität des Geschehenen bezweifeln. Aber wir können heute endlich nachweisen, dass im Glaserhäusle von einer Magd tatsächlich ein Kind geboren wurde, das zwei Tage darauf verschied. Als Täuferin wird allerdings im kirchlichen Taufbuch die zweite Magd im Hause Mauthner benannt und zugleich als Patin eingetragen, was unzulässig war. Trotzdem werden dem Standesamt Meersburg Geburt und Tod durch eine der in Meersburg amtierenden katholischen Hebammen gemeldet. Sie kam aber offensichtlich zu spät, um dem Kind selbst die Nottaufe zu spenden. In all den Jahren, die Mauthners im Städtchen lebten, gibt es keinen vergleichbaren Fall.[69] Dass die zweite Magd die Täuferin gewesen sein soll, ist höchst zweifelhaft; denn die amtierenden katholischen Hebammen mussten in der Regel alle drei Jahre ausdrücklich für Nottaufen fortgebildet werden. Die Mägde waren zur damaligen Zeit äußerst „bescheidene“ Personen, die eine gültige Nottaufe i. d. R. gar nicht spenden konnten. Es ist möglich und u. E. sehr wahrscheinlich, dass der Stadtpfarrer die Nottaufe durch einen Nichtchristen und gerade durch einen Juden unterdrücken wollte und deshalb eine unbedarfte Magd als Täuferin in das Taufbuch eintrug. Ein Beweisdokument ist derzeit nicht vorhanden. Die Magd muss von dem Eintrag nicht einmal etwas gewusst haben, denn dieser war grundsätzlich Sache des Ortspfarrers, der denselben oft am Jahresende oder Beginn des folgenden Jahres vornahm. Da musste niemand die Richtigkeit der Angaben durch Unterschrift bestätigen – ganz im Gegensatz zu den vergleichbaren Vorgängen im Standesamt.[70]

Wir kennen neuerdings den Namen und den Heimatort der Magd, ihren Geburts- und Sterbetag, die Namen ihrer Eltern, das Datum der Geburt, der Taufe und die Todesstunde ihres Kindes sowie dessen Geschlecht und Name, den Tag der Beerdigung und den dabei amtierenden Priester. Zum Zeitpunkt der Entbindung im Glaserhäusle war die junge Frau vierundzwanzig Jahre alt. Wir wissen, dass die Magd in ihre ostbayrische Heimat zurückgekehrt ist, zeitlebens unverheiratet blieb, aber einen Jungen adoptierte, der von ihr das Elternhaus erbte, in dem sie bis zu ihrem Tode im Jahre 1968 lebte. Mit dessen Witwe, die 2009 achtzig Jahre alt wurde, konnten wir noch im Mai d. J. telefonieren. Unbekannt ist uns noch der Vater des in Meersburg verstor-

benen Kindes, aber wir hoffen, den Rest des mysteriösen Falles noch aufzuklären – ein Fall, der in Kriegszeiten häufig traurige Realität war und leider wohl auch bleiben wird.

Fritz Mauthner schreibt u. a. auf die öffentliche Debatte um seine Person in „Konstanzer Zeitung“ vom 16. 4. 1920 „… der namenlosen Mystik des Seuse steht meine gottlose Mystik vielleicht doch näher als die Herren ahnen.“ Die Ehrenbürgerwürde blieb ihm erhalten. Dafür kam es zum Boykott gegen ihn und seine Frau. Sie mussten Freunde bitten, für sie einzukaufen, da Geschäfte am Ort sie nicht mehr bedienten.[71]

Nachruf auf einen Wahrheitssucher

Jakobus Weidenmann, evangelischer Pfarrer aus Kesswil/Schweiz, sagte in der Trauerfeier für Fritz Mauthner in Meersburg 1923, Mauthner gebühre unendlicher Dank dafür, „dass uns Fritz Mauthner ein Befreier geworden ist, den einen vom Dogma des Materialismus, den andern vom Dogma der Wissenschaft, und dritten vom Dogma der Kirche. … Mauthner hat weder Gott totgeschlagen noch die Religion, sondern das, was in seiner erkenntnisfrohen Voreiligkeit Gott und Religion erstickt hat … Er hat die areligiöse Religionssattheit totgeschlagen zugunsten der ewig sich erneuernden Sehnsucht“.[72] Für uns kann Mauthner heute – religionsphilosophisch und religionstheologisch – Brückenbauer sein zwischen den Religionen, zwischen Juden und Christen, aber auch zwischen Gläubigen und vermeintlichen Atheisten. In Meersburg müsste man ihm einen Stolperstein widmen, wenn es dort, wie in Freiburg, solche gäbe.

Der besagte Stadtpfarrer hat bereits im Jahre 1920 Versetzungsantrag an das Erzbischöfliche Ordinariat gestellt.[73] Die Stimmen der Menschen, die sich für FM erhoben, haben ihn offensichtlich dazu bewogen[74]; er musste aber noch drei Jahre aushalten![75] Ein gütiges Geschick hat dann eine geradezu wunderbare Wende in die unrühmlichen Ereignisse von Meersburg gebracht mit der Übernahme der Pfarrei durch Pfarrer Wilhelm Restle, der eine Woche vor Fritz Mauthners Tod (28. 6. 1923) nach Meersburg kam und ein Freund und Vertrauter, schließlich Universalerbe der Witwe Mauthner wurde.[76] Restle hat zusammen mit anderen gegen den Zugriff der Nationalsozialisten geholfen, dass das Glaserhäusle Wohnstatt für Hedwig Mauthner bis zu ihrem Tod im Juni 1945 bleiben konnte. Er hat sie bis in die Todesstunde begleitet und sie als Katholikin – trotz Scheidung ihrer ersten Ehe, trotz nichtkirchlicher Eheschließung mit einem Juden, trotz Kirchenaustritts – beerdigt, schließlich der „edlen Frau mit dem scharfen Verstande und dem gütigen Herzen“ einen würdigen Nachruf gewidmet.[77] Zum 100. Geburtstag Mauthners 1949 schrieb Wilhelm Restle eine Würdigung mit deutlichen Worten in verschiedene Richtungen; u. a.: „Es gibt viele Kreise, besonders aber philosophische Fachleute, die gerne an Fritz Mauthner vorbeigehen. Er war Jude, seine Bücher wurden im Dritten Reich eingestampft. … Und es gibt andere Kreise, die scheu an ihm vorübergehen, weil er das Wort: Gott – das Wort, nicht das göttliche Geheimnis, in einem vierbändigen Werke in seiner Geschichte im Abendlande beschrieben hat. … Am 22. November – dem 100-jährigen Gedenktag – werden wir still an seinem Grabe stehen. Wir werden uns voll Ehrfurcht und Ergriffenheit beugen vor diesem Wahrheitssucher, vor diesem lauteren und unbeugsamen Charakter, vor diesem großen schöpferischen Geiste. … Was wäre unserm Volke erspart geblieben, wenn es die Wortschwälle in ihrer Leerheit durchschaut hätte! Ganz stolz gesagt: wenn es etwas davon gewusst hätte, wofür und wogegen Fritz Mauthner ein Leben lang gekämpft hat.“[78] So Wilhelm Restle im Jahre 1949 – seine Worte gelten auch heute noch und wieder!

FM hat dreimal in seinem Leben Hass und Gewalt gegen Minderheiten erlebt: in seiner Kindheit und Jugend in Prag: Tschechen gegen Deutsche; in seinen Berliner Jahren: den wachsenden Antisemitismus, Nichtjuden gegen Juden; und schließlich in Meersburg: die Christen gegen ihn, den Humanisten und vermeintlichen Atheisten. Man hat Fritz Mauthner vergessen, verschwiegen, verdrängt, bei den Nationalsozialisten versucht, sein geistiges Erbe auszulöschen. Die Fachwelt hat Mauthner wieder entdeckt, man beschäftigt sich intensiv mit ihm, und unsere badischen Städte

Freiburg und Meersburg haben doppelten Grund zum Hinschauen: Der Freiburger Philosoph Ludger Lütkehaus gibt „Das philosophische Werk“ Mauthners seit 1997 in der sog. Wiener Ausgabe heraus;[79] und der zweite Grund ist die Tatsache, dass der Freiburger Dirigent und Komponist Hans Zender der Besitzer des Glaserhäusle in Meersburg ist und am 22. November sogar mit Mauthner zusammen Geburtstag hat.

Den neugierig gewordenen Lesern möchte ich als Einführung das gut lesbare Bändchen von Christine M. Kaiser empfehlen.[80] Und wer sich – verständlicherweise – nicht an das sprachphilosophische Gesamtwerk machen will, findet – antiquarisch noch preiswert zu haben – von Gershon Weiler ausgewählte Texte aus Mauthners philosophischem Werk.[81]

Anmerkungen

1 Es waren wohl die Beiträge von Gershon Weiler, die den entscheidenden Anstoß gaben: Weiler, Gershon: On Fritz Mauthner's Critique of Language. In: Mind 1958, Bd. 67, S. 80–87. – Ders.: Fritz Mauthner – a study of jewish self-rejection. In: Yearbook (Leo-Baeck-Institute) 8, 1963, S. 136–148.

2 Kühn, Joachim: Gescheiterte Sprachkritik. Fritz Mauthners Leben und Werk. Berlin / New York (Walter de Gruyter) 1975.

3 Helmut Henne / Christine Kaiser (Hrsg.): Fritz Mauthner – Sprache, Literatur, Kritik. Festakt und Symposion zu seinem 150. Geburtstag. Tübingen (Max Niemeyer) 2000. Reihe Germanistische Linguistik; 224. Herausgegeben von Helmut Henne, Horst Sitta und Herbert Ernst Wiegand. – H. Henne / Ch. Kaiser: Fritz Mauthners Leben und Werk. Von Böhmen über Berlin zum Bodensee. Katalog zur Ausstellung anlässlich des wissenschaftlichen Symposions am 23. November 1999. Seminar für deutsche Sprache und Literatur Braunschweig 1999.

4 Im Rahmen der Reihe Literarisches am Sonntagnachmittag am 8. Nov. 2009 unter dem Titel „Alle Philosophie ist Sprachkritik“. Veranstaltet von der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit und der Kath. Akademie der Erzdiözese Freiburg. – Vgl. auch Ludger Lütkehaus: Mauthner, Fritz. Philosoph, Schriftsteller, Journalist. In: Badische Biographien NF, Bd. III. Stuttgart 1990, Sp. 181 ff.; Lütkehaus, Ludger: Der Buddha vom Bodensee. Fritz Mauthners „Atheismus“. In: Die Zeit – Nr. 46 – 10. November 1989; Lütkehaus, Ludger (Hrsg.): Fritz Mauthner. Das philosophische Werk. Wien/Köln/Weimar (Böhlau) 1997 ff., sog. Wiener Ausgabe.

5 Auch aus diesem Grund kürzen wir Fritz Mauthner im Textverlauf jeweils mit FM ab.

6 FM: Kleine Erinnerungen an August Weismann. In: Berliner Tageblatt, 6. 12. 1914, Beibl. S. 1 f.

7 FM: Nach berühmten Mustern. Parodistische Studien. Stuttgart (W. Spemann) 1879. Erfreulicherweise liegt das Werk in einer neuen Gesamtausgabe vor: Nach berühmten Mustern. Parodistische Studien. Gesamtausgabe. Mit einem Nachwort und Anmerkungen herausgegeben von Almut Vierhufe. Hannover (Wehrhahn) 1. Aufl. 2009. Bibliothek des 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von Stefan Neuhaus Band 7.

8 FM: Der neue Ahasver. Roman aus Jung-Berlin. Dresden und Leipzig (Heinrich Minden) 1882.

9 FM: Beiträge zu einer Kritik der Sprache. 3 Bde. Stuttgart und Berlin (Cotta) 1901–1902.

10 Ludwig Johann Josef Wittgenstein (geb. 1889 in Wien, gest. 1951 in Cambridge): Tractatus logico-philosophicus 1921. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, dass Wittgenstein das gesamte sprachkritische Werk Mauthners kannte. Wittgenstein distanziert sich ausdrücklich von Mauthners Verständnis von Sprachkritik – in Tractatus 4.0031, der da lautet: „Alle Philosophie ist ‚Sprachkritik‘. (Allerdings nicht im Sinne Mauthners.) Russells Verdienst ist es, gezeigt zu haben, dass die scheinbare logische Form des Satzes nicht seine wirkliche sein muß.“ – zitiert nach Thomas H. Macho: Wittgenstein. 1996, S. 108. Reihe Philosophie Jetzt, hrsg. von Peter Sloterdijk. Eine psychologische Begründung der Sprachkritik lehnt Wittgenstein ab. Die Gesamtheit der elementaren logischen Aussagen ist nach Wittgenstein das Bild der Welt. Dies war zum Zeitpunkt des Erscheinens des Tractatus die Position Wittgenstein, von der er sich später trennte und eine eigene Sprachkritik entwickelte. Siehe auch die Einleitung zur sog. Wiener Mauthner-Ausgabe – Das philosophische Werk, die Ludger Lütkehaus seit 1997 herausgibt, bibliogr. siehe Anm. 4.

11 Manfred Bosch: Der Buddha vom Bodensee oder Die Meersburger Jahre Fritz Mauthners. Zum 70. Todestag des Philosophen am 29. 6. 1993. In: Badische Heimat 1/1993, S. 89–98. Das Sterbedatum ist gemäß Sterberegister des Standesamtes Meersburg vom 2. Juli 1923 Nr. 25 auf 28. Juni zu korrigieren. FM starb also nicht am 29. Juni. Die Anzeige beim Standesamt machte Dr. Otto Ehinger und bestätigte mit Unterschrift. Der Standesbeamte war Ratschreiber Hornung in Vertretung (des Bürgermeisters).

12 Quelle bei M. Bosch Anmerkung 1.

13 Ludger Lütkehaus: Der Buddha vom Bodensee. Bibliogr. siehe Anm. 4.

14 FM: Die große Revolution. Epigramme. Leipzig (Oskar Leiner) 1872.

15 Über seine Kindheit und Jugend wissen wir viel durch ihn selbst. FM: Erinnerungen. I. Prager Jugendjahre. München (Georg Müller) 1918. Ursprünglich geplante „Erinnerungen II.“ sind nicht gefolgt. Weitere autobiographische Äußerungen Mauthners: u. a. seine Nachworte zu „Fritz Mauthners Ausgewählte Schriften“, 6 Bände. Stuttgart und Berlin (Deutsche Verlagsanstalt) 1919; sein Artikel (Selbstdarstellung) „Fritz Mauthner“ in: Die Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstel-

lungen. Hrsg. von Raymund Schmidt. Bd. 3 Leipzig (Felix Meiner)1922, S. 121–144; sein Manuskript von 47 Seiten im Leo-Baeck-Institut NY, publiziert von Frederick Betz / Jörg Thunecke: Fritz Mauthners Berliner Jahre 1876–1905. Erinnerungen des Buddha vom Bodensee. In: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte Bd. 35/1984, S. 137–161.

16 Brief vom 3. Dez. 1905 an seine Cousine Auguste Hauschner in Berlin, in: Briefe an Auguste Hauschner. Hrsg. von Martin Beradt und Lotte Bloch-Zavrel. Berlin (Rowohlt) 1929.

17 Exmatrikelbücher 1884–1938 Bestand B 17/41: Academ. Qästur Freiburg i. Br. / Rechnung Wintersemester 1906 / 1907; B 17/42: Academ. Qästur Freiburg i. Br. / Rg. Sommersemester 1907.

18 FM: Spinoza. Berlin und Leipzig (Schuster und Löffler) 1906. Reihe: Die Dichtung. Eine Sammlung von Monographien 43. – Totengespräche. Berlin (Karl Schnabel) 1906. – Die Sprache. Frankfurt (Rütten & Loening) 1907. Reihe: Die Gesellschaft. Sammlg. sozialpsychologischer Monographien 9.

19 Mitte des 19. Jh. gab es etwa 200 Menschen jüdischen Glaubens in Emmendingen, selbstverständlich auch jüdische Geschäfte und Industriebetriebe. Noch bis 1937 (!) gehörte die Emmendinger Klosterbrennerei der jüdischen Familie Wertheimer. Vgl. Jüdisches Museum (Schlossplatz) in Emmendingen.

20 Abdankung. Aufruf vom 3. Nov. 1908. In: Ausgewählte Schriften. 1. Bd. S. 366–368; im Nachwort des Bandes findet sich Seite 366 auch die oben zitierte Mitteilung Mauthners; bibliogr. siehe Anm. 15.

21 Im Mai 1914 erholt sich FM im italienischen Portofino am Mittelmeer. Das Städtchen ist in höchster Aufregung, da am 6. Mai 1914 Kaiser Wilhelm zu Besuch kommt. FM berichtet darüber, wie die Stadt geschmückt wurde und sogar Sozialisten und Anarchisten vom Kaiserfieber erfasst werden. Der Kaiser kommt zu Schiff mit Hunden und Tross, mehrere Kriegsschiffe begleiten seine Yacht. FM erkennt in ihm einen Kranken, der meint, er sei der Herr der Welt. FM entscheidet sich, ein Märchen zu schreiben, das eine Anklage gegen diesen Narren sein sollte. Sechs Wochen nach Rückkehr (wohl Mitte Juni) hat FM einen Verleger, die Drucklegung steht bevor. Da erfolgt die Kriegserklärung Deutschlands an Russland (1. Aug.) und Frankreich (3. Aug.). FM zieht sein Märchen zurück, um die Moral des Durchhaltens nicht zu untergraben. „Narr und König“ erscheint dann 1919 im ersten Band seiner Ausgewählten Schriften.

22 Nachwort in Bd. 1 der Ausgewählten Schriften S. 369; bibliogr. siehe Anm. 15.

23 Abendausgabe des Berliner Tageblatts vom 6. Febr. 1919; vgl. Delf, Hanna und Schoeps, Julius H. (Hrsg.): Gustav Landauer – Fritz Mauthner. Briefwechsel 1890–1919. Bearbeitet von Hanna Delf. München (C. H. Beck) 1994; dort S. 475 Anm. 24.

24 Wir zitieren aus einem Brief an Maximilian Harden vom 9. Okt. 1914 (Bundesarchiv Koblenz) nach Joachim Kühn, Gescheiterte Sprachkritik S. 259; bibliogr. siehe Anm. 2; „… ein schneller Separatfriede mit Frankreich wäre möglich und wäre ein Glück für Deutschland, für Frankreich und für die Kultur. … Kein Hass gegen Frankreich. Waffenehre auf beiden Seiten gewahrt und groß. Die Lügen auf beiden Seiten müssen aufhören. Vorbereitung (wenn das jetzt nicht verfrüht ist) zu einem künftigen Bunde. … Ich halte eine solche Bewegung für möglich, selbstverständlich auch für gut.“

25 Annette von Droste-Hülshoff (geb. 1797 Schloss Hülshoff bei Münster/Westf., gest. 1848 in Meersburg) kam erst 1841 nach Schloss Meersburg, das ihrem Schwager J. Freiherr von Lassberg gehörte. Ab 1837 pflegte sie eine Freundschaft mit dem siebzehn Jahre jüngeren Levin Schücking. Wie Briefe an ihn allerdings deutlich ausdrücken, hat sie ihn geliebt. Manchmal spricht sie ihn per Sie, manchmal per Du an, manchmal mit Levin, manchmal mit Schücking. Dieser wurde durch Vermittlung Annettes 1841 Bibliothekar des Freiherrn von Lassberg in Meersburg. Nach seiner Verlobung mit einer anderen trat jedoch eine Entfremdung ein. Die Droste hat Levin Schücking neben anderen das Gedicht „Die Schenke am See“ gewidmet, welches das später so genannte Glaserhäusle beschreibt, das zu ihrer Zeit eben noch eine Schenke war. Das Gedicht hat sieben Strophen von je acht Zeilen. Hier nur die erste Strophe:
Die Schenke am See. An Levin Schücking.
Ist's nicht ein heit'rer Ort, mein junger Freund,
Das kleine Haus, das schier vom Hange gleitet,
Wo so possierlich uns der Wirt erscheint,
So übermächtig sich die Landschaft breitet;
Wo uns ergötzt im neckischen Kontrast
Das Wurzelmännchen mit verschmitzter Miene,
Das wie ein Aal sich schlingt und kugelt fast,
Im Angesicht der stolzen Alpenbühne?

26 Wörterbuch der Philosophie. Neue Beiträge zu einer Kritik der Sprache. 2 Bde. München (Georg Müller) 1910/1911.

27 FM: Der letzte Tod des Gautama Buddha. München/Leipzig (Georg Müller) 1913.

28 Brief an Auguste Hauschner vom 30. 10. 1921 und 5. 11. 1921; bibliogr. siehe Anm. 16.

29 Brief an Auguste Hauschner vom 7. 2. 1920; bibliogr. siehe Anm. 16.

30 Bibliogr. siehe Anm. 15.

31 FM: Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande. 4 Bde. Stuttgart und Berlin (Dt. Verlags-Anstalt) 1920–1923.

32 1914/15 arbeitete Frau Mauthner in Leutkirch. 1920 besucht das Ehepaar dort „den alten Chefarzt, einen prächtigen Schwaben“ Brief FM an Auguste Hauschner am 21. 2. 1920 von Leutkirch aus; bibliogr. siehe Anm. 16.

33 Hedwig Straub hat bis Herbst 1909 in Günterstal gelebt. Siehe Briefwechsel mit G. Landauer S. 434 Anm. 35; bibliogr. siehe Anm. 23.

34 Nachum T. Gidal: Die Juden in Deutschland von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik. Gütersloh (Bertelsmann) 1988 und Köln (Könemann) 1997. Keinerlei Hinweis auf Mauthner (auch Werner Sombart fehlt z. B.), und dies, obwohl aus-

drücklich ein Kapitel „Deutsch-jüdische Schriftsteller“ enthalten ist und das Buch „Amicis et inimicis“ gewidmet ist. Tim Gidal ist mit einschlägigen Preisen ausgezeichnet worden … und hat nicht nötig, auch unbequeme Juden wenigstens zu nennen. Seltsame Selektivität!

35 Willi Jasper: Deutsch-jüdischer Parnass. Literaturgeschichte eines Mythos. Berlin (Propyläen Verlag) 2004. Man kann kaum glauben, dass Jasper Professor der Literaturwissenschaft sein soll!

36 FM in: Werner Sombart: Judentaufen. München (Müller) 1912, S. 74–77.

37 Brief vom 10. Okt. 1913. Briefwechsel mit G. Landauer S. 282; bibliogr. siehe Anm. 23.

38 FM: Prager Jugendjahre. Erinnerungen. Zitiert nach der Ausgabe Frankfurt a. M. (S. Fischer) 1969, S. 110: „Ich wollte ein frommer Jude werden, um die Seelen meines Vaters und meiner Mutter zu retten. Ich habe diese kindischen Kämpfe einmal darzustellen gesucht, in dem Tagebuche des Helden, das man in meinem neuen Romane ‚Der neue Ahasver‘ nachlesen kann, wenn man mag. Das Tagebuch habe ich erst für diesen Roman niedergeschrieben, und so ist es, wenn man will, erfunden; aber meine religiösen Kämpfe sind darin … eigentlich ganz getreu und realistisch erzählt.“

39 James Goldwasser: Fritz Mauthner’s Way of Being a Jew. In: Leinfellner/Thunecke (Hrsg.): Brückenschlag zwischen den Disziplinen; Fritz Mauthner als Schriftsteller, Kritiker und Kulturtheoretiker. Wuppertal (Arco) 2004, S. 51–61.

40 Gershon Weiler: Fritz Mauthner. A Study in Jewish Self-Rejection. In: Yearbook (Leo-Baeck-Institute) 8, 1963, S. 136–148.

41 Zitiert nach Manfred Bosch, in Badische Heimat 1/1993, S. 95.

42 Anonymer Verfasser: Fritz Mauthner. In: Literarische Beilage zur Augsburger Postzeitung. Nr. 5 vom 4. März 1920, S. 17 f. Der Artikel beginnt auf dem Titelblatt, aus dem auch hervorgeht: Verantwortlich für die Schriftleitung: Dr. Hans Rost in Augsburg.

43 Briefe an Auguste Hauschner vom 5. 11. 1921 und 11. 8. 1922; bibliogr. siehe Anm. 16.

44 FM: Prager Jugendjahre. Erinnerungen. Zitiert nach der Ausgabe Ffm. (Fischer) 1969, S. 200.

45 Brief vom 31. Mai 1909; bibliogr. siehe Anm. 23. FM nennt den Pfarrer „einer von den Kindlichen“. Hedwig O’Cunningham: Beutter-Büchlein. Erinnerungen an unseren Katecheten. Als Manuskript gedruckt, Freiburg 1909. Gemeint ist der Dompräbendar Franz Sales Nikolaus Beutter, dem sich Hedwig Straub seit ihrer Klosterschulzeit sehr verbunden fühlte.

46 Widmung seines Buddha-Büchleins „MEINER LIEBEN FRAU“; bibliogr. siehe Anm. 27.

47 FM: Der Atheismus … Bd. 1 Vorwort S. V.; bibliogr. siehe Anm. 31.

48 Ernst Benz: Meine buddhistischen Nachbarn. In Memoriam Fritz Mauthner und Leopold Ziegler. In: Antaios 3 (1962), S. 446.

49 FM: Die Wiedergeburt des Buddhismus. In: Berliner Tagblatt 4. August 1912.

50 Siehe auch Joachim Kühn: Gescheiterte Sprachkritik S. 252 ff.; bibliogr. siehe Anm. 2.

51 FM: Der letzte Tod … S. 115; bibliogr. siehe Anm. 27.

52 Wie vorige Anm. S. 116.

53 FM: Die Wiedergeburt des Buddhismus. In: Berliner Tagblatt, 4. Aug. 1912, Spalte 3 des Artikels.

54 FM: Ausgewählte Schriften Bd. 5, Nachwort, S. 320; bibliogr. siehe Anm. 15.

55 Lütkehaus, Die Zeit, 10. Nov. 1989.

56 FM: Die beste Religion. In: Berliner Tageblatt, 41. Jahrgang Nr. 276, 1. Beiblatt. Sonntag, den 2. Juni 1912, letzter Absatz.

57 Brief FM an seine Cousine Auguste Hauschner vom 20. 1. 1920; bibliogr. siehe Anm. 16.

58 Sitzungsprotokoll des Meersburger Gemeinderats vom 13. Nov. 1919 „betr. Ehrung des Schriftstellers Fritz Mauthner anl. seines 70. Geburtstages …“. Die Ernennung wurde im Meersburger Gemeindeblatt Nr. 19 vom Sonntag den 23. November 1919 auf der Titelseite veröffentlicht. Nach knapp neun Wochen folgt: „2. Sitzung des Gemeinderats der Stadtgemeinde Meersburg am Dienstag den 20. Januar 1920. Gegenwärtig Bürgermeister Dr. Carl Moll sowie die Gemeinderatsmitglieder Fritz Benz, Friedr. Müller, Anton Winterhalder, Ant. Obser, … (?), Bened. Sanktjohanser und Ratschreiber Hornung als Protokollführer. Die heutigen Vorlagen veranlassen folgende Beschlüsse. Betreff … Antrag der Mitglieder des Gemeinderats der Zentrumspartei auf Rücknahme der Verleihung des Ehrenbürgerrechts an Mauthner anläßl. seines 70. Geburtstages. Beschluß: Mit Stimmenmehrheit wurde heute beschlossen, die Zurücknahme abzulehnen & dem Antrag nicht zu entsprechen. – Vorgelesen …“

59 Brief aus Leutkirch vom 21. 2. 1920; bibliogr. siehe Anm. 16.

60 Brief an Auguste Hauschner vom 20. 1. 1920. Den Brief schreibt FM in Unkenntnis, dass am selben Tag im Gemeinderat vom Zentrum der Antrag auf Entzug der Ehrenbürgerschaft gestellt wurde.

61 Brief vom 7. 8. 1920; bibliogr. siehe Anm. 16.

62 Ehinger, Otto: Der Weise und die Welt. In: Berliner Tageblatt, 11. 11. 1919.
Wieder abgedruckt mit einem Kommentar in: Glaserhäusle. Meersburger Blätter für Politik und Kultur. Meersburg 1 (1981) ff. – Heft 1, S. 5 ff.

63 Brief vom 20. 1. 1920; bibliogr. siehe Anm. 16.

64 U. a. Anonymer Verfasser: Moderne Ketzerverfolgung. In: Die Welt am Montag. XXVI. Jahrgang Nr. 28. Berlin, den 12. Juli 1920. Rubrik: Politisches Notizbuch; anonymer Verfasser: Fritz Mauthner und die Meersburger Frommen. In: Münchener Post, 23. Juli 1920, S. 4.

65 Meersburger Gemeindeblatt Nr. 12, Sonntag den 21. März 1920. Die Überschrift lautet: Rohheiten.

66 Brief an Auguste Hauschner vom 21. 2. 1920 aus Leutkirch; bibliogr. siehe Anm. 16.

67 Wilhelm Stockums: Das Los der ohne die Taufe sterbenden Kinder. Ein Beitrag zur Heilslehre. Freiburg i. Br. (Herder) 1923. Dieses Buch erhielt das Imprimatur des Generalvikars von Freiburg und wurde sogar von der „Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft in Berlin“ gefördert.

68 Vgl. FM: Recht. Texte zum Recht, seiner Geschichte und Sprache. Ausgewählt und mit einer Einleitung versehen von Wolfgang Ernst. Frankfurt a. M. (Vittorio Klostermann) 2007. Reihe: Studien zur europäischen Rechtsgeschichte. Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für europäische Rechtsgeschichte. Frankfurt a. M. Bd. 222.

69 Wir beziehen uns auf ausgiebige Recherchen im Stadtarchiv Meersburg (hier: Standesamt) und in den Mikroverfilmungen der Pfarrbücher der Pfarrei Maria Heimsuchung. Trotz mehrfacher Versuche, die Originale im Pfarramt einzusehen (die häufig mehr enthalten als die Mikrofilme der Duplikate), verweigerte der derzeitige Stadtpfarrer als „Herr des Archivs“ jede Kommunikation – scheußlich befremdend!

70 Dort heißt es in aller Regel: vorgelesen, genehmigt und unterschrieben …

71 Vgl. Liddy Kilian, Erinnerungen. In: Manfred Bosch: Bohème am Bodensee. Literarisches Leben am See von 1900 bis 1950. CH-Lengwil am Bodensee (Libelle Verl.) 2. Aufl. 1997, S. 220.

72 Jakob Weidenmann: Fritz Mauthner. Worte gesprochen an seiner Bahre in der ev. Kirche zu Meersburg am 2. Juli 1923. Romanshorn (Buchdruckerei Volkswacht am Bodensee) 1923.

73 Wir beziehen uns auf die Personalakten im Erzbischöflichen Archiv Freiburg.

74 Zum Beispiel versammelten sich am 1. Mai 1920 Arbeiter zu einer Sympathiekundgebung für FM beim Glaserhäusle. Vgl. J. Kühn: Gescheiterte Sprachkritik S. 268; bibliogr. siehe Anm. 2.

75 Unverständlich ist uns bisher, dass der Stadtpfarrer einen Kantkreis gegründet haben soll und FM diesen geleitet habe. Nach all dem Ärger (miteinander)? Weiterer Klärungsbedarf.

76 Wilhelm Restle, Stadtpfarrer in Meersburg von 1923 bis 1952, geb. am 7. 6. 1884 in Tengen, gest. am 20. 5. 1980 in Meersburg. Sein Grab befindet sich auf dem Friedhof in Meersburg.

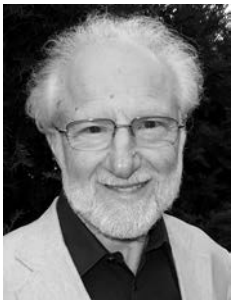
77 Das Bodenseebuch 1946. In memoriam. S. 97 f. – Und Wilhelm Restle meldet den Sterbefall Hedwig Mauthner dem Standesamt Meersburg und gibt als Konfession „katholisch“ an. Sterberegister Meersburg 1945 Nr. 35. Meersburg, den 21. Juni 1945. „Die Doktorin der Medicin Hedwig Luitgard Mauthner geborene Straub, katholisch, wohnhaft bei Meersburg, Hinterfohrenweg 3 ist am 20. Juni 1945 um 6 Uhr 30 Minuten in Meersburg, in ihrer Wohnung verstorben.“ Das Glaserhäusle hatte die Adresse Hinterfohrenweg Nr. 3. „Der Anzeigende … erklärte, er sei bei dem Sterbefall zugegen gewesen. Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben … Todesursache: Leber-Gallen-Leiden. Herzschlag.“ Es wird noch ergänzt: 2. Eheschließung der Verstorbenen am 26. 2. 1910 in Meersburg (Standesamt Meersburg Nr. 4/1910).

78 Wilhelm Restle in: Oberländer Chronik. Heimatblätter des Südkurier Nr. 15 / 12. November 1949.

79 Lütkehaus, Ludger (Hrsg.): Fritz Mauthner. Das philosophische Werk; bibliogr. siehe Anm. 4.

80 Christine M. Kaiser: Fritz Mauthner (1849–1923). Journalist, Philosoph und Schriftsteller. Berlin (Hentrich & Hentrich) 2006. Reihe: Jüdische Miniaturen – Spektrum jüdischen Lebens. Herausgegeben von Hermann Simon. Band 56, 64 Seiten € 5,90.

81 Gershon Weiler (Hrsg.): Fritz Mauthner. Sprache und Leben. Ausgewählte Texte aus dem philosophischen Werk. Salzburg und Wien (Residenz Verlag) 1986.



Anschrift des Autors:
Dr. Udo Janson
Reichenbachstraße 24
79117 Freiburg i. Br.

Heinrich Hauß

Festakt aus Anlass des Jubiläums „100 Jahre Schwäbischer Heimatbund und Landesverein Badische Heimat“

am Samstag, 27. Juni 2009 im Weißen Saal des Neuen Schlosses in Stuttgart

Zwei Heimatvereine im Lande – Ausdruck der Vielfalt in der Einheit

Beim Festakt würdigte Ministerpräsident Günther Oettinger vor allem den Einsatz der Vereine für Naturschutz, Landschaftspflege sowie die Förderung der Landes-, Volks- und Heimatkunde. Durch kompetente und erfolgreiche Bildungsarbeit haben beide Vereine das Wissen um Wert und Bedeutung der Heimat wachgehalten. Bemerkenswert ist, dass beide Vereine ohne institutionelle Förderung eigenständig und kooperativ in der Vergangenheit arbeiteten. Oettinger wies darauf hin, dass, wer in der Welt erfolgreich sein wolle, Wurzeln brauche. Im Sinne der Vielfalt in der Einheit begrüßte Oettinger die Existenz zweier Heimatvereine im Lande Baden-Württemberg. Mit Blick auf die ins Land Zugewanderten unterschied der Ministerpräsident zwei Formen von Heimat. Einmal der Ort, an dem man geboren ist und der Ort, der einem im Laufe der Zeit ans Herz gewachsen ist. Baden-Württemberg sei groß geworden durch die ins Land zugewanderten Flüchtlinge. Die zweite Form von Heimatverständnis, Heimat, die einem ans Herz wächst, muss aktiv erworben werden. Oettinger wies zum Schluss seiner Ausführungen darauf hin, dass das Menschenrecht auf „Heimat“ in § 2 der Landesverfassung verankert sei. Das Recht auf Heimat schließe aber die Pflicht ein, andere Kulturen zu respektieren.

Der Vorsitzende des Schwäbischen Heimatbundes, Herr Fritz-Eberhard Griesinger, sah in der gemeinsamen Veranstaltung beider Vereine einen guten Start für das neue Jahrhundert. Das Jubiläumsjahr 2009 bedeute eine Zäsur,

Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Ministerpräsident Günther H. Oettinger überreicht ein Buchgeschenk an die Musiker

vor allem auch, weil Heimat vom zunehmenden Verlust des Wissens um Heimat und Kultur gekennzeichnet sei. Integration und Identifikation mit der „neuen Heimat“ vom Migranten setze aber Wissen voraus. Griesinger sieht in der Vermittlung dieses Wissens eine Zukunftsaufgabe der Heimatvereine.

Ministerpräsident Günther H. Oettinger im Gespräch mit Sven v. Ungern-Sternberg und Fritz-Eberhard Griesinger vom Schwäbischen Heimatbund

Der Landesvorsitzende der Badischen Heimat, Dr. Sven von Ungern-Sternberg, bedankte sich im Namen des Landesvereins für den gemeinsamen Empfang des Landes Baden-Württemberg. Die Globalisierung fördere die Sehnsucht der Menschen nach überschaubaren Räumen. Dies habe zu einer Renaissance des Heimatgedankens geführt. Selbstverständlich musste der Landesvorsitzende am Ort der Landesregierung das Verhältnis der Badischen Heimat zum Lande Baden-Württemberg ansprechen. Das Verhältnis bekräftigte er mit „einem Ja zum Land“ und einem „Ja zur Landeshauptstadt Stuttgart“.

Dem Festakt schloss sich ein Empfang im Marmorsaal des Schlosses an.

v.l.n.r.: Frau Bohnert, Herr Bühler, Herr Nitsche, Dr. Sven v. Ungern-Sternberg, Frau Bühler, Herr Dr. Bühler, Frau Toth

Sabine Trunz

Die Wanderausstellung „100 Badische Jahre“ in Waldshut-Tiengen

„Wanderausstellung der Badischen Heimat gibt ereignisreichen Jahren ein Gesicht“, so schrieb der Südkurier in seinem Artikel zur Ausstellung. Nach Freiburg, Karlsruhe und Mannheim war die Ausstellung vom 3. 9.–15. 10. 09 in der Galerie der Bürger- und Narrenzunft Tiengen im Schloss zu sehen. Am Mittwoch, 2. 9. 09 wurde die Ausstellung im Schlosskeller eröffnet.

Die Ausstellungseröffnung traf trotz Ferienzeit auf großes Interesse. Alle Plätze waren besetzt, als Bürgermeister Manfred Beck die Gäste begrüßte. Die Eröffnungsrede hielt Heinrich Hauß. Seit 1982 ist er Chefredakteur der Vierteljahreszeitschrift der Badischen Heimat. Unter seiner Leitung etablierte die Badische Heimat ein hochwertiges Medium, denn Hauß verlangt von seinen Autoren bei allen historischen Themen immer auch ein Gespür für Aktualität.

In seiner Rede zur Eröffnung im Tiengener Schloss blickte er zurück auf das kulturelle und politische Engagement der Badischen Heimat in „rein badischen“ und ab 1952 gemeinsamen Jahren mit den Württembergern. Nach langen Jahren, in denen sich der Landesverein vorwiegend literarisch und kulturell engagierte, setzt er sich nun mit dem ehemaligen Regierungspräsidenten Sven von Ungern Sternberg an der Spitze verstärkt politisch für badische Belange ein. Die badischen Regionen am Rhein rücken in den Perspektiven von Hauß in den Fokus. Badens Öffnung „ins europäisch Trinationale“ formulierte Hauß als politisches Ziel des Landesvereins. Zeitgemäße Themen sollen auch zukünftig Badener und Badenerinnen für die Arbeit des Vereins interessieren, z. B. im Natur- und Denkmalschutz. Die Rede des Schriftleiters der Badischen Heimat finden Sie im Anschluss an diesen Bericht.

Auch musikalisch demonstrierte die Badische Heimat Offenheit: Bereits zum vierten Mal umrahmte der Pianist Prof. Helmut Lörscher die Ausstellungseröffnung mit Variationen des Badenerliedes à la Bach, Mozart und Rachmaninow. Lörscher „bewies“, dass selbst Ennio Morricone Sequenzen des Badenerlieds in seiner Filmmusik verwendet zu haben schien.

Kurt Benda, Ehrenzunftmeister der Narren- und Bürgerzunft Tiengen führte nach Musik und Umtrunk in Tracht vom Schlosskeller in die Galerie zur Ausstellung. Die Schautafeln und Objekte zeigen die Vereinsgeschichte eingebettet in die gesellschaftliche, kulturelle und politische Landesgeschichte. Ausstellungskurator Dr. Bernhard Oeschger und Ausstellungsmacher Lukas H. Lindenmaier haben Zeitzeugnisse aus hundert Jahren zusammengetragen. Die Ausstellungsbesucher aus Waldshut-Tiengen freuten sich z. B. an einem Liederbuch für die badische Polizei aus dem Jahre 1930, das mit dem Lied „Ade zur guten Nacht“ beginnt. Die Dokumentation badischer Ereignisse und vielfältiger Vereinsarbeit im Natur-, Heimat- und Denkmalschutz reicht vom Großherzogtum bis zum „Public Viewing“. Etwa 1000 Besucher sahen die Ausstellung in Waldshut-Tiengen, obwohl die Öffnungszeiten auf zwei Tage begrenzt waren. Weitere 260 Besucher kamen zu den begleitenden Veranstaltungen.

Das Rahmenprogramm zur Ausstellung „100 Badische Jahre“ – Der Landesverein Badische Heimat 1909–2009 bot eine bunte Palette: Musik und Dichtung, Heiteres und Historisches, Forschung und Schatzsuche.

Am 9. 9. 2009, lud Stefan Pflaum, der Träger des Regio-Kultur-Preises der Europäischen Kulturstiftung 2008, zu einer kabarettistisch-literarisch-musikalische Rundreise durchs Alemannische im Schlosskeller Tiengen. Raimund Sesterhenn begleitete ihn dabei musikalisch.

Eine Woche später erzählte Prof. Dr. Wolfgang Hug mit **„Typisch Badisch – Heitere Geschichten zur Landeskunde.“** Der Vortrag fand großen Anklang, die Zunftstube platzte aus allen Nähten.

Am 30. 9. 2009 setzte die Badische Heimat ihre Veranstaltungsreihe mit einem Vortrag von Prof. Dr. Konrad Kunze fort, der sich speziell für diesen Abend die **Gasthausnamen im Südwesten** vorgenommen hatte: Sein Vortrag hieß: **„Von Engeln und Ochsen“.**

Auf eine fast literarisch anmutende Schatzsuche begab sich eine Woche später die Germanistin Friedel Scheer-Nahor mit regionalen Schmankerln aus dem Alemannischen Wörterbuch, das die Badische Heimat dieses Jahr zusammen mit der Muettersproch-Gsellschaft herausgibt. Scheer-Nahor und Rudolf Post von der Universität Freiburg hatten für **das Alemannische Wörterbuch** für Baden regionale Unterschiede in Dialekt und Begrifflichkeit erforscht und zusammengetragen. In partnerschaftlicher Zusammenarbeit mit der Muettersproch-Gsellschaft gibt die Badische Heimat dieses Wörterbuch als Band 2 ihrer im Jubiläumsjahr 2009 begründeten Schriftenreihe heraus.

Für die gute Zusammenarbeit in der Planung und Umsetzung und die Gastfreundschaft möchte ich den Mitarbeitern des Kulturamts Waldshut-Tiengen und der Bürger- und Narrenzunft Tiengen e. V. herzlich danken.

Anschrift der Autorin:
Sabine Trunz
Büro für Kommunikation
und Pressearbeit
Zasiusstraße 116
79102 Freiburg

Heinrich Hauß

Rede zur Eröffnung der Ausstellung „100 Badische Jahre“ in Waldshut-Tiengen

„100 Badische Jahre – und ein Jahr“

1. „Kulturelle Betätigung und politisches Engagement“ des Landesvereins

Ich denke, es ist sinnvoll, wenn ich Ihnen zur Eröffnung der Ausstellung „100 badische Jahre“ einen kurzen Überblick über diese badischen Jahre zu geben versuche.

Zu berücksichtigen ist, dass von den 100 badischen Jahren der Ausstellung über die Hälfte der badischen Jahre Jahre Badens in Baden-Württemberg sind.

Der Titel meines Vortrages lautet „100 badische Jahre – und ein Jahr“. Mit dem einen zusätzlichen Jahr ist das Jahr 2010 gemeint, das Jahr nach dem Jubiläum. Wir sehen die 57 Jahre Badens in Baden-Württemberg im Rückblick durchaus kritisch und meinen, 2010 eine neue Perspektive für den Landesverein Badische Heimat realisieren zu sollen.

Die 57 Jahre von 1952 bis 2009 – Gründung Baden-Württembergs bis zum Jubiläum des Landesvereins – betrachte ich verkürzt unter dem Thema:

„Kulturelle Betätigung und politisches Engagement des Landesvereins Badische Heimat“

Die Geschichte Badens in Baden-Württemberg läuft darauf hinaus, eine grundsätzliche Problematik des Landesvereins hervor zu treiben, die wir erst im Jubiläumsjahr bewusst zu artikulieren imstande zu sein scheinen. Ich meine die Notwendigkeit politischen Engagements für Baden nach einer langen Phase politischer Abstinenz des Vereins.

Heute ist klar, dass der Landesverein nur dann eine Zukunft hat, wenn er sich für badische Belange, für Belange des Teillandes Baden einsetzt, seine Stimme erhebt, sich einmischt, wie die Vorsitzenden oft gefordert haben. Sie getrauten sich aber nicht, nach diesen Postulaten durchgängig und nachhaltig zu handeln.

2. Badisches Wir-Gefühl im Staatsbaden

„Obwohl das Land Baden in seiner Topographie, seiner Erstreckung ‚vom See bis an des Maines Strand‘, seiner ethnisch-historischen und kulturellen Mannigfaltigkeit kein natürliches Ganzes darstellte, konnte sich die große Mehrheit der Menschen immer nachhaltiger mit ihm identifizieren“ (W. Hug). Es entstand ein badisches Wir-Gefühl. Was man „badische Identität“ nennen kann, hing deshalb mit dem erfolgreichen badischen Staat zusammen. Deshalb hat Prof. Weinacht sich auch als „Staatsbadener“ bezeichnet, weil es keinen Stammesbadener gibt. Karl Siegfried Bader hat 1952 die badische Besonderheit so formuliert: „Wir verdanken dem badischen Staat viel: unseren Namen, Zusammenhalt, Vielfalt, Vielfalt in der Einheit, Bereitschaft zum Ausgleich“. Oder in einer anderen Fassung: Baden war „eine eminent administrative und parlamentarisch-legislative Integrationsleistung“.

3. Das politisch verfassungslos gewordene Badische

Mit der Vereinigung Badens mit Württemberg 1952 bzw. 1970 wurde Baden, dessen Identität in der Vergangenheit so sehr von der Dynastie und dem Staat abhing, politisch verfassungslos. Deshalb wurde es zur Aufgabe des Landesvereins Badischen Heimat, für Baden

und das Badische einen anderen, neuen Bezugspunkt, eine neue Identität zu suchen. Parallel zu diesem Vorgang gab es Bestrebungen, des neuen Bundeslandes Baden-Württembergs „gewaltsam“ eine baden-württembergische Identität in Szene zu setzen.

Diese Versuche können als gescheitert angesehen werden. Die Identifikation mit dem Land kommt heuer „vielmehr über die relativ nüchternen Orientierung an der Leistungsfähigkeit des Landes zustande“, meinte Hermann Bausinger. Das heißt, die Integrationspolitik des Landes ist „vom Versuch einer eher emotionalen Gemeinschaftssymbolik umgeschwenkt zur selbst bewussten Propagierung von Leistungen“ (Die bessere Hälfte, 2002).

4. Der Landesverein Badische Heimat in den Jahren 1968–1998

Sorge mit den „Altbadenern“ verwechselt zu werden

In den Jahren 1968–1982 ist der Landesverein Badische Heimat durch politische Abstinenz gekennzeichnet. Aus Sorge man könne in Stuttgart den Landesverein mit „Altbadenern“ verwechseln, hat man sich ganz auf die kulturelle Arbeit zurückgezogen, sich eine strikte politische Selbstbeschränkung verordnet. Dazu kam, dass der damalige Vorsitzende im Zusammenhang mit den 68er Jahren „hinterfragende“ Politik, wie man damals sagte, überhaupt als „links“ empfunden haben mag und sie deshalb als ungeeignet für die Diskussion der Ziele der badischen Heimat erachtete. „Politik“ wurde verkürzt als „Politik der Altbadener“ interpretiert.

5. Die Wende in der Heimat- und Regionalpolitik

Spätestens seit der Mitte der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts hat sich das Heimat- und Regionalverständnis radikal verändert. Heimat wurde als gestaltbarer „Lebensraum“ unter verschiedensten Aspekten verstanden. Heimat ist jetzt dort, wo ich mich engagiere. Heimat ist dort, wo ich mich in die Politik einmische. Der Lebensraum Heimat bezieht sich nun auf vielfältige Problemebenen, es gibt gewissermaßen nichts, was nicht relevant wäre. Heimat, als Lebensraum verstanden, erfordert in seiner Komplexität politisches Handeln. Zu erinnern ist in diesem Zusammenhang nur an „Oberrhein 21“ – der Kampf der Offenburger gegen das 3. und 4. Gleis der Bundesbahn.

Seit der 80er Jahre hatte es die Badische Heimat immer mit zwei Themenstellungen zu tun: einmal mit der „Heimat vor Ort“ oder der regionalen Heimat und zum anderen mit der umgreifenden Heimat nach Maßgabe des früheren Baden. Seltsamerweise wurde aber der „badische Diskurs“ literarisch und nicht politisch geführt. Und so hat sich dann 1992 in Karlsruhe die „Landesvereinigung Baden in Europa“ formiert, die explizit politische Ziele verfolgt, d. h. darauf achtet, dass der Landesteil Baden in Stuttgart in entsprechender Weise berücksichtigt wird.

6. Regierungspräsidien als wahrer regionaler Interessen

Das Problem des fehlenden politischen Engagements des Landesvereins Badische Heimat hat der Vorsitzende Adolf Schmid (1998–2006) nach dem Beispiel des Freiburger Regierungspräsidenten Sven von Ungern-Sternberg über die politische „Ersatzleistung“ der Regierungspräsidien zu lösen versucht. Schmid vertraute darauf, dass die Regierungspräsidenten als politische Handlungspartner die Interessen ihrer Region – auch für den Landesverein – wahrnehmen. Der Regierungspräsident von Freiburg und sein regionalpolitisches Handeln galten ihm als Beispiel dafür schlechthin. Deshalb war es nur konsequent, dass Schmid den zur Pension anstehenden Sven von Ungern-Sternberg als seinen Nachfolger vorschlug Die Wahl eines Vorsitzenden der Badischen Heimat hatte erstmals politischen Charakter. Der bislang politisch abstinente Landesverein „importierte“ gewissermaßen die Politik in seinen Verein, indem sie einen Politiker im Ruhestand engagierte.

7. Die Option „badische Regionen am Rhein“

Eine zukunftsweisende politische Perspektive

Als die Regierung in Stuttgart von der Region Mittlerer Neckar als „Landesmitte“ zu

reden begann, entwickelte Paul-Ludwig Weinacht sein Konzept der „badischen Regionen am Rhein“ mit dem Rhein als natürlicher Mitte des Rheintales. „Wie soll man in den Regionen am Rhein von einer ‚Landesmitte denken‘, die exzentrisch, nämlich hinter den begrenzenden Schwarzwaldbergen liegt?“ (Die badischen Regionen am Rhein, 2002, S. 26).

Im gleichen Jahre, 2002, sprach der Freiburger Oberbürgermeister Rolf Böhme davon, „dass Baden zwar vor einem halben Jahrhundert ‚die politische Selbständigkeit‘ verloren habe, aber eine ‚europäische Perspektive gewonnen‘ habe“ (Badens Mitgift, 2002, S. 181).

Die politische Option der Badische Heimat richtet sich deshalb auf die „badischen Regionen am Rhein“, u. a. auf die Trinationale Metropolregion. Damit hat die Badische Heimat nach dreißig Jahren politischer Abstinenz eine zukunftsweisende politische Perspektive gefunden.

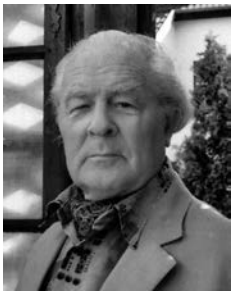
8. Baden existiert als Teilland mit einer europäischen Perspektive

Die Badische Heimat akzeptiert die Existenz des Lands Baden-Württemberg. Aber das Teilland Baden in Baden-Württemberg insistiert auf der Eigenart der Regionen am Rhein und der Öffnung des ehemaligen Landes Baden ins Grenzüberschreitende, ins europäisch Trinationale. Nach dem Verlust der politischen Eigenständigkeit hat Baden in den 80er Jahren glücklicherweise eine europäische Perspektive gewonnen, die nur dieser Region zukommt.

Die badischen Regionen am Rhein haben wieder ihre eigene Mitte entdeckt: den Rhein.

Die badische Regionen am Rhein haben wieder ein politisches Ziel: die europäische Perspektive.

Deshalb: 100 badische Jahre und ein oberrheinisch europäisches Jahr von vielen weiteren.



Anschrift des Autors:
Heinrich Hauß
Weißdornweg 39
76149 Karlsruhe

Heinrich Hauß

Badische Identität, oberrheinische Identität, Landesidentität

1. Die Option einer badischen Identität

„Seit 100 Jahren schafft der Landesverein ‚Badische Heimat' badische Identität"

Wolfgang Hug

In einem Essay zur Geschichte der Badischen Heimat anlässlich ihres 100. Jubiläums titelte Wolfgang Hug: „Seit 100 Jahren schafft der Landesverein ‚Badische Heimat' badische Identität"[1]. Heinz Siebold schrieb in „Was ist die badische Heimat?" – „Aber was ist Baden? Wo ist Heimat? Und wozu braucht es überhaupt einen Verein Badische Heimat? Eine ‚badische Identität' gibt es in Wirklichkeit nicht. Südbadische Alemannen und nordbadische Pfälzer oder Franken haben keine gemeinsame Sprache und gemeinsame kulturelle Wurzeln sind – wenn überhaupt – sehr weit zurückliegend"[2]. Angesichts solcher divergierender Statements ist es wohl angebracht, Überlegungen zur Identität und insbesondere zur Option einer badischen Identität anzustellen. Grundsätzlich kann festgestellt werden, dass die Option einer badischen Identität im politisch verfassungslos gewordenen Baden mit dem Wunsch der Landesregierungen, eine baden-württembergische Identität zu konstruieren, korrespondiert. „Die Änderung des Kontextes ändert auch immer den Text" (Hans Waldenfels).

2. Schwierigkeiten mit dem Begriff „Identität"

„Um die Kategorie Identität einen möglichst großen Bogen machen, jedenfalls sobald es um das Politische und seine Folgen geht"

Thomas Meyer

H. Keupp hat in seinem Buch „Identitätskonstruktionen" darauf hingewiesen, dass der Begriff Identität zum „Inflationsbegriff Nr. 1"[3] geworden sei. Die Attraktivität des Begriffs und der Sache Identität ist psychologisch vielschichtig. „Wenn Menschen sich wurzellos fühlen, versuchen sie dadurch wieder Sicherheit zu gewinnen, dass sie Feinde und Gefahren identifizieren und ihre Loyalität gegenüber kollektiven Organismen erklären"[4]. „Identität hat für die einen den Beigeschmack von Zwang, für andere den einer Tröstung"[5]. Besonders in der Form von „Identitätspolitik", die „im Namen der eigenen Anerkennung die Anerkennung des Anderen verweigert"[6], wird Identität als „hemmungslos politische Ideologie" entlarvt. So schreibt auch Thomas Meyer, dass vieles dafür spreche, „um die Kategorie der Identität einen möglichst großen Bogen zu machen"[7]. Da in der gegenwärtigen Diskussion, wie man sieht, die negativen Seiten der Identität im Vordergrund stehen, hat Lutz Niethammer einen „versuchsweisen Verzicht auf das Plastikwort[8] ‚Kollektive Identität' überhaupt vorgeschlagen"[9]. Die negativen Seiten, zumindest einer „kollektiven Identität", werden verortet in der Differenz zum Anderen, im Selbstschutz gegen das Unbekannte, im „Identitätswahn"[10] und der Abwertung anderer Kollektive, Gewaltdynamik und der Möglichkeit eines politischen Missbrauchs. Die Skepsis gegenüber der Identität ist zunächst in erster Linie Skepsis gegenüber der „kollektiven Identität" und den Möglichkeiten politischen Missbrauchs.

Es ist zu fragen, was unter dem Begriff einer „badischen Identität" heute verhandelt wird. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Forderung einer badischen Identität im Zusammenhang steht mit den Bemühungen der Landesregierungen um eine Landesidentität.

3. Unter welchen Bedingungen wird Identität konstruiert?

„Kollektive Identitäten werden gemacht“

Kollektive Identitäten stehen schon deshalb in der Kritik, weil sie konstruiert sind. Die Einsicht in ihre Konstruiertheit scheint sie auch zu relativieren.

Kollektive Identitäten entstehen „nicht einfach naturwüchsig, sondern werden gemacht“[11]. Sie sind keine statischen, gleich bleibenden Größen, sondern sind „historisch wandelbare Konstruktionen, die regelrechten Konjunkturen unterworfen sind“[12]. Identität gibt es nur in Spannungsfeldern und in kommunikativen Prozessen. „So artikuliert sich Identität im Spannungsfeld von Selbst und Anderen, Eigenem und Fremden, Identität und Differenz, Identität und Nicht-Identität.“ Deshalb gilt: „Identität ist weniger ein Zustand als ein Prozess“[13]. Der Spannungsprozess sorgt auch dafür, dass Identitäten nur als „offene Identitäten“ in einem „unabschließbaren Prozess“[14] begriffen werden können.

Die Konstruktion von Identität mag mehr als fragwürdig sein, doch ist sie für das Handeln wichtig. „Identität ist die Chance, dass Akteure ihr Handeln einer räumlich, zeitlich oder sozial strukturierten Gemeinsamkeit zurechnen und hierüber insoweit ein ‚Wir-Gefühl‘ entwickeln“[15]. „Identität ermöglicht erst die Zuordnung des Handelns auf ein gemeinsames Ziel. Das gleiche gilt für die Erinnerung“. Erinnerung setzt immer die Annahme von Identität voraus. „Derjenige oder diejenigen, welche sich erinnern, finden die Verbindung von Gegenwart und Vergangenheit über die Kontinuität der eignen Person oder Gruppe“[16].

4. Fragile badische Identität

Identität als „subjektives Gefühl“, fehlender identitätsbildender Bezugspunkt, „kulturelle Identität“, Doppelidentität

„Subjektive Vorstellung, dass ich Badener bin“ Helmut Engler

Anlässlich des 90. Geburtstages der Badischen Heimat hat Prof. Dr. Engler sich eingehend mit dem Begriff der badischen Identität auseinandergesetzt. Er schrieb: „Einen Menschen, der in Baden aufgewachsen ist und auch manche, die erst im Laufe ihres Lebens hergezogen sind, hindert das (die in Stuttgart residierende Landesregierung) aber nicht, sich als Badener zu fühlen und auf das Badische stolz zu sein. Es gibt auch heute ein Selbstbewusstsein und ein Gemeinschaftsgefühl der Badener, und hier wird das sichtbar, was man als badische Identität bezeichnen kann“[17]. Engler versuchte nicht, den Begriff der badischen Identität „objektiv zu bestimmen“, sondern hob ab auf „das Bewusstsein und Gefühl der Zugehörigkeit des Einzelnen zur Kategorie der Badener, als der Zugehörigkeit, die subjektive Vorstellung; ich bin eine Badener, Baden ist meine Heimat.“[18]. Die badische Identität bezieht sich nach Engler auf die „badische Kultur und Lebensart“[19]. Der Begriff „badische Identität“ wird durch die Definitionsmerkmale Kultur und Lebensart im vorpolitischen Raum angesiedelt. Die gefühlte, subjektive Identität entbehrt aber nach dem Verlust der politischen Eigenständigkeit des „identitätsbildenden Bezugspunktes.“ Deshalb meinen die Autoren Crivellari und Oelze, dass ein Bekenntnis zu Baden heute „meist im Umfeld der Folklore“ steht, weil dem Bekenntnis zu Baden die „politische Bedeutung“ fehle[20]. Auch P.-L. Weinacht sieht die Problematik einer badischen Identität ohne politische: „Die badische Identität, je länger der badische Staat dahin gesunken ist, desto weniger Nahrung bezieht“[21]. Weinacht hat im Jahre 2002 ausgehend vom Rhein als „natürlicher Mitte“ der badischen Regionen am Rhein eine „Doppelidentität“ des Landes[22] gefordert. „Das Land hat eine Doppelidentität, und das ist gut so, damit scheint die Trennung von kultureller und politischer Identität, die Gerd Hepp in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts vorgeschlagen hatte, wieder aufgehoben.“ Hepp wies darauf hin, dass Baden nach der staatlichen Vereinigung mit der politischen Identität nicht seine kulturelle Identität verloren habe. Daraus folgerte er: „Wenn aber die Badener kulturelle Identität und ihr Heimatbewusstsein wahren konnten … dann stellt sich aber auch die weiterführende Frage: hat sich parallel neben dem badischen ein baden-württembergisches Hei-

matbewusstsein, eine spezifisch baden-württembergische Kultur und analog ein baden-württembergisches Landes- und Staatsbewusstsein entwickelt?“[23]. Bei Hepp wird deutlich, was den Kern einer Landesidentität ausmacht; Heimatbewusstsein, Landes- und Staatsbewusstsein. Eine derartig konstruierte Identität, die das Heimatbewusstsein mit einschließt, würde letzten Endes die kulturellen regionalen Identitäten aufheben! Der Slogan des SWR „Baden-Württemberg, *da* sind wir daheim“, zielt in diese Richtung. Daheim sind wir aber nicht im Lande Baden-Württemberg, sondern höchstenfalls im Kraichgau, in der Ortenau, in der Regio oder in der Region Karlsruhe. Ich finde es nicht gut, dass das Land über den SWR eine Emotionalisierung als Zwischenphase zum Erreichen einer Landesidentität einschaltet. Daheimsein ist immer kleinräumig zu denken, niemals landesweit, staatsweit. Das suggerierte „Daheim-sein“ in Baden-Württemberg widerspricht im übrigen auch der von den Landesregierungen immer wieder propagierten kulturellen und heimatlichen Vielfalt des Landes und ihrer Identitäten.

Geht man nach Weinacht von der natürlichen Mitte der badischen Regionen am Rhein aus, dann hebt die geopolitische Sicht die Trennung von politischer und kultureller Identität auf. Das heißt: „Es gibt keine von der Politik separierte, gewissermaßen stillgelegte kulturelle Identität. Identität schließt immer Bewusstsein von gemeinsamen Werten und Bewusstsein der Gemeinsamkeit verbindlichen Entscheidungshandelns“ mit ein[24].

5. „In die Etage von Vertrauen und Heimatgefühl vordringen“

„Ein Staatsbewusstsein muss den emotionalen Lebensbezirk berühren“ Otto Borst

Otto Borst hat sich bei einem Colloquium in Freiburg (1992) mit dem Thema „Identität und Integration“ in die Diskussion eingeschaltet: Er wirft dem Land das Fehlen einer strikten und entschieden praktizierten Integrationspolitik vor. „Ein Staatsbewusstsein muss den emotionalen Lebensbezirk berühren und meint menschliche Wärme und Aufgehobenheit.“

„In diese Etage von Vertrauen und Heimatgefühl vorzudringen, wäre das höchste Geschenk für einen Bundesstaat wie Baden-Württemberg“[25]. Aber gerade ein „großräumiger Verwaltungsstaat und Wirtschaftsraum eignet sich weniger dazu, den Menschen von heute das Gefühl von Geborgenheit zu vermitteln“[26]. H. Bausinger hat dagegen die intendierte baden-württembergische Identität vom emotionalen Heimatgefühl „abgekoppelt und die Identifikation mit dem Land an die Leistungsfähigkeit gebunden.“ Die Identifikation mit dem Land kommt heute sehr viel mehr über die relativ nüchterne Orientierung an der Leistungsfähigkeit des Landes zustande.

„Folgerichtig ist man deshalb von Versuch einer eher emotionalen Gemeinschaftssymbolik umgeschwenkt zur selbstbewussten Propagierung von Leistungen, die von Badenern oder Württembergern oder von beiden gemeinsam erbracht werden“[27]. Allerdings rechnet Bausinger für die Zukunft damit, dass der bekennende Badener und der bekennende Württemberger „zum Auslaufmodell“ werden[28]. Für den badische Landesteil aber wird der bekennende Badener in Zukunft vom bekennenden Bewohner des Oberrheins abgelöst werden.

6. Einheit in der Vielfalt – Stärke und Vielfalt der Regionen

Als kleinster Nenner der Landesidentität schlug Ministerpräsident Gebhard Müller 1953 die Formel „Einheit in der Vielfalt“ vor. Unter Einheit war das Bewusstsein, zu dem baden-württembergischen Staatswesen zu gehören, zu verstehen, unter der Vielfalt die Regionen. 2002 hat Erwin Teufel die Formel wieder aufgenommen und nach der Seite der Regionen verstärkt. Baden-Württemberg stellte sich zum 50. Jubiläum seines Bestehens unter dem Titel „Vielfalt und Stärke der Regionen“ vor. In dem Vorwort zu der gleichnamigen Publikation schrieb Teufel weiter: „Baden-Württemberg ist kein zentralistischer Staat, in dem alles auf einen Mittelpunkt ausgerichtet ist. Im Gegenteil, wir sind stolz darauf, dass sich das politische, wirtschaftliche und kulturelle Leben

über das ganze Land hin verteilt". Die Formel der „Einheit in der Vielfalt" läßt eigentlich, nimmt man sie ernst, an Landesidentität nicht mehr als die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Staatswesen zu. Alle anderen Identitätsmerkmale sind aus den Regionen abzuleiten. K.-J. Matz hat deshalb zu Recht darauf hingewiesen, dass das Verfahren erfolgversprechender sei, anstelle „unhaltbarer Geschichtsmythen", „in Baden-Württemberg nicht die Einheit zu betonen, sondern die Vielfalt und Buntheit einer der nach unterschiedlichsten Traditionen reichsten Geschichtslandschaften Europas"[29].

Was die Landesregierungen aber bisher anstrebten war, eine Emotionalisierung der Landesidentität zu erreichen, nämlich in die „Etage von Vertrauen und Heimatgefühl" vorzudringen, wie Bolz das klarsichtig formulierte.

7. Regionale kulturelle Identitäten

„Wie kaum ein anderes Land lebt Baden-Württemberg von seiner regionalen Vielfalt. Sie ist der lebendige Reichtum, aus dem wir hier bis heute schöpfen können", schrieb Erwin Teufel im Geleitwort zu der Festschrift zum 50. Jubiläum des Landes[30] Unter kulturellen Identitäten können verstanden werden: „Werte, Überlieferungen, Praktiken, Orientierungen, Symbole, Erzählungen, künstlerische Hervorbringungen und Formen des Alltagslebens". Die regionalen kulturellen Identitäten, die Vielfalt im Verhältnis zur Einheit scheint damit „ruhig gestellt" zu sein. Die Haltung der Landesregierung gegenüber den kulturellen Identitäten ändert sich aber sofort, wenn diese Identität Geld kostet. Das hat eindeutig der Handschriften- bzw. Kulturstreit gezeigt. Das Land hätte in einem geplanten Deal mit dem badischen Hause Handschriften zum Verkauf freigegeben, die eindeutig die Identität der Badischen Landesbibliothek bzw. des Teillandes Baden ausmachen. Der Handschriften- bzw. Kulturstreit hat gezeigt, dass die von den Landesregierungen so wohlwollend propagierten kulturellen Identitäten im Falle ihres materiellen Erhalts sofort in Antipolitik umschlagen können.

8. „Nach aussen sind wir Baden-Württemberger"

Hauser-Hauswirth ist anläßlich des 50. Landesjubiläum der Frage nachgegangen, ob es eine gemeinsame Identität in Baden-Württemberg gebe. Sie gesteht zu, dass „für das persönliche Wohlbefinden" nicht das Land, „sondern die Region maßgebend ist". „Noch immer sind wir also Regionalisten, während seine bunte Vielfalt das Land liebenswert macht". Aber, so wird unvermittelt argumentiert: „Und es gibt eine gemeinsame Identität. Das Ganze ist mehr als seine Teile. Der Satz, der zu Beginn hinterfragt wurde („Gibt es eine gemeinsame Identität?"), stimmt also. Nach außen sind wir Baden-Württemberger[31]. Die „Landesidentität" nach außen wird mit der „Imagekampagne" der Landesregierung in Verbindung gebracht, die dazu dienen soll. „Baden und Württemberg in Wirtschaft und Tourismus (noch) erfolgreicher zu machen". Es wird vorausgesetzt, dass sich die Bürger des Landes kritiklos mit den regierungsamtlichen Image-Konzept identifizieren, denn wer könnte etwas gegen wirtschaftlichen Erfolg haben?

9. Unerlässlichkeit des Begriffes Identität

Man ist heute geneigt, den abgrenzenden und ausgrenzenden Aspekt der Identität stärker zu betonen als den gemeinschaftsbildenden. Und doch ist Identität oder das Wir-Gefühl für das Handeln der Akteure von größter Bedeutung. Identität „ist die Chance, dass Akteure ihr Handeln einer räumlich, zeitlich oder sozial strukturierten Gemeinsamkeit zurechnen und hierüber insoweit ein ‚Wir-Gefühl' entwickeln"[32].

Der Philosoph Volker Gerhardt hat zu bedenken gegeben, dass der Begriff Identität unerläßlich ist, „damit überhaupt sinnvoll von etwas gesprochen, treffend und schlüssig gedacht oder erfolgreich gehandelt werden kann, müssen wir das, worum es geht, … festsetzen"[33]. Die Identität hat zu gewährleisten, dass da überhaupt etwas ist, auf das ich mich gegenüber anderem und vor mir selbst beziehe[34]. Identität ist für gemeinsames Handeln handlungsrelevant. Das gleiche gilt für die

Erinnerung. „Erinnerung setzt immer die Annahme von Identität voraus. Derjenige oder diejenigen, die sich erinnern, finden die Verbindung zwischen der Gegenwart und Vergangenheit über die Kontinuität der eigenen Person oder der eigenen Gruppe“[35]. So ist festzuhalten, dass es bei der Option für eine badische Identität, für ein badisches Wir-Gefühl vor allem um die politische Handlungsfähigkeit des Teillandes geht. Ohne Bewusstsein eines Wir-Gefühls keine Gemeinsamkeit des Handelns

10. Identitätsstiftung

„Aus dem Defizit einer gemeinsamen historischen Identität eine Stärke machen“
Hans-Jürgen Matz

Identität wird von den Autoren, die darüber schreiben, vornehmlich an der Sprache und dem Dialekt festgemacht. So spricht W. Mossmann Baden u. a. jegliche Identität ab, weil es keine „badische Sprache“ gibt.[36]. Identität kann aus verschiedenartigen Bezugsgrößen konstruiert werden. Identitätsbildend kann z. B. auch ein Herrscherhaus sein oder die Geschichte eines Landes, schließlich auch ökonomische Faktoren. Da eine historisch begründete Identität in Baden-Württemberg nicht herstellbar war[37], machte man aus „dem Defizit einer gemeinsamen historischen Identität eine Stärke“, indem man nicht die Einheit, sondern die Vielheit und Buntheit betonte. Dieses Verfahren führte allerdings zu einer Aufspaltung in regionale kulturelle Identitäten und einer ökonomisch begründeten staatlichen Identität, „wobei die historisch-politische und ökonomische Kernmasse im altwürttembergischen Zentralraum um Stuttgart zusammenfallen“[38]. Es ist genau diese geografische und ökonomische Verortung einer etwaigen regierungsamtlichen Landesidentität, die dazu geführt hat, für die badischen Regionen eine eigene natürliche Mitte – nämlich den Rhein – zu postulieren.

Regionalisierung und Metropolregionen Badens haben es im Laufe der letzten Jahrzehnte immer schwieriger gemacht, einen gemeinsamen identitätsbildenden Bezugspunkt des badischen Teillandes aufrecht zu erhalten. So kommt denn höchstenfalls aus besonderen Anlässen eine Ad-hoc-Identität zustande, so zum Beispiel aus Anlass des Handschriftenstreits, der Gleisführung der Bundesbahn oder bei Fussballspielen[39]. Allerdings zeigt diese Tatsache auch, dass politische Entscheidungen der Landesregierung, die vom Teilland Baden negativ empfunden werden, zu einem erneuten Wir-Gefühl führen können. Da gegenwärtig ein landeseinheitlicher badischer Bezugspunkt, abgesehen von erinnerter Geschichte, fehlt, ist ein Wir-Gefühl nur über die jeweils politisch aktuelle Entscheidungslage herbeizuführen.

11. Oberrheinische Identität

„Entwicklung einer Identität, die ihre Wurzeln nicht nur in der Vergangenheit sucht, sondern sich eine eigene Zukunft schafft“
Lebenstraum Oberrhein

Identität ist zwar immer auch konstruiert, aber es ist nicht so, dass die an ihr Interessierten sie allein konstruieren könnten. Was Heiner Keupp für die Identität des Subjekts postuliert, gilt wohl auch für die kollektive Identität, nämlich dass Identitäten dialogisch zustande kommen. „Der andere ist ein lebendiger Mitschöpfer unseres Bewusstseins, unseres Selbst und unserer Gesellschaft“[40]. Identität bildet sich in der „dialogischen Selbsterfahrung in verschiedenen Lebenswelten“[41]. Auch kollektive Identität ist das jeweils vorläufige Ergebnis eines Austauschprozesses unter den Beteiligten. Identität ist kein Besitz, sondern Ergebnis eines Prozesses. Für eine badische Identität oder Identität der badischen Regionen am Rhein gilt deshalb, dass sie nur in einem dauernden Auseinandersetzungsprozess dialogisch konstruiert und am Leben erhalten werden kann. Voraussetzung, einen solchen Prozess überhaupt in Gang zu setzen, ist natürlich die begründete Existenz eines Badens in Baden-Württemberg. Das heißt, mit der Frage der Identität wird auch die Frage verhandelt, ob es im Teilland Baden noch ein Zusammengehörigkeitsgefühl gibt oder geben kann. Wenn es ein badisches Wir-Gefühl nach über 50 Jahren Baden in Baden-Württemberg noch oder wieder geben kann, dann nur im

Bezug auf den Oberrhein als eigenständigem Profil gegenüber Stuttgart und der Region mittlerer Neckar. „Zum Kern jeder Identität gehört die Überzeugung, selbst etwas Besonderes zu sein“[42]. Eine Oberrhein-Identität (identité Rhin supérieur) hat ihr reales Fundament in der besonderen geographischen Lage Badens und in der „Scharnierfunktion“ dieses Raumes[43]. Glücklicher Weise kann dann eine solche Identität auf die Polemik gegenüber den Württembergern wie auf die Trauer um die verlorene Souveränität verzichten. Eine Oberrhein-Identität ist zudem zukunftsbezogen, sie muss in der Zukunft erst noch hergestellt werden[44]. Sie befreit davon, „ihre Wurzeln nur in der Vergangenheit“ suchen zu müssen[45]. Identität unter diesen Vorzeichen ist dialogisch und prozessual (ganz im Gegensatz zu den regierungsamtlichen Bemühungen um eine Landesidentität). Sie erspart Baden, sich von einer nur historischen, engen und kleinräumlichen Vorstellung her definieren zu müssen.

Natürlich darf man sich keine Illusionen machen über die Schwierigkeiten, die eine Identität des grenzüberschreitenden Oberrheinraumes zu überwinden hat. Es ist wohl noch ein langer Weg zurückzulegen, bis die Menschen den Oberrhein als gemeinsamen „Lebens- und Handlungsraum“[46] begreifen. Der Innenwahrnehmung eines oberrheinischen Lebens- und Handlungsraumes werden Anstrengungen zur Vernetzung von Politik, Wissenschaft, Kultur und Wirtschaft vorangehen müssen.

Anmerkungen

1 Wolfgang Hug, Mit der Wohlfahrtspflege fing es an … Seit 100 Jahren schafft der Landesverein badische Identität, Momente 2/2009, S. 10.
2 Heinz Siebold, Was ist die badische Heimat? Regio 4/2009, S. 76.
3 Heiner Keupp u. a. Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identität in der Postmoderne, 1999, S. 7.
4 Lutz Niethammer, Kollektive Identität, 200, S. 16. Zitiert Luisa Passerini, 1998.
5 Thomas Meyer, die Identität Europas, 204, S. 7.
6 A. a. O., S. 10.
7 A. a. O., S. 27.
8 Formulierung nach Uwe Pörksen, Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur, 1988, Zweite Auflage.
Mit dem Terminus Plastikwörter oder amorphe Plastikwörter verbindet Pörksen die „Vorstellung von unendlicher Formbarkeit mit der einer geformten Stereotypie“. Die Hitliste der Plastikwörter beginnt mit „Identität“.
9 Lutz Niethammer, Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur, 2000, S. 631.
10 Uffelmann, Identitätsstiftung, S. 14.
11 Wenn Identitäten konstruiert sind, dann sind folgende Fragen an sie zu stellen: Wie, wovon, von wem und wozu sind sie so konstruiert? (Cäcilia Schildburg, Exploring EU-Identity).
12 Werner Gephart, Zur Bedeutung der Religionen für die Identitätsbildung, in: Religion und Identität im Prozess des Pluralismus, Hrsg. Werner Gephart und Hans Waldenfels, 1999, S. 234.
13 A. a. O., Vorwort Hans Waldenfels, S. 7.
14 Thomas Meyer a. a. O., S. 25.
15 Werner Gephart, Zur Bedeutung der Religionen für die Identitätsbildung, in: Religion und Identität.
16 Bernhard Gießen, Codes kollektiver Identität, in: Religion und Identität, S. 26.
17 Engler, Badische Identität, BH 4/1999, S. 714.
Die Konzeption einer subjektiven Identität lässt außer Acht, dass solche Identitäten „höchst störanfällig“ sind und „dauerhaft und verbindlich nur dann sein können, wenn sie flankierende Maßnahmen stützen“ K. R. Hoheisel, Identität in dialogischer Struktur und in monologischen Fundamentalismus, in: Religion und Identität, S. 46.
18 A. a. O., S. 715.
19 A. a. O., S. 719.
20 Fabio Crivellari, Patrick Oelze, Vom Kaiser zum Großherzog. Der Übergang von Konstanz an Baden 1006–1848, 2007, S. 143.
21 P.-L. Weinacht, S. 28. 40 Jahre Baden-Württemberg. Versuch einer Bilanz, Colloquium am 2. Juli 1999 in Freiburg. Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B Forschungen 134. Band, 1993. Hg. Meinrad Schaab, S. 104.
22 P.-L. Weinacht S. 28.
23 Gerd Hepp, Der badische Landesteil in Baden-Württemberg, in: Badische Geschichte vom Großherzogtum bis zur Gegenwart, 1979, S. 266.
50 Jahre Baden-Württemberg. Versuch einer historischen Bilanz.
Dankenswerter Weise wies H. Bausinger schon 1988 daraufhin, dass Baden-Württemberg zwar eine Einheit sei, aber dass sie sich nicht „auf einen einzigen Nenner herunterbügeln“ lasse (H. Bausinger, Integrationsversuche, Erfahrungen und Modelle, Allmende 20/1988, S. 19).
24 Thomas Meyer, Die Identität Europas, 2004, S. 229. „Kulturelle Identität besteht im Bewusstsein von Werten, Überlieferungen, Deutungen, Formen des Wissens und Praktiken … Politische Identität ist das Bewusstsein der Gemeinsamkeit verbindlichen Entscheidungshandelns.“
25 40 Jahre Baden-Württemberg, Versuch einer Bilanz. Colloquium am 2. Juli 1999 in Freiburg. Veröffentlichungen der Kommission für geschicht-

liche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B Forschungen, 134. Band, 1993. Hg. Meinrad Schaab.

26 H. Schwarzmaier, Die Geschichte des Landes als Auftrag zur Bildung staatlicher Identitäten. Jahrbuch für Regionalgeschichte 21 (1997/98), S. 59.

27 Hermann Bausinger, Die bessere Hälfte. Von Badenern und Württembergern, 2002, S. 244.

28 A. a. O., S. 265. In einem Vortrag vom 4. Mai 1992 kommt Bausinger zu dem Schluss, dass „eigentlich von Badenern und Württembergern … kaum mehr die Rede sei". Denn die Spätaussiedler aus dem Osten machten ein volles Viertel der Bevölkerung aus. Bezieht man die ausländischen Arbeitsmigranten und ihre Familien mit ein, „dann landet man bei einem Drittel der gesamten Bevölkerung". Abgedruckt in: Beiträge zur Landeskunde, Beiträge zum Staatsanzeiger für Baden-Württemberg, Nr. 5, Oktober 1992, S. 8.

29 Klaus-Jürgen Matz, Über die historische Identität der deutschen Bundesländer: Ein Essay, in: Der deutsch Südwesten. Regionale Traditionen und historische Identitäten Hans-Georg Wehling zum Siebzigsten, S. 224.

30 Erwin Teufel, Geleitwort, in: Baden-Württemberg Vielfalt und Stärke der Regionen. Hrsg. von Hans-Georg Wehling, Angelika Hauser-Hauswirth, Fred Ludwig Sepaintner, 2002, S. 5.

31 Angelika Hauser-Hauswirth, Gibt es eine gemeinsame Identität? Baden-Württemberg umfasst eine bunte Vielfalt traditionsreicher Regionen. 50 Jahre Baden-Württemberg.

32 Werner Gephart, Zur Bedeutung der Religionen für die Identitätsbildung, in: Religion und Identität im Horizont des Pluralismus. Hrsg. von Werner Gephart und Hans Waldenfels, 1999, S. 234.

33 Volker Gerhardt, Individualität. Das Element der Welt, 2000, S. 114.

34 A. a. O., S. 115.

35 Bernhard Gießen, Codes kollektiver Identität, in: Religion und Identität im Horizont des Pluralismus S. 26.

36 Walter Mossmann, Die große Erzählung. Vielstimmig. Über die revolutionäre Tradition in Baden, in: Badens Mitgift. 50 Jahre Baden-Württemberg, Stadtarchiv Freiburg im Breisgau, 2002.

37 Hans-Jürgen Matz, Über die historische Identität der deutschen Bundesländer: Ein Essay, in: Der deutsche Südwesten. Regionale Traditionen und historische Identitäten. Hans-Georg Wehling zum Siebzigsten, S. 205 ff.
Das Land Baden-Württemberg versuchte mit der Wahl des Landeswappens und der Organisation großer vielbeachteter Ausstellungen dem Land eine historische Tradition in Gestalt des schon 1268 untergegangenen Herzogtums Schwaben zu geben.

38 A. a. O., S. 224.

39 „Im Jubiläumsjahr brachte erst der geplante Verkauf von mittelalterlichen Handschriften aus der badischen Landesbibliothek, der helfen sollte, den Familiensitz der heutigen Markgrafen in Salem finanziell zu sichern, Baden richtig in die Schlagzeilen. Und manches Mal war die Empörung von badischem Lokalpatriotismus gefärbt. Vielleicht stiften heute ja nicht mehr politische Feste Identität, sondern Skandale" (Crivellari/Oelze, Vom Kaiser zu Großherzog, 2007, S. 9).

40 Heiner Keupp, Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Postmoderne, 1999, S. 98.

41 A. a. O., S. 99.

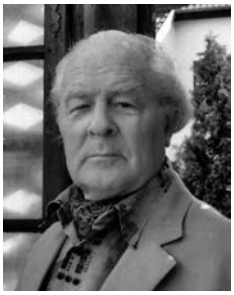
42 Karl Robert Hoheisel, Identität in dialogischer Struktur, in: Religion und Identität, 1999, S. 48.

43 Lebensraum am Oberrhein … eine gemeinsame Zukunft Raumordnung für eine nachhaltige Entwicklung 1999, S. 134 („Un espace charnière). Zielbewusstes Handeln zugunsten der Verwirklichung einer effizienten grenzüberschreitenden Zusammenarbeit, der Entwicklung von gemeinsamen Grundsätzen und einer Identität, die ihre Wurzeln nicht nur in der Vergangenheit sucht, sondern sich eine eigene Zukunft schafft". A. a. O., S. 134.

44 „Mein Wunsch würde lauten: dass die besondere Lage des alten Landes Baden nicht nur unter historischen Aspekt betrachtet wird, sondern unter der Perspektive, dass der Oberrhein eine Zukunftsschiene ist" (Gernot Böhme, Ich habe die Badenfrage nie bemüht. Momente 1/02, Sonderausgabe 50 Jahre Baden-Württemberg, S. 68).

45 A. a. O., S. 13.

46 A. a. O., S. 10 (l'espace de vie et d'action).
Die Studie Lebensraum Oberrhein schlägt vor, vor allem die „kulturelle Ausstrahlung des Oberrheins" zu stärken und die Zweisprachigkeit zu fördern. Wichtig wäre auch die „regelmäßige Herausgabe eines zweisprachigen Kultur- und Fremdenverkehrsführers und eines Veranstaltungskalenders" (S. 137).

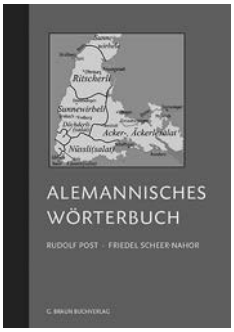


Anschrift des Autors:
Heinrich Hauß
Weißdornweg 39
76149 Karlsruhe

Helmut Engler

Ansprache bei der Vorstellung des Alemannischen Wörterbuchs

25. September 2009 in Oberried



Der Landesverein Badische Heimat hat zusammen mit der Muettersproch-Gsellschaft das Alemannische Wörterbuch für Baden herausgegeben, das als Band 2 seiner neuen Schriftenreihe soeben erschienen ist. Ich vertrete den Präsidenten des Landesvereins, Herrn Dr. Sven von Ungern-Sternberg, der zu seinem großen Bedauern heute verhindert ist. Die Aufnahme dieser Buchvorstellung in die Alemannische Woche in Oberried lag auch deshalb nahe, weil Herr Bürgermeister Franz-Josef Winterhalter auch Präsident der Muettersproch-Gsellschaft ist. Auch für diese bin ich kein Fremder, ich bin schon fast seit ihrer Gründung Vereinsmitglied.

Als erstes will ich die Autoren des Wörterbuchs, Herrn Dr. Rudolf Post und Frau Friedel Scheer-Nahor, nennen und sie zu ihrem großartigen Werk beglückwünschen. Man kann das Buch aufschlagen, wo man will, und erkennt sofort, mit welcher Sorgfalt und Sachkenntnis die einzelnen Wörter erläutert sind, wobei oft dem Umstand Rechnung getragen werden mußte, daß die alemannische Sprache in ihren Verbreitungsgebieten mitunter beträchtliche Unterschiede aufweist. Mit der „Gliederung des Alemannischen“ hat sich ja schon Ernst Ochs, einer der großen Mundartforscher, vor hundert Jahren beschäftigt. Jedem, der sich mit dem Alemannischen befaßt, ob es „si Muettersproch isch oder nit“, sei auch die Einführung in das Wörterbuch empfohlen.

Schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatte man begonnen, den Wortschatz des Alemannischen zu sammeln, und ich will nur einige Namen von Gelehrten nennen, die sich schon in jener frühen Zeit bemüht haben, den Wörterbestand im badischen Sprachraum zu erfassen, etwa Friedrich Kluge, dem wir auch das große Etymologische Wörterbuch der deutschen Sprache verdanken, und Ernst Ochs – aber auch Ludwig Sütterlin, Alfred Götte und Friedrich Wilhelm. Im Vorwort zum Badischen Wörterbuch erwähnt im Jahr 1925 Ernst Ochs beiläufig die volkskundliche Umfrage, die Friedrich Kluge 1894 an viele Stellen hinausgegeben hat, und deren Beantwortungen, „z. Zt. vom Verein Badische Heimat verwaltet“, reiche Beute ergeben hätten. Der Landesverein war also schon in früher Zeit an der Erfassung des alemannischen Wortschatzes beteiligt.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich habe das Alemannische Wörterbuch als Band 2 der Schriftenreihe des Landesvereins Badische Heimat genannt und die große Leistung der Autoren hervorgehoben. Dabei könnte ich es eigentlich bewenden lassen. Das bringe ich aber nicht fertig. Erlauben Sie mir wenigstens noch, ein Wort zum Thema Sprache zu sagen und noch ein paar kurze Bemerkungen zu Einzelheiten der alemannischen Sprache zu machen!

Sprache darf auch heute nicht als bloßes Mittel der Verständigung und der Übermittlung von Nachrichten aufgefaßt und benutzt werden. Sprache ist vielmehr ein Stoff der Kunst, aus dem großartige Werke geschaffen werden können und geschaffen wurden, die die

Kultur ebenso prägen wie die Werke der bildenden Kunst und der Musik. Von dem, was man in jungen Jahren aufgenommen hat, zehrt man ein Leben lang. In einer Betrachtung über das Glück hat Hermann Hesse die Sprache als persönliches Eigentum des Menschen bezeichnet. Ich nenne nur die Balladen, die uns im Gedächtnis geblieben sind, auch wenn vielleicht das Auswendiglernen in der Schule als lästig empfunden wurde. Ich denke an große Bühnenwerke und Prosaschriften. Ich nenne hier nur den uns besonders nahestehenden Johann Peter Hebel, etwa sein „Unverhofftes Wiedersehen" oder „Kannitverstan", aber auch seine alemannischen Gedichte, etwa die große „Vergänglichkeit".

Über das Alemannische gäbe es viel Interessantes zu sagen. Ich will zunächst nur auf eine Eigenheit hinweisen, die die Verbformen der Vergangenheit betrifft. Es gibt keine Erzählzeit, kein Imperfekt, jedenfalls nicht im Indikativ. Man sagt nicht „Ich ging, er kam", sondern „I bin gange, er isch kumme". Wenn die Bewohner der Villa Romana bei Heitersheim einen dort ansässigen Nachbarn gebeten hätten, Caesars berühmtes „Veni, vidi, vici" zu übersetzen, hätte er also nicht „Ich kam, sah und siegte" gesagt, sondern „I bin chuu, i ha gsehne und i ha gwunne".

Die sorgsame und differenzierte Arbeit der Autoren des Wörterbuchs habe ich bei dem Wort „Ätti" bewundert. Von meinem Vater (er stammte aus Köndringen) hatte ich gelernt, daß der Ätti der Großvater ist. Dann sah ich, daß Johann Peter Hebel seinen Allemannischen Gedichten Worterklärungen beigegeben hat, in denen es beim Wort „Ätti" heißt „Vater". Altdeutsch: „Atta". Das hat mich zu dem überheblichen Satz gebracht: „Hier irrt Hebel". Jetzt habe ich im Wörterbuch gesehen, daß das Wort – je nach dem regionalen Brauch – sowohl „Vater" als auch „Großvater" bedeuten kann.

Eine Besonderheit, auf die auch das Wörterbuch beim Stichwort „zwei" zu sprechen kommt, ist die verschiedene Form dieses Zahlworts (und des ihm entsprechenden „beide") je nachdem, bei welchem Hauptwort sie stehen. Man spricht von „zwee Manne", „zwo Fraue" und „zwei Chinder" und „all bed Ochse, all bod Chieh, un all beid Chälber". Diesen Unterschied finden wir auch in Martin Luthers Bibelübersetzung, wo es heißt „Zween Jünger gingen nach Emmaus" oder wenn von „Jakob und seinen zwo Schnuren" die Rede ist (die Schnur ist die Schwiegertochter).

Und jetzt komme ich endlich zum Schluß. Ich hatte überlegt, ob ich ein alemannisches Gedicht vortragen könnte, wobei ich natürlich an Johann Peter Hebel dachte, las dann aber in der Einführung zum Wörterbuch, das Hebel-Alemannische werde „von vielen als das Alemannische schlechthin verabsolutiert, was aber dem Reichtum und der Vielfalt des alemannischen Spracheraums nicht gerecht würde".

So will ich auch mit einem Dichtwerk schließen, das nicht von Hebel stammt, das auch nicht ernst genommen werden will, nämlich mit einem alemannischen Studentenlied, das einen in einer bestimmten Beziehung staunen läßt.

Unter dem Titel „Das Lied vom Vehrele" findet man zwölf Strophen in reinem Alemannisch. Die erste lautet:

„Do hen se de Vehrele ins Exame gno,
Do het der Vehrele gseit:
Sie were mi scho wieder goh, losse go
so het der Vehrele gseit."

Hier kommt das Wort „go" vor, das ein wenig versteckt im Stichwort „ge" in Hubert Baums Alemannischem Taschenwörterbuch zu finden ist. Unsere Autoren lassen es aber auch hier nicht fehlen; auch sie wissen, daß „go" entweder als „Infinitiv-Partikel" oder in einer bestimmten adverbialen Funktion eine Rolle spielen kann. Das hat mir dann auch wieder sehr imponiert!

Nun aber das zweite, für mich doch sehr Erstaunliche! Das Lied vom Vehrele (wohl eine Verkürzung des Vornamens Xaver) steht im Allgemeinen deutschen Commersbuch, das (jedenfalls in der ersten Auflage) bei Moritz Schauenburg in Straßburg schon im Jahr 1858 erschienen ist; es war seiner Bestimmung entsprechend bei Studenten aller deutschen Universitäten verbreitet. Es ist schon sehr erstaunlich und nicht allen, die alemannische Dichtung sammeln, bekannt, daß man in einem so alten Liederbuch mit mehreren hundert Studentenliedern und Volksliedern ein ale-

mannisches Gedicht findet, das aus zwölf Strophen besteht, von denen ich jetzt nur noch zwei vortragen will: So heißt z. B. die vierte Strophe:

Do hen si ne gfrogt nach der Astronomie,
Do het der Vehrele gseit:
Im Sterne gits der beschte Wii
So het der Vehrele gseit.

Nachdem Vehrele in allen Prüfungsfächern gezeigt hat, daß er offensichtlich kein ernsthafter Student ist, sondern mehr vom Wein als von den Studienfächern hält, geht es so zu Ende:

Do hen se de Vehrele zur Tür nus keit,
Do het der Vehrele gseit:
„I ha's ja glich vo Anfang gseit",
So het der Vehrele gseit.

Und jetzt will ich einem ähnlichen Schicksal entgehen und freiwillig diesen Platz räumen; haben Sie vielen Dank für das geduldige Zuhören!

Anschrift des Autors:
Min. a.D. Prof. Dr.
Helmut Engler
Neumattenstraße 5
79102 Freiburg i. Br.

Volker Schupp, Nachträge zu den Iwein-Bildern des Maltererteppichs

Was die Badische Heimat über viele Zeitschriften hinaushebt, ist die erfreuliche Tatsache, dass man immer wieder Leute trifft, die einen auf einen Aufsatz ansprechen. Die Gespräche kann ich nicht wiedergeben, aber ich habe auch Zuschriften von Kollegen bekommen, die Probleme der Deutung und vielleicht Grundsätzliches zur Lektüre solcher Bildwerke aufzeigen. Sie sind gewissermaßen die Diskussion nach der Führung (s. Badische Heimat 3/2008, S. 336–347). Ich gebe sie hier wieder und hebe anschließend die mir wichtigsten Gesichtspunkte heraus. Es ist wohl nicht möglich, alle anzusprechen.

Dr. Christoph Mackert von der Universitätsbibliothek Leipzig:

Lieber Herr Schupp,
was die Deutung des zweiten Iwein-Medaillons auf dem Malterer-Teppich angeht, so überzeugt mich Ihr Lösungsvorschlag völlig. Die Figurenkonstellation und der inhaltliche Zusammenhang mit der voranstehenden Zweikampfszene legten ja schon immer nahe, daß es sich um die Einführung Iweins bei Laudine handeln müßte. Und die von Ihnen angeführten mittelalterlichen Vergleichsbilder, in denen Ringe als Verweis auf Eheschließung dienen, sind eine gute Stütze für die These, daß der Ring die Anbahnung der Heirat durch Lunete symbolisiert und sich nicht auf einen der Ringe der Iwein-Handlung bezieht.

Was allerdings die Bedeutung der beiden Iwein-Medaillons innerhalb des Teppich-Bildprogramms angeht, sollte man nach meiner Ansicht noch etwas weiterdenken und nicht allein auf Lunetes List abheben. Denn was bleibt, ist ja die Sonderstellung der Iwein-Geschichte, die nur hier im Kontext der Frauenlisten/Minnesklaven erscheint. Und auch im Maltererteppich fügt sie sich nicht bruchlos ein, vielmehr bricht die abgebildete Iwein-Handlung das Schema der listigen Frauen, wie es von den drei vorangehenden Medaillon-Paaren vorgegeben ist, in doppelter Hinsicht auf. Zum einen unterscheidet sich das, was Iwein widerfährt, insofern grundlegend von dem Schicksal der anderen männlichen Protagonisten, als Iwein nicht Stärke, Ansehen oder Reputation einbüßt, sondern er infolge des Handelns der listigen Frau Lunete ein Königreich und eine Frau gewinnt – Auf- statt Abstieg also. Zum anderen findet damit zusammenhängend in Hinblick auf die weibliche Rolle eine Dissoziation statt, da anstelle der einen nun zwei Frauen in Erscheinung treten und die Aspekte Liebe und List auf diese beiden verteilt werden. Erst dieses Aufsplitten ermöglicht es erzähltechnisch, daß die Liebeskomponente nicht zu einer Schädigung des Mannes führt, da sich die Liebe nicht mehr auf dieselbe Frau richtet, die den Einsatz der List verkörpert.

Mit anderen Worten: das traditionelle Weiberlisten-Schema wird aufgebrochen und hin zu einem positiven Verlauf verändert. Die Iwein-Handlung endet dank der listigen Frauenklugheit mit einem Happy End, nicht mit der Depotenzierung des Mannes. Wird damit nicht, frage ich mich, die misogyne Stoßrichtung verlassen? Bekommt der Teppich zum Schluß der Erzählreihe hin nicht vielmehr eine Wendung ins Augenzwinkernde, ja fast Humoristische, wenn der „Schaden" für den Mann darin besteht, daß er eine (geliebte und ihn liebende) Frau heiratet und zusammen mit ihrer Hand eine Landesherrschaft erhält?

Und wenn ich spekulieren darf: Würde ein solches Umlenken des Schemas nicht gut zu einer Funktion im Rahmen einer Hochzeit passen, wie sie wiederholt für den Maltererteppich erwogen wurde? Freilich ist da noch das Medaillon mit der Jungfrau und dem Einhorn, dessen Funktion zu überdenken wäre, wenn das Iwein-Bild die List zur Heirat hin zeigt, und auch der

Blumenschmuck mit Rosen und Lilien müßte in die Überlegungen einbezogen werden.

In jedem Fall bliebe zu diskutieren, in welchem Kontext eine solche versöhnliche Modifikation des Weiberlisten-Motivs vorzustellen ist und ob die gängige Deutung des Teppichs als Warnung vor der irdischen Liebe aufrechterhalten werden kann, wenn man Ihre Identifikation des zweiten Iwein-Medaillons akzeptiert. Immerhin war das Bildprogramm so beschaffen, daß sich ein berühmter Freiburger und eine mit ihm wie auch immer verbundene Frau flankierend neben Bildern von Frauenlist in prominenter Weise haben nennen lassen.

Prof. Dr. Hans Szklenar, Deutsches Seminar der Universität Heidelberg:

… Ich halte Ihre Interpretation auf Lunete hin für sehr überzeugend; sie ist weit eher die Vertreterin der Weiberlist als Laudine, obwohl natürlich diese es ist, die den Helden – jedenfalls für einige Zeit durch den Ringentzug und den Zwang zum zweiten Aventiurestress – ins Unglück stürzt, wie es die bösen Weiber Dalila, Phyllis und die „Tochter" des Augustus auf Dauer tun. Denn da sehe ich eben immer noch eine offene Frage, was die Anreihung der Geschichte Iweins an die drei andern betrifft: Durch Lunetes List wird ja Iwein nicht geschädigt, wie es Samson, Aristoteles und Vergilius durch die bösen Weiber ihrer jeweiligen Geschichte werden. Auch fehlt bei Iwein die herausragende Eigenschaft, wie sie in Samsons Stärke, des Aristoteles Weisheit und des Vergilius Zauberkunst besteht. Er passt einfach nicht in die Reihe, wonach männliche Stärke (Samson) und Weisheit (echte und teuflische, Aristoteles und Vergilius) der weiblichen List unterlegen sind. Ich fürchte, Sie müssen noch eine dritte Abhandlung über den Malterer-Teppich schreiben!

Das will ich im Augenblick nicht, dafür sollen diese Bemerkungen stehen.

Prof. Dr. Alain Fauré, Universität Nizza mit Verweis auf die Dame mit dem Einhorn im Pariser Musée de Cluny:

Könnte die Bedeutung der Personen im Freiburger Teppich ganz einfach folgende sein: Allein die reine und keusche Frau braucht keine Frauenlist dazu, dass sich die Männer auf ihrem Schoß niederlassen. Aber die Dinge sind sicherlich komplizierter.

Alle Briefe gehen nun davon aus, dass das zweite Iweinbild die zur Hochzeit führende Vorstellung des Iwein bei Laudine ist und sehen trotzdem Diskrepanzen. Die Gedankengänge sind schlüssig. Es ist ohne Zweifel richtig, dass Iwein nicht gut in die Reihe der Weiberlisten passt, weil die List nicht Laudine eignet, sondern der handelnden Lunete. Das habe ich aber als Aussage des Teppichs, mit Wolfram untermauert, darstellen können. Gewiß, bei Iwein kann man weiterdenken, er gewinnt und verliert wieder durch Lunetes List. Die anderen Männer stehen schlechter da. Hier hat sich unmerklich der Focus verschoben. Wir betrachten nun die Minnesklaven, nicht die Weiberlisten. Und im Minnesklaven-Topos kommen ja die Männer der übrigen Paare auch sonst vor, Iwein und Laudine aber nicht. Sie werden also in den Zusammenhang des Malterer-Teppichs eingepasst, ja hineingepresst. Man kann daran mit Recht Kritik üben. Sollten übrigens Minnesklaven in eine Reihe gestellt werden und fehlte noch der eine, zeitgenössische, so würde sich Hartmanns Erec anbieten, der wirklich einer war, von der Schönheit seiner Gattin Enite aus der Bahn seiner Herrscherpflichten geworfen. Enite aber ist alles andere als ein listiges Weib. Man sollte also vielleicht diese Betrachtung zurücktreten lassen.

Der Entwurf des Teppichs hat das Minnesklaven-Schema zur Weiberlist verkehrt. Die Frauen handeln, den Männern geschieht etwas.

Dalila beraubt den starken Samson seiner Kraft, Phyllis macht Aristoteles als Reittier lächerlich, die Römerin lässt Virgilius am Turm hängen, und Lunete ist eben so raffiniert, dass es ihr gelingt, Iwein mit der Witwe des von ihm getöteten Askalon zu verkuppeln.

Bei Iwein kehrt der Entwerfer den frauenfeindlichen Aspekt in einen positiven um, – Lunete bleibt edler als die andern Frauen – oder er hat tatsächlich die negative Einstellung gegenüber ihrer List (was mir wegen der Wolfram-Stellen das Nächstliegende scheint) und wird dann mit dem Problem des Iwein-Glückes nicht ganz fertig, wenn er die (manipulierte) Hochzeit nicht ironisch sehen will.

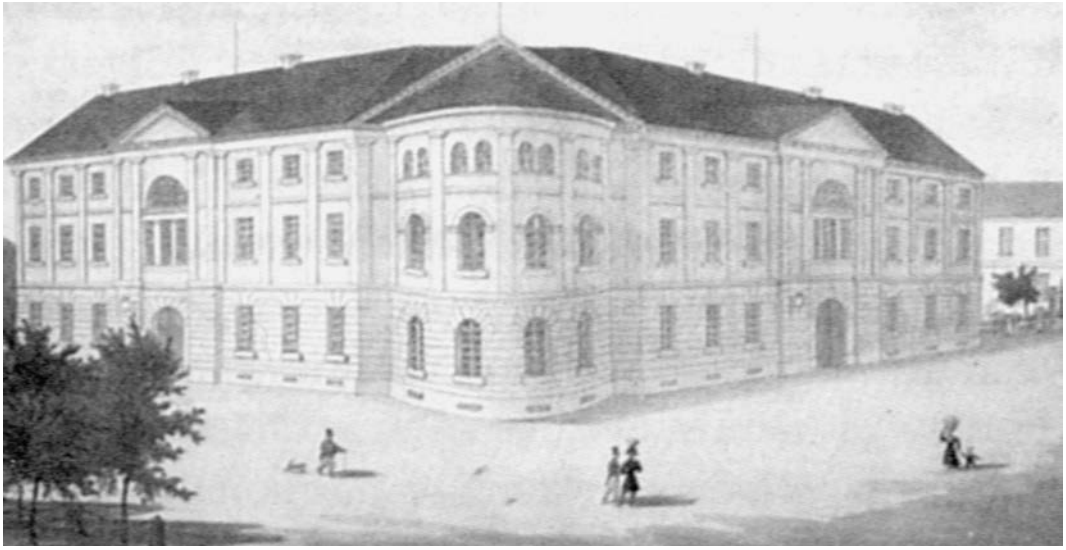
Hier sind Leerstellen bei der bildlichen Darstellung. Außer der Konsequenz des Ganzen, d. h. mit Hilfe der Tendenz bei den übrigen Paaren, gibt es keine Möglichkeit, sie plausibel aufzufüllen. Und ob die Konsequenz an einer Stelle verlassen ist, wird kaum nachweisbar sein, wie auch Ironie nicht darstellbar ist.

Hätte doch der Erfinder die Dame mit dem Einhorn statt ihres bloßen Sprechgestus wirklich sprechen lassen, das Bild durch das Wort ergänzt! Dass das Einhorn seinen Kopf in den Schoß der Jungfrau legt, bleibt ja auch teilweise uneingelöst. Gibt es hier wirklich einen Gegensatz zu den anderen Frauen, angedeutet durch das offene Haar gegenüber der Netzfrisur? Oder wird ein gängiges Muster eben so verwendet, dass sich der Betrachter seinen Reim darauf machen kann?

Die Frage, ob das Werk nicht ein Hochzeitsteppich war, liegt natürlich bei meiner Deutung des Ringes nahe. Die Vermutung ist schon öfters geäußert worden. Ich kann sie nicht ganz ausschließen, möchte ihr deswegen nicht zustimmen, weil es für die Hochzeiter nicht gerade charmant wäre, den Grund in der List der Bediensteten zu sehen, weil ich auch gar keine Vorstellung habe, wie lange die Herstellung des Teppichs gedauert hat, und weil wir im Gegensatz zu den anderen Damen der Malterer, deren gute Partien zum gesellschaftlichen Aufstieg des Geschlechtes wesentlich beigetragen haben (s. Anm. 3, B. Bigott), von dieser einen Anna nur wissen, dass sie mit ihrer Habe ins Kloster eingetreten ist. Wenn sich Johannes Malterer mit diesen Bildern zusammen (als Stifter) auf ein Repräsentationsstück als Wandschmuck bringen lässt, so scheidet jeder Identifikationsgedanke aus.

Gedenktage Badischer Geschichte

Redaktion: Heinrich Hauß



Vor 200 Jahren

Novemberedikt vom 26. November 1809 – „Zentraler Akt der inneren Staatsgründung“ (Gall)

Von Brauers Organisationsedikten (1803) zu Reitzensteins Novemberedikt (1809)

Die territorialen Gewinne seit 1803 und die verschiedenen Verwaltungstraditionen, die mit den neu erworbenen Gebiete verbunden waren, erforderten eine Vereinheitlichung. Die Neuordnung der Verwaltungsorganisation war deshalb eine zentrale Aufgabe Badens, besonders in der „Rheinbundzeit“ (1806–1813).

Die Reorganisation der Verwaltung vollzog sich in drei Phasen: 1803, 1807 und 1809 und lag in der Verantwortung von Regierungsbeamten wie Brauer und Reitzenstein. Eine Ausnahme bildet Württemberg, dort war König Friedrich (1754–1816) für die Organisation allein verantwortlich.

Der „bedächtige“ Friedrich Brauer stellt „in vieler Hinsicht den Gegentypus“ zu den entschiedenen, „stürmerischen“ (Thomas Nipperdey) Reformer Freiherrn von Reitzenstein dar „und zugleich wie dieser steht er für eine jeweils spezielle Verhaltensweise der aufgeklärten Beamtenschaft“ (Lothar Gall). Blieb auch das „schonend behutsame Vorgehen“ Brauers erfolglos, so schuf Brauer doch mit den Organisationsedikten „die Voraussetzungen für eine neue Staatsorganisation geschaffen“. (H. Schwarzmaier).

Nach den neu erworbenen Gebieten wurde es notwendig, die neu erworbenen Gebiete mit den alten zu vereinigen, unterschiedliche Gesetze anzugleichen und die verschiedenen Verwaltungen einzugliedern. Die „gewaltigen Probleme der staatsrechtlichen Unitarisierung“ (H.-U. Wehler) versuchte der konservative Hofratsdirektor Friedrich Brauer (1754–1813) mit 13 Organisationsedikten in der Zeit vom 4. Februar–13. Mai 1803 und sieben Konstitutionsedikten (1807) zu bewältigen. Die Organisationsedikte erschienen im Druck unter dem Titel „Kurfürstlich Badische Landesorganisation in 13 Edikten samt Beylagen und Anhang“. „Sie zeichnen sich allesamt durch einen großen Respekt Brauers vor den Institutionen und Traditionen des Alten Reichs aus. Wo immer es möglich war, bewahrte er sie. Es ging ihm darum, die verschiedenen Traditionselemente der einzelnen Landesteile bei dem staatlichen Neubau zu berücksichtigen und althergebrachte Institutionen mit neuen Einrichtungen zu verbinden, um auf diesem Wege den Untertanen den Herrschaftswechsel zu erleichtern. Jede überflüssige Schmälerung der Rechte der neuerworbenen Lande vermied er, ganz im Gegensatz zu anderen süddeutschen Regierungen“ (Christian Würtz). Die Verwaltungsstruktur der Markgrafschaft einfach auf die neu erworbenen Gebiete auszudehnen, wäre nicht ratsam gewesen, da es Widerstand gegen die Intergrationsabsichten hervorgerufen hätte. Der „schonend behutsame Reformkurs“ (E. Fehrenbach) Brauers, der wohl auch im Sinne Karl Friedrichs war, war zunächst wohl angemessen, obwohl auf diese Weise „eine zentrale Lenkung des Staates nicht durchsetzbar war“ (E. Fehrenbach). So hat denn Brauer drei Provinzen als Verwaltungseinheiten geschaffen, die badische Markgrafschaft, die badische Pfalzgrafschaft am Rhein und

das „obere Fürstentum“ (Fürstentum am Bodensee) mit Sitzen in Karlsruhe, Mannheim und Meersburg. Anders das Novemberedikt Reitzensteins von 1809.

Franz Schnabel urteilte über die „rheinbündische Staatskunst“ Reitzensteins: „Es war die Zeit für Männer der kühlen Ratio für politische Künstler, die den Staat als Kunstwerk aufbaute, nachdem die historisch gewordene Staatenwelt zusammengebrochen war.“

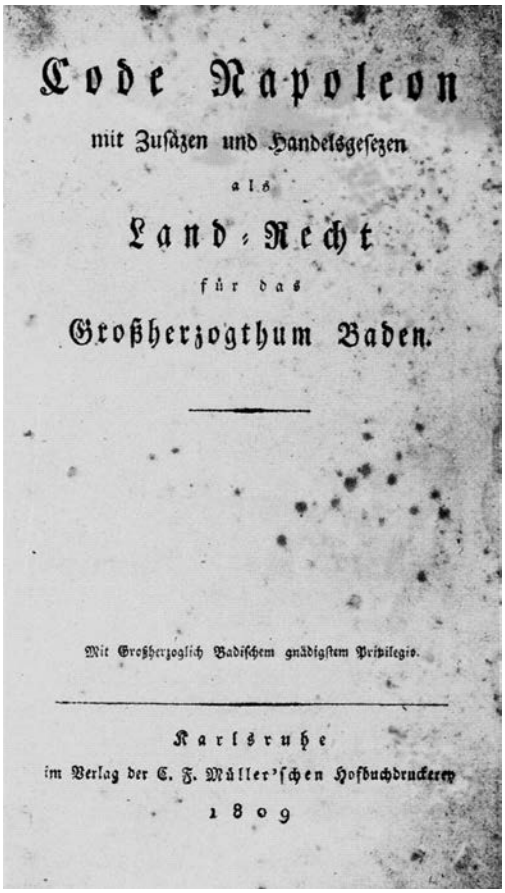
Was bedeutet das Reitzensteinsche Reformwerk von 1809?

1. Nach L. Gall sollte das Reformwerk zu einem „zentralen Akt der inneren Staatsgründung“ werden. Die Reform schuf die verwaltungstechnische Integration des neuen Territoriums, indem es „die regionalen Herrschaftsbereiche beseitigte und die Staatsmacht zentralisierte“ (E. Fehrenbach).
2. „Die Mächte der Staatsräson, die Aufklärung schlechthin gerieten mit Reitzenstein zur Herrschaft“. Die Reformen sind „ein rechtes Erzeugnis rheinbündischer Politik“ (W. Andreas), indem die Verwaltung nach französischem Vorbild organisiert wurde.
3. Schließlich bedeutet die rücksichtslose, energische Politik Reitzensteins das Ende des Brauerschen Versuchs, traditionelle Strukturen möglichst zu übernehmen. Es stellte sich heraus, dass es gar nicht möglich war, bei den bunt zusammengewürfelten Herrschaftsgebieten bei der Verwaltungsorganisation „Tradition und Fortschritt ‚organisch‘ zu verbinden“ (E. Fehrenbach). Eine „revolution administrative“ war unumgänglich.

Literatur

Christian Würtz, Johann Niklas, Friedrich Brauer (1754–1813). Badischer Reformer in Napoleonischer Zeit, 2005.

Hans Merkle, Der „Plus-Forderer“. Der badische Staatsmann Sigismund von Reitzenstein und seine Zeit, 2006.


Code Napoleon
mit Zusätzen und Handelsgesezen
als
Land-Recht
für das
Großherzogthum Baden.

Mit Großherzoglich Badischem gnädigstem Privilegio.

Karlsruhe
im Verlag der C. F. Müller'schen Hofbuchdruckerey
1809

Code Napoleon als Land-Recht

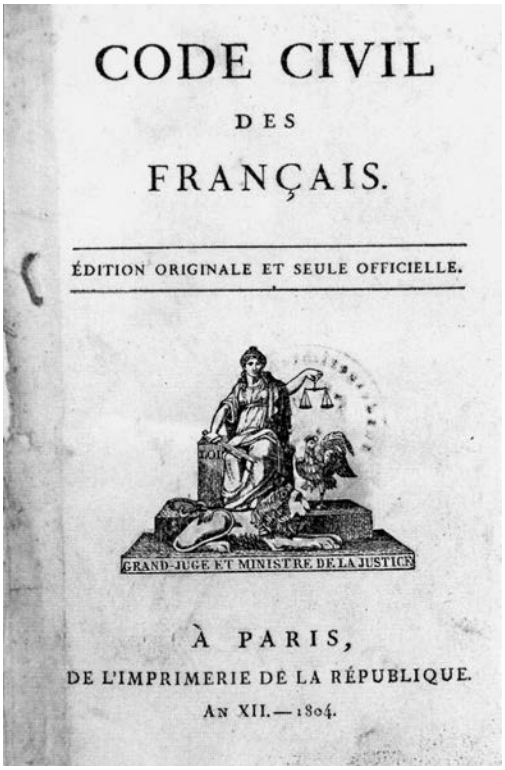
Am 1. 1. 1810 wurde der Code Napoleon als Landrecht für das Großherzogtum Baden in Kraft gesetzt

Eine der stärksten und lebendigsten Klammern um das junge, so heterogen gestaltete Großherzogtum

„Baden kann sich rühmen, in eigenständiger Weise das erste Tochterrecht des Code Civil und das einzige auf deutschem Boden geschaffen zu haben“ (Norbert Gross). Die badische Bearbeitung des Code Napoleon war die einzig erfolgreiche Rezeption des französischen Gesetzbuches.

Am 21. 3. 1804 wurde das Zivilgesetzbuch, der Code Napoleon veröffentlicht, das die Grundgedanken der französischen Revolution übernahm – Gleichheit vor dem Gesetz, Trennung von Staat und Kirche, Zivilehe, Anerkennung des Individuums und des Eigentums. Die große geschichtliche Bedeutung vornehmlich des Code Napoleon liegt darin, „dass er die freie Bewegung der Person und des Eigentums sowie die Gleichheit vor dem Gesetze zur Grundlage eines neuen und einheitlichen bürgerlichen Rechts gemacht und diese Grundsätze im einzelnen ausgeführt und dargestellt hat“ (Schnabel).

In der Rechtspolitik verkörperte der Code Civil vom März 1804 „eine revolutionäre Herausforderung“. Denn dieses „erste Gesetzbuch eines ständefreien Staates sollte auf Wunsch Napoleons als Assimilationsmittel der französischen Hegemonialpolitik eingesetzt werden, um in der mitteleuropäischen Einflusssphäre eine staatenübergreifende Homogenität der Rechtsverhältnisse zu erzielen“ (Hans-Ulrich Wehler). Napoleon empfahl den Rheinbundstaaten die Einführung des Code Civil. Die Neuerwerbungen Badens machte eine Rechtsvereinheitlichung notwendig, da eine Vielheit von Rechtsordnungen nun nebeneinander bestand. So zum Beispiel das baden-badische Landrecht, das Pfälzer Landrecht, das baden-durlachische Landrecht, österreichisches, württembergisches, kurpfälzisches Recht. So entschied Carl-Fried-


CODE CIVIL
DES
FRANÇAIS.

ÉDITION ORIGINALE ET SEULE OFFICIELLE.

GRAND-JUGE ET MINISTRE DE LA JUSTICE

À PARIS,
DE L'IMPRIMERIE DE LA RÉPUBLIQUE.
AN XII. — 1804.

Code Civil des Français

Erläuterungen
über den
Code Napoleon
und die
Großherzoglich Badische
bürgerliche Gesezgebung
von
Dr. J. N. Fr. Brauer,
Großherzoglich Badischem Staatsrath, Ministerial-Direktor
und Präsidenten der Gesezgebungs-Kommission.

Erster Band
Personen und Sachen-Recht
oder
über Saz 1 — 710.

Karlsruhe,
bei Christian Friedrich Müller.
1809.

Code Napoléon

rich am 18. 3. 1808, „dass bei dem Mangel eines allgemeinen Gesetzbuches den Code Napoleon mit den nötigen Modifikationen zu adoptieren.“ Am 5. 7. 1808 wurde Nikolaus Friedrich Brauer (14. 1. 1754 – 17. 11. 1813) zum Vorsitzenden einer Gesetzgebungskommission ernannt. Denn der Staatsrat Brauer griff die Empfehlung, die mit seinen eigenen Gedanken parallel lief, gern auf. Das badische Landrecht, das Brauer an die badischen Verhältnisse anpasste, wurde zu einem „monumentalen Werk“, das in der „Folgezeit eine der Klammern bildete, die das badische Land in allen seinen Teilen zusammenhielt“ (H.-M. Schwarzmaier). Zur Rezeption des Code Civil als badisches Landrecht trugen die 500 Brauerschen Zusätze zum Code Civil bei, die rund 1/5 des Gesamtwerks ausmachten und die das Recht des Code Civil in wesentlichen Punkten änderten oder ergänzten.

Am 1. 1. 1810 trat das Werk Brauers als „Code Napoleon mit Zusätzen und Handelsgesetzen als Landrecht für das Großherzogtum Baden“ in Kraft. Zur erfolgreichen Einführung des Code Napoleon trugen auch Brauers „Erläuterungen“ über den Code Napoleon und die Großherzoglich Badische bürgerliche Gesetzgebung bei. Sie erschienen zwischen 1809 und 1812 in sechs Bänden.

In seiner Gesamtwürdigung von Brauers Schaffen schreibt Christian Würtz: „Ohne Brauers Leistung hätte Baden noch lange auf ein zeitgemäßes, den Bedürfnissen des Landes entsprechendes Zivilrecht warten und mit der höchst nachteiligen Rechtszersplitterung leben müssen. Allein dieses Gesetz sichert Brauer einen Platz unter den großen badischen Juristen.“ Und Fritz Sturm interpretiert Brauers Landrecht als einen „Meilenstein in der deutschen Rechtsgeschichte.“

„Die Wirkungsgeschichte des Code verdeutlicht seine Rolle beim Übergang vom absolutistischen Obrigkeitsstaates zum Rechts- und Verfassungsstaat des 19. Jahrhunderts. Denn ein Staat, der seinen Untertanen im Zivilrecht nach dem Prinzip der Gleichheit behandelte, durfte ihnen diesen Rechtsgrundsatz im politischen Leben nicht verweigern. Von diesen Überlegungen führte eine direkte Linie zur badischen Verfassung von 1818“.

Literatur

Code Napoleon – Badisches Landesrecht. Wegbereiter deutscher Rechtsgeschichte. C. F. Müller-Verlag, Heidelberg, 1997.

Autorenporträts

Was wäre ein Zeitschrift ohne ein Team von Autoren, die regelmäßig ihre Aufsätze zu Spezialgebieten unserer Publikation zur Verfügung stellen? Diesen Autoren ist die Kontinuität von Fragestellungen und Themen in unserer Zeitschrift zu verdanken. Anläßlich des 100. Geburtstages der Badischen Heimat wollen wir in der Ausgabe 4/09, dem letzten Heft im Jubiläumsjahr, die Autoren, die in den Heftjahrgängen 1998–2009 ihre Arbeiten der Badischen Heimat regelmäßig zur Verfügung gestellt haben, mit einer Kurzbiographie vorstellen.

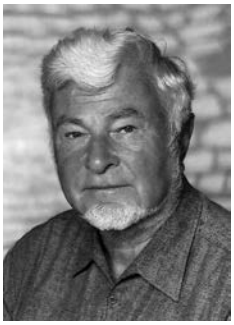
Die Autoren wurden gebeten, ihre persönlichen Daten zu einer Kurzbiographie zusammenzustellen und den Schwerpunkt oder die Schwerpunkte ihrer publizistischen Arbeit in der Badischen Heimat zu thematisieren.

Die Redaktion der Badischen Heimat dankt mit dieser Aktion den ein Jahrzehnt für unsere Publikation tätigen Autoren für ihre Treue und Präsenz.

Thomas Adam

Geboren 1967, fast 40 Jahre in Untergrombach bei Bruchsal und jetzt in Karlsruhe lebend, leitet Adam das Städtische Museum und die Kulturabteilung der Stadt Bruchsal. Seit der Jugend ist er interessiert an Heimat- und Regionalgeschichte sowie ehrenamtlich im Naturschutz tätig. Aus der Verbindung zwischen beiden Interessen resultieren teilweise auch seine Themen und Arbeitsschwerpunkte: Umwelt-, Agrar- und Wirtschaftsgeschichte, historische Landnutzungsformen, Geschichte des Naturschutzes selbst. Dazu kommt die Auseinandersetzung mit der Entwicklung der Region Nordbaden und das bewusste Credo, die Heimat geschichtlich und nicht die Geschichte heimatlich sehen zu wollen. Adam schreibt seit 1989 für die Badische Heimat und wurde 1993 ausgezeichnet mit dem Jugendpreis für Heimatforschung Baden-Württemberg. Er ist (Mit-)Autor und Herausgeber verschiedener Ortschroniken sowie der Bücher „Joß Fritz – Das verborgene Feuer der Revolution“ (2002), „Die Gondelsheimer Rebellion von 1730“ (2005), „Kleine Geschichte der Stadt Bruchsal“ (2006) sowie „Streifzüge zwischen Karlsruhe und Heidelberg“ (2008).

Hermann Althaus



Geboren in Dortmund, Jahrgang 1933, verheiratet, fünf Söhne, wohnhaft in Kirchzarten

Nach humanistischem Abitur: Berufsziel: Gymnasiallehrer, daher Studium: Latein, Geschichte, Sport in Münster, Innsbruck und Freiburg. Studienseminar in Freiburg, Berufsausübung in Donaueschingen, Neustadt und Kirchzarten (Stud. Dir.) Für die Badische Heimat geworben durch den Kollegen und ehemaligen Vorstand der Badischen Heimat Adolf Schmid. Leitung zahlreicher Reisen mit Schülergruppen und Kirchenchor durch Deutschland und Europa. Gründer einer Leichtathletikabteilung im SV Kirchzarten. Zeitweiliger Berichterstatter für die Badische Zeitung.

Beschäftigung mit Dreisamtäler- und regionaler Ortsgeschichte. Veröffentlichungen: „Kreuze, Marterln und Grenzsteine“ (Monographie). Hofkapellen und deren Nothelfer (Vaterunserkapelle im Ibental, die Markenhof-

synagoge). Inschriften (Chronogramme). „Herzog Bernhard von Sachsen Weimar in Breisach“. „Die Bismarcks auf dem Lilienhof im Kaiserstuhl“. „Georg Hauger als Tiroler Freiheitskämpfer“. „Hugo Damian von Schönborn“. „Neuenburgs Brunnen erzählen Geschichte“. „Bettina Eichins etwas andere Musen in der Freiburger Universität“. „Ein Gnadenstuhl – was ist das?“ „Das Freiburger Hungertuch im Münster“ u. a. m. Jährliche Berichterstattung über die Arbeit der Freiburger Gruppe. Weiterhin andauerndes Interesse im religiös-volkskundlichen Bereich und an der Regionalgeschichte.

Manfred Bosch

Geboren 1947 in Bad Dürrheim, lebt als Publizist und Schriftsteller in Konstanz. Nach dem Zivildienst in einem Münchner Altersheim einige Semester Soziologie und Germanistik in München; seit 1969 freiberufliche Tätigkeit als Autor, Herausgeber, Redakteur und Lektor. Mitarbeit bei Tagespresse, Zeitschriften und Rundfunk; Gedichtbände, Bücher zu kultur- und gesellschaftspolitischen Themen. Trug in der zweiten Hälfte der 1970-er Jahre mit alemannischen Gedichten zur Erneuerung der Mundartliteratur bei. 1980 Mitbegründer und bis 2008 Mitherausgeber der Zeitschrift „Allmende“. Nach dem Umzug nach Südbaden 1980 verlegte er sich mehr und mehr auf zeit- und literaturgeschichtliche Darstellungen des deutschen Südwestens. Anthologien, Neu- und Werkausgaben zeitgenössischer und vergessener Autoren (Max Barth, Josef W. Janker, Jacob Picard, Max Picard, Käthe Vordtriede, Tami Oelfken, Robert Reitzel u. a.). Überblicksdarstellungen zur Kultur des deutschen Südwestens wie „Bohème am Bodensee“ (1997), „Alemannisches Judentum. Spuren einer verlorenen Kultur“ (2000), „KulturLand. Kunst und Kultur im Südwesten von 1900 bis 2000“ (2 Bde., 2000) und „Schwabenspiegel. Literatur vom Neckar bis zum Bodensee 1800 bis 1950“, 4 Bde. Mit-Hrsg., 2006). Zahlreiche literarische Ausstellungen, darunter „Der Johann-Peter-Hebel-Preis 1936–1988“ (1988). Beiträge in der „Badischen Heimat“ seit 1973, in der Hauptsache biographischer Art. Derzeit erster Vorsitzender der literarischen Gesellschaft „Forum Allmende“ und der „Leopold-Ziegler-Stiftung“. Träger mehrerer Preise und Auszeichnungen, darunter Bodensee-Literaturpreis der Stadt Überlingen (1978 und 1997), Alemannischer Literaturpreis (1985), Johann-Peter-Hebel-Preis (1990), Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg (2003), Ludwig-Uhland-Preis (2005) und Kulturpreis des Bodenseekreises (2008).

Konrad Exner (Exner-Seemann)

Dr. phil., Oberstudienrat a. D., aktiv im Vorstand der Regionalgruppe Mannheim.

1944 in Lübeck geboren, kaufmännische Lehre, Abitur am Abendgymnasium, Studium an Pädagogischer Hochschule, 1. u. 2. Staatsexamen GHS, 2. Staatsexamen RS, Universitätsstudium in Geschichte, Politischer Wissenschaft, Germanistik und Erziehungswissenschaft, 1. u. 2. Prüfung Gymn. 1991 Promotion, Lehrbeauftragter an der PH, zuletzt Lehrer am Gewerblichen Bildungszentrum Bruchsal.

Veröffentlichungen über den badischen Landtag und seine Abgeordneten, u. a. über Rupert Rohrhurst, Präsident der badischen Abgeordnetenkammer, in der Badischen Heimat u. a. Ludwig Marum, Landespolitiker und NS-Opfer, 2/1998; Marianne Weber, Die erste Rednerin im badischen Parlament, 2/2005; Maria Rigel – Mannheimer Abgeordnete 1919, 1/2007; Richard Freudenberg (1919–1925), 4/2008.

Autor mehrerer Module in Landeskunde beim Landesbildungsserver Baden-Württemberg, u. a. Die Entstehung Baden-Württembergs und über Bruchsal – Joß Fritz.

Franz Hilger

Geboren und aufgewachsen bin ich in St. Blasien im Schwarzwald. Mein erlernter Beruf Schriftsetzer. Nach verschiedenen beruflichen Stationen in mehreren Betrieben in Deutschland kam ich 1961 nach Freiburg zum Verlag Rombach. Ich besuchte die Maschinensetzerschule und habe 1964 die Meisterprüfung abgelegt. 1962 heiratete ich. Elf Jahre danach bezogen meine Frau und ich mit unseren Kindern ein neu erbautes Haus in Pfaffenweiler. Seit meiner Jugendzeit beschäftige ich mich mit der Geschichte meiner Heimatgemeinde, im Besonderen mit der des einstigen Benediktinerklosters St. Blasien. Ich habe zu diesem Thema viele Beiträge für die Badische Zeitung geschrieben. 1970 erschien eine von mir verfasste Kurzbiographie über Fürstabt Martin Gerbert (Neuauflage 1993). Auf meine Initiative wurde 1970 erstmals der Gerberttag in St. Blasien gefeiert und dabei der Gerbertpreis verliehen.

Zum Thema Martin Gerbert, seinen wissenschaftlichen Mitarbeitern und zur Geschichte des Klosters sind einige Beiträge von mir in der „Badischen Heimat“ erschienen. Auch zur Auswanderungsgeschichte meiner zweiten Heimat Pfaffenweiler schrieb ich Beiträge. Wann der erste Aufsatz in der „Badischen Heimat“ von mir erschienen ist, weiß ich nicht. Der jüngste Beitrag (Ausgabe 4/2008) hatte den Titel „75 Jahre Jesuiten in St. Blasien“.

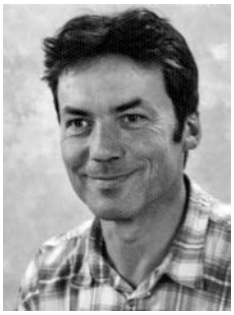
Wolfgang Hug

Geboren 1931 in Stühlingen, Kreis Waldshut. Lehrersohn, Internatsschüler, Abitur am Susogymnasium in Konstanz, Studium in Freiburg und München, Assistent bei Franz Schnabel, Gymnasiallehrer in Lahr und Freiburg. 1962 bis 1995 Professor für Geschichte und ihre Didaktik an der Pädagogischen Hochschule Freiburg. Zahlreiche Publikationen zum

Historischen Lernen, zum Geschichtsunterricht, zur Landesgeschichte.

Schon Franz Schnabel öffnete mir den Blick für Zusammenhänge zwischen badischer und allgemeiner Geschichte sowie für die Vielfalt historischer Lebensbereiche. Freundschaftliche Kontakte mit Karl Siegfried Bader, Franz Laubenberger, Wolfgang Müller und vielen anderen haben meine landeskundlichen Interessen und Kenntnisse erweitert. Die Arbeit in Schule und Hochschule sowie in der Erwachsenenbildung bestärkte mein Engagement für die Erkundung und Darstellung badischer Geschichte in Büchern, Vorträgen und Beiträgen in Zeitschriften, insbesondere auch in der „Badischen Heimat“.

Volker Keller



Geb. 1954, Lehrer, veröffentlichte zahlreiche Bücher, Zeitschriften- und Zeitungsartikel zu Themen der Mannheimer Stadtgeschichte. In den Vereinen „Stadtbild Mannheim“ und „Badische Heimat“ setzt er sich für einen behutsamen Umgang mit dem kulturellen Erbe der Stadt und für den Denkmalschutz ein. Er ist Rektor an einer Grundschule in den Mannheimer Quadraten.

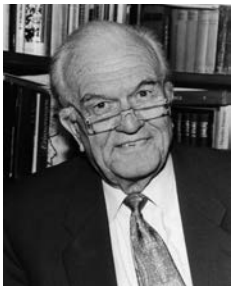
Reiner Haehling von Lanzenauer

Geboren am 28. Juni 1928 in Karlsruhe. Der Vater war damals Polizeihauptmann im Innenministerium, Adjutant des Polizeiobersten Blankenhorn (BB V, 2005, S. 119). Die Mutter Hedwig, geb. Albrecht, entstammte einer Karlsruher Bankbeamtenfamilie. Sohn Reiner besuchte Schulen in Schwäbisch

Gmünd, Baden-Baden und Karlsruhe, dort Abitur am Helmholtz-Gymnasium. Unterbrochen war die Schulzeit im Jahre 1944 durch Dienst als Luftwaffenhelfer bei der Heimatflak. Ab Sommersemester 1950 Studium der Rechtswissenschaft an der Universität Freiburg, mehrjährige Teilnahme am *Badischen Seminar* von Prof. Dr. Karl Siegfried Bader. Nach dem 1. Staatsexamen Gerichtsreferendar bei verschiedenen Justizstellen. Im Jahre 1957 an der Universität Freiburg Promotion zum Dr. jur., Dissertationsschrift: *Entstehung und Ausbau des badischen Enteignungsrechts im 19. Jahrhundert*. Nach dem 2. Staatsexamen Gerichtsassessor, dann Amtsgerichtsrat in Bühl. Ab 1966 Erster Staatsanwalt bei der Staatsanwaltschaft Karlsruhe, 1971 Oberstaatsanwalt bei der Generalstaatsanwaltschaft Karlsruhe. Von März 1977 bis Juni 1993 Leiter der Staatsanwaltschaft in Baden-Baden. Verheiratet, fünf Kinder. Seit 1960 ehrenamtliches Engagement in der Straffälligenhilfe, mehrere Jahrzehnte im Vorstand des Badischen Landesverbands für soziale Rechtspflege.

Das schriftstellerische Werk umfasst etwa ein Dutzend Monographien und über 300 Beiträge in Fachzeitschriften, zumeist aus den Gebieten der Kriminologie, der Rechts- und Landesgeschichte. Als Veröffentlichungen in unserer *Badischen Heimat* sind beispielsweise zu nennen Beiträge über die Schriftsteller Victor von Scheffel, Reinhold Schneider, Alfred Döblin, Wilhelm Hausenstein oder Leopold Ziegler, Biographisches über den badischen Justizminister Hermann Fecht, Neues zur Auflösung des Reichskammergerichts mitsamt den damaligen Auswirkungen auf Baden, Berichte über das Baden-Badener Attentat von 1861 auf den preußischen König und späteren Kaiser Wilhelm I., über die Ermordung des Dekans Förderer in Lahr oder den Kriminalfall des Rechtsanwalts Karl Hau. Hinzu kommt eine ganze Reihe von freimütigen Buchbesprechungen

Leonhard Müller



Man darf als eingewanderter Breslauer sich nicht mit manchen „Beutebadnern“ vergleichen, die sich für dieses Land engagiert haben, vom Franken v. Reitzenstein angefangen. Aber im gastlichen Baden konnten auch andere ihren Beitrag leisten. Für mich, Jg. 1923, war es ein Glücksfall, nach dem Krieg an der Universität Heidelberg den „lebendigen Geist“ zu erfahren, dann Gymnasiallehrer in Mannheim 1952, Fachleiter am Studienseminar 1961 und Direktor am Helmholtzgymnasium Karlsruhe. Bald Ministerialrat und schließlich 1976 Präsident des Oberschulamts Karlsruhe, den nordbadischen Bezirk bereisend, Schulen besuchend – da lernt man dieses Land kennen. Und Heimatgeschichte bietet bei der Globalisierung eine feste Ortsbestimmung. Nicht nur für die „Badische Heimat“, auch für die „Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins“ und den Karlsruher „Blick in die Geschichte“ zu schreiben, ist für den Pensionär Ermunterung – und Trost, weil nach Epochenbrüchen spätere Generationen doch immer wieder weiter wirken.

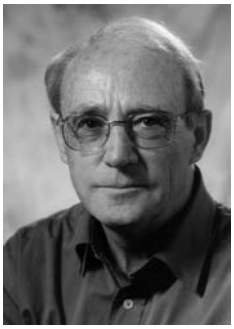
Heinz Nienhaus

Dipl.-Ing., geb. 1936 in Bottrop, wohnt bis heute dort, verh. Seit 1979 Zweitwohnsitz in Schramberg-Tennenbronn.

Beruflich tätig zunächst in der Großindustrie, danach über mehr als 30 Jahre bei der RWE AG, Bereich Elektrizitätsanwendung. Während dieser Zeit war Nienhaus Vortragender auf zahlreichen Fachtagungen und Seminaren im gesamten Bundesgebiet; er ist Mitautor mehrerer Fachbücher und veröffentlichte mehr als 400 Beiträge in Fachzeitschriften. Seit 1999 beruflicher Ruhestand.

Schon während der Schulzeit an geschichtlichen Themen sehr interessiert, recherchierte er in vielen Archiven und in der meist älteren Literatur und veröffentlichte seit 1980 nebenberuflich eine Vielzahl von Beiträgen geschichtlichen Inhalts in in- und ausländischen Zeitschriften und Jahrbüchern. Seit 2006 schreibt er auch für die „Badische Heimat“, thematische Schwerpunkte: Alltagskultur, das Leben, Wohnen und Arbeiten der Bürger, Bauern und der so genannten „kleinen Leute“ im Schwarzwald. Zeitlicher Rahmen seiner Interessen: etwa ausgehendes Mittelalter bis Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Klaus Peter Oesterle



Geboren 1937, hat in dieser Zeitschrift (3/2008) unter dem Titel „Karlsruher Kindheit im Krieg“ über prägende Erfahrungen seiner jungen Jahre berichtet. Er wollte zeigen, wie sich allgemeine Geschichte im regionalen und persönlichen Bereich spiegelt. Eine ähnliche Zielsetzung findet sich auch in anderen Beiträgen.

Die Mitwirkung bei der „Badischen Heimat“ begann er mit einem aktuellen Überblick zur grenzüberschreitenden Zusammenarbeit am Oberrhein (2/1994). Zum Landesjubiläum von Baden-Württemberg erschien sein Aufsatz „Rheinschwaben oder Baden-Württemberg? Der Kampf um den Landesnamen“ (1/2002). Unter dem Titel „Die Lampe des Nachtarbeiters“ würdigte er den Beginn der Geschichtsschreibung in Karlsruhe und legte die älteste Stadtgeschichte erstmals in einer Übersetzung aus dem Lateinischen vor (1/2003). Von deren Verfasser Johann Caspar Malsch übersetzte und kommentierte er auch ein elegisches Gedicht zum Stadtbrand von Durlach 1689 (3/2007). Drei Beiträge zur Schul- und Kirchengeschichte dieses heutigen Stadtteils von Karlsruhe führen in die Zeiten der Reformation (4/2004), der Gegenreformation (2/2009) und des Nationalsozialismus (4/2005).

Klaus P. Oesterle hat sich seit seiner Heidelberger Dissertation von 1962 zur Geschichtsschreibung des 12. Jahrhunderts bei verschiedenen Gelegenheiten als Autor und Herausgeber von Arbeiten zur Geschichte, Pädagogik und Philosophie und mit zahlreichen Buchbesprechungen zu Wort gemeldet. Im Hauptberuf hat er Geschichte, Latein, Deutsch, Politik und Philosophie vierzig Jahre lang an verschiedenen Gymnasien in Karlsruhe unterrichtet. Das traditionsreiche Gymnasium in Durlach hat er von 1977 bis 2001 geleitet und war von 1988 an Geschäftsführender Direktor der Karlsruher Gymnasien. Ehrenamtlich hat er sich schon früh in der Jugendarbeit betätigt, später im Vorstand des Verbandes der Geschichtslehrer Deutschlands und anderer Einrichtungen. Verheiratet seit 1968, hat er zwei Töchter und zwei Enkelkinder.

Walter E. Schäfer

Lebensdaten
1928 Geburt in Karlsruhe
Kindheit in Karlsruhe und Stuttgart
1944–1945 Dienst als Luftwaffenhelfer
April 1945 Verwundung (Verlust des rechten Armes) an der Oderfront
1946–1948 Schüler am Max-Planck-Gymnasium Lahr. Abitur
1949–1955 Studium: Germanistik, Romanistik und Geschichte an den Universitäten Freiburg/Brsg., Bonn und Aix-en-Provence
1957 Promotion: Grimmelshausens heroisch-galante Romane
1957–1959 Studienreferendar in Freiburg und Rastatt
1959–1960 Studienassessor in Baden-Baden
1960–1962 Referent für Schüleraustausch beim Pädagogischen Austauschdienst der Ständigen Konferenz der Kultusminister
1962–1964 Dozent und stellvertr. Leiter beim Goethe-Institut Marseille
1966–1973 Akademischer Rat am Deutschen Institut der Universität Freiburg
1973–1988 Professor (Deutsche Literatur) an der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch-Gmünd

1989 Pensionierung
Publikationen in der „Badischen Heimat“, 1998–2008:
Johann Michael Moscherosch. Hanau- und Straßburger Bürger. In: BH 2/2001, S. 276–283.
Äolsharfen auf Hohenbaden. In: BH 2/2005, S. 274–279.
Joachim Ringelnatz als Baden-Badener Kasperlefigur von Eugen Schmidt. In: BH 4/2005, S. 577–581.

Adolf Schmid

Adolf Schmid wurde am 16. Juni 1934 in Bad Rippoldsau geboren. Am Ludwig-Wilhelm-Gymnasium legte er 1954 das Abitur ab und studierte dann die Fächer Geschichte, Latein und Französisch in Freiburg. Nach dem Staatsexamen 1959 war er an verschiedenen Gymnasien u. a. in Donaueschingen und Freiburg tätig. Im Jahre 1974 übernahm er die Leitung des Marie-Curie-Gymnasiums in Kirchzarten und war in dieser Funktion bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1996 tätig. In den Jahren 1998 bis 2006 war er Vorsitzender des Landesvereins Badische Heimat. Schon vor seiner Zeit als Vorsitzender war Adolf Schmid mit Aufsätzen besonders zu Freiburg (Gang durch den Alten Friedhof in Freiburg, Das Programm der 800-Jahrfeier Freiburgs 3/95) zu Malern der Region (Caroline Sorger, Johannes Thiel 1/91), Bruno Epple, und zu Ausstellungen in der Zeit zwischen 1987 und 2006 mit mehr als hundert Beiträgen in der Vereinszeitschrift präsent. Schmid hat sich nicht nur historischen Themen gewidmet, sondern auch aktuelle Themen bearbeitet. In der Zeit als Vorsitzender der Badischen Heimat hat Schmid sich naturgemäß besonders mit Themen zu Baden, dem Oberrhein und dem deutsch-französischen Verhältnis zu Wort gemeldet. Schmid hat in der Zeit seiner Vorstandschaft sich besonders bemüht, in seinen Aufsätzen vereinspolitische Akzente zu setzen und Elemente eines neuen, zukunftsgerichteten Programms zu entwickeln. Zur Baden-Thematik verweisen wir auf folgende Aufsätze: Verwurzelt–dialogfähig–weltoffen (3/98), 90 Jahre Badische Heimat (3/99), Die Badener in Baden-Württemberg (1/2002), Badische Heimat – warun eigentlich? (3/2004) Heimatpolitik ist die beste Politik, die wir betreiben können (1/2006). Ein für seine Vereinspolitik wichtiger Aufsatz, war „Regierungspräsidien - wichtige Vertreter regionaler Interessen“ (1/2002). Ein besonderes Anliegen war Adolf Schmid der Oberrhein als einer Zukunftsoption der Badischen Heimat. Diesem Thema ist der Aufsatz „Nachbarschaft am Oberrhein“ (1/2001) gewidmet.

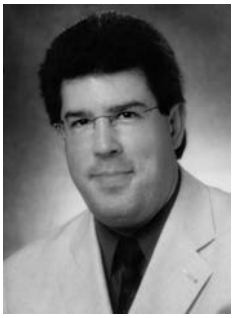
Für den erkrankten Adolf Schmid hat die Redaktion die Aufgabe übernommen, Kurzbiographie und Würdigung seiner Publikationstätigkeit in der Badischen Heimat zusammenzustellen. *H.H.*

Volker Schupp

Geboren 12. 2. 1934 in Karlsruhe. 1978 bis 2002 Professor für Germanische Philologie an der Universität Freiburg, Deutsches Seminar. 1983 bis 1987 Rektor der Universität. Seit 2002 emeritiert, lebt in Emmendingen. Forschungsgebiete sind die deutsche (und auch lateinische) Literatur des Mittelalters sowie die neuere deutsche Literatur des deutschen Südwestens und ihre Geschichte. Mitglied des Beirates der Badischen Heimat. Erster Beitrag 1960 zu den Alemannischen Liedern Hoffmanns von Fallersleben, „Baden von außen gesehen“. Festvortrag zum 75. Bestehen der Badischen Heimat (64) 1984; im letzten Jahr zum Deutschen Tagebucharchiv in Emmendingen und zum Maltererteppich im Freiburger Augustinermuseum.

Elmar Vogt

Elmar Vogt, 1966 in Schopfheim geboren, begann nach Abschluss der Hauptschule und



der Kaufmännischen Berufsschule eine Ausbildung bei der Deutschen Bundespost und wechselte 1987 zur Deutschen Bundesbank.

Seit 1999 gehört er dem Gemeinderat in Hausen im Wiesental an, wo er zur Zeit als Erster Bürgermeister-Stellvertreter fungiert.

Schon sehr früh interessierte sich Elmar Vogt für die regionale Geschichte und trat mit Veröffentlichungen in der Presse, in Zeitschriften und in Publikationen hervor, so auch seit 1986 in der „Badischen Heimat".

Für Johann Peter Hebel (1760–1826), den großen Sohn Hausens, hatte Vogt natürlich von Haus aus ein gesteigertes Interesse und brachte dies in zahlreichen Veröffentlichungen anlässlich der Verleihungen des Johann-Peter-Hebel-Literaturpreises und der Johann-Peter Hebel-Gedenkplakette zum Ausdruck.

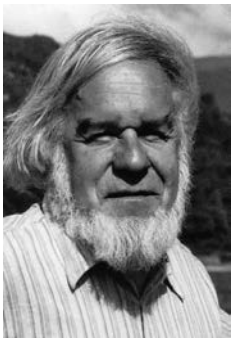
Diverse Buchbesprechungen runden das Bild des Hausener Autors ab. Ebenso war Elmar Vogt als Interview- und Gesprächspartner bei verschiedenen Rundfunksendungen zu Gast.

Zur Zeit arbeitet er zudem an einer Studie über die Flurnamen seiner Heimatgemeinde Hausen im Wiesental.

Einige Schwerpunkte seiner publizistischen Arbeit in der „Badischen Heimat":

„30 Jahre Hebelmuseum in Hausen im Wiesental" (Band 3/1990), „Vom Kleinbetrieb zur großen Walzenmühle – Vor 30 Jahren schloss die Menton-Mühle in Hausen im Wiesental ihre Pforten" (Band 1/2003), „Einem Freund und der ehrsamen Gemeinde Hausen im Wiesental geweiht: Vor 200 Jahren erschienen die Alemannischen Gedichte Johann Peter Hebels … – in einer ungeschliffenen Bauernsprache" (Band 2/2003), „Johann Peter Hebel in der Philatelie – Ich bin bekanntlich in Basel daheim" (Band 3/2004), „Landvermessung – oder: An der stuer ist fast gar nuett bezalt: Zur Geschichte des ältesten bekannten Gemarkungsplans der Gemeinde Hausen im Wiesental" (Band 3/2005), „V. K. Jonynas und die Briefmarken – oder: Kunst macht das Leben menschlicher" (Band 4/2007), „Denn brieffe vnd sigil geloubet man gern … Versuch eines Siegelnachweises am Beispiel der Gemeinde Hausen im Wiesental" (Band 1/2008), „Der echte Theologe muss Poet sein" – Johann Peter Hebels Werk – Was man weiß und doch nicht kennt: „Die Biblischen Geschichten" (Band 4/2008).

Johannes Werner



wurde 1947 in Rastatt geboren, studierte Germanistik und Anglistik in Freiburg, Dublin und Göttingen und promovierte 1976 über ein literatursoziologisches Thema. Er veröffentlichte weit über 300 Aufsätze in in- und ausländischen Fachzeitschriften (z. T. auch in englischen, spanischen und polnischen Übersetzungen), Buchbeiträge und mehrere Bücher, u. a. *Kunstform und Gesellschaftsform. Materialien zu einer soziologischen Ästhetik* (1979), *Die Passion des armen Mannes. Soziale Motive in der spätmittelalterlichen Kunst am Oberrhein* (1980), *Du Müller, du Mahler, du Mörder, du Dieb. Berufsbilder in der deutschen Literatur* (1990), *Wilhelm Hausenstein. Ein Lebenslauf* (2005) und *Würmersheim. Ein badisches Dorf im Wandel der Zeit* (2008). Die Schwerpunkte seiner Tätigkeit liegen in der Literatur-, Kunst- und Kirchengeschichte. An der „Badischen Heimat" arbeitet er seit 1976 mit. Er ist u. a. Gründungsmitglied und Erster Vorsitzender der Wilhelm-Hausenstein-Gesellschaft, lehrt am Wilhelm-Hausenstein-Gymnasium in Durmersheim und wohnt in Elchesheim-Illingen.

Institutionen und Vereine in Baden

Friedel Scheer-Nahor

Mit Herz und Hand fürs Alemannische

Muettersproch-Gsellschaft, Verein für alemannische Sprache e. V.

„Bi uns cha me au alemannisch schwätze“. So steht es auf dem kleinen blauen „Bäpperli“, das zum Markenzeichen der Muettersproch-Gsellschaft geworden ist und das dem Verein einen festen Platz in der heimatverbundenen, südbadischen Vereinslandschaft eingebracht hat.

Das war nicht immer so. Die Muettersproch-Gsellschaft war bei ihrer Gründung ein zartes Pflänzchen, das gepäppelt werden musste. Anfang der 1960er-Jahre traf sich ein Arbeitskreis von alemannischen Mundartdichtern, dessen Motor der aus Sulzburg stammende Hubert Baum war. Mit zu dem Dichterzirkel gehörten Karl Kurrus (Endingen), sowie Richard Gäng (Freiburg), der Hausacher Eugen Falk-Breitenbach und der Stühlinger Hans Matt-Willmatt sowie die Dichterinnen Ida Preusch-Müller (Müllheim), die Elsässerin Lin Ritter-Potyka, die aus Obereggenen stammende Lina Kromer, sowie Hedwig Salm und Gertrud Albrecht (beide Freiburg).

Als im Jahr 1965 aus diesem Kreis heraus die „Muettersproch-Gsellschaft“ gegründet wurde, spielte hierbei der damalige Kulturreferent beim Regierungspräsidium, Prof. Dr. Karl Asal (1890–1984) eine wichtige Rolle und übernahm die Präsidentschaft zu Beginn. Ein Jahr später folgte ihm Obermedizinalrat a. D. Dr. Walter Füsslin (1897–1978) im Präsidentenamt. Ziel der Vereinsgründer war es, der alemannischen Mundart Gehör, Akzeptanz und Aufmerksamkeit zu verschaffen und der Auffassung entgegenzutreten, alemannisch sei eine mindere Sprache oder habe etwas mit der „Blut und Boden“-Ideologie der Nationalsozialisten zu tun. Denn immerhin hatte sich im Dritten Reich das südbadische Kampfblatt der Nazis den Namen „Der Alemanne“ gegeben.

Nach anfänglichen Erfolgen und Zuwachs an Mitgliedern stagnierte der Verein jedoch Anfang der 70er Jahre. Die Suche nach einem neuen Präsidenten war zunächst erfolglos und so gab es sogar Überlegungen, sich dem Bund Heimat und Volksleben anzuschließen. Bei der Mitgliederversammlung im Jahr 1972 kam es aber doch noch einmal anders. Der damals 40-jährige Klaus Poppen, Sohn einer Freiburger Verlegerfamilie, erklärte sich bereit, die Präsidentschaft anzunehmen und damit kam für die Muettersproch-Gsellschaft die entscheidende Wende.

Klaus Poppen war weder Dichter, noch konnte seine Freiburger Mundart als ausgeprägtes Alemannisch bezeichnet werden. Dennoch setzte er sich engagiert mit Herz und Hand für den Erhalt und die Pflege der Mundart ein. Nach fünf Jahren in der Fremde fühlte er sich der Heimat verbunden und verpflichtet. Und er hatte dazu weitere Qualitäten, die der Entwicklung des Vereins sehr zugute kamen:

Er war ein Macher, der dem Verein neue Impulse gab. Als PR-Mann und Journalist verstand er es auch, durch spektakuläre Aktionen die Grundlagen für eine erfolgreiche Presse- und Öffentlichkeitsarbeit zu schaffen.

Vor allem die „Erfindung“ des bereits zitierten „Bäpperli“ oder „Kleberli“, wie der Aufkleber in Vereinskreisen liebevoll bezeichnet wird, beförderte die Vereinsentwicklung enorm. Der Mitgliederzuwachs schnellte in den nächsten Jahren auf über 3500 Mitglieder hoch, jahrelang verzeichnete der Verein mindestens täglich ein Neumitglied. Es gelang, mit Hilfe des „Bäpperli“ den Bekanntheitsgrad der Muettersproch-Gsellschaft schnell zu steigern, positive Berichte in zahlreichen Zeitungen zu erlangen und in der Folge davon zunehmende Beachtung in der Bevölkerung zu finden.

1976 konnte der Verein in Lörrach die erste Regionalgruppe gründen, der 1978 weitere in Konstanz, Radolfzell, Singen, Neustadt und Appenweier folgten. Heute hat die Muettersproch-Gsellschaft 21 Regionalgruppen im gesamten südbadischen Raum.

30 Jahre lang lenkte Klaus Poppen als „Präsi“ die Geschicke des Vereins und prägte das Bild der Muettersproch-Gsellschaft in der Öffentlichkeit entscheidend. In diese Zeit fallen Aktionen, wie der Marsch zum Funkhaus in Baden-Baden im Jahr 1982, der unter dem Motto „Meh Mundart in Funk un Fernseh“ stand, und bei dem 37 000 gesammelte Unterschriften auf Blättern an einer 370 m langen Wäscheleine dem Intendanten des Südwestfunks, Willibald Hilf, präsentiert wurden. Aber auch der Einspruch beim Kultusministerium Baden-Württemberg, das 1993 das Thema Mundart im Lehrplan kürzen wollte, verfehlte sein Ziel nicht. Ebenso half die Muettersproch-Gsellschaft, dass die Mundartspalte in der Badischen Zeitung erhalten blieb.

Seit 1967 erscheint die Mitgliederzeitschrift „Alemannisch dunkt üs guet“, ab 1973 mit zwei Ausgaben im Jahr. Das in handlichem Format erscheinende Bändchen von 80 bis 100 Seiten steht unter einem jeweils wechselnden Thema, dazu werden Vereinsnachrichten, auch aus den Regionalgruppen und vielerlei Informationen zur Mundart und zur Mundartszene geboten. Im Jahr 1998 kam als weiteres Fenster zur Öffentlichkeit die Internetseite des Vereins dazu, die unter dem leicht zu merkenden Namen www.alemannisch.de zu finden ist.

Für die Mitglieder der Muettersproch-Gsellschaft, die sich dichterisch betätigten, wurde bereits 1977 ein Seminar organisiert, das Anstöße und Anleitung zum dichterischen Arbeiten bot, und in der Folge mit wechselnden Themen jährlich erneut angeboten und dankbar angenommen wird.

Auch aus den Regionalgruppen heraus gibt es vielfältige Aktionen, wie Drachenwettbewerb, Mundart-Quiz oder „Striiweli“-Backen. Und immer werden dabei „Sächeli“ angeboten, die unterschiedlichsten „Bäpperli“, ein Poster, Postkarten und vieles mehr.

Als Klaus Poppen 2002 aus Altersgründen das „Präsi“-Amt abgab, wurde sein Stellvertreter Walter Möll, der sich von vorne herein als „Interims-Präsi“ verstanden hatte, zum Nachfolger gewählt. Noch einmal weitere fünf Jahre dauerte es dann, bis mit Franz-Josef Winterhalter, Bürgermeister von Oberried, ein neuer Präsi gefunden wurde. Seit dem Jahr 2006 steht dem Vorstand die Geschäftsführerin Friedel Scheer-Nahor zur Seite, die sich neben vielen anderen Aufgaben auch um die Redaktion des „Heftli“ und die Pflege der Internetseite kümmert.

Bis zum heutigen Tag ist der Betätigungsbereich des Vereins vielfältig. Mundartwettbewerbe werden ausgelobt, Buchprojekte, wie die Herausgabe des „Alemannischen Wörterbuchs“ und die Erarbeitung eines „Alemannischen Liederbuchs“, bei dem auch elsässische und Schweizer Mitarbeiter gewonnen werden konnten, werden verfolgt. Mit neuen Aktionen, wie beispielsweise dem Wettbewerb „Alemannerock – grenzelos“, setzte der Verein zusätzliche, grenzüberschreitende Akzente.

Seit dem Jahr 2003 wurde aus der Muettersproch-Gsellschaft heraus, zusammen mit dem Verein „schwäbische mund.art“ der landesweite Arbeitskreis „Mundart in der Schule“ ins Leben gerufen, der seither in zahlreichen Schulen Baden-Württembergs Lesungen veranstaltet hat.

Auch in Zukunft will sich der Verein mit Nachdruck für die Interessen der Mundartsprecher einsetzen. Die Kooperation mit anderen Vereinen, wie etwa der Badischen Heimat,

ist ihm dabei ein Anliegen, damit gemeinsam die Ideen von Tradition und regionaler Kultur gefördert und umgesetzt werden können. Ermutigt dazu fühlt sich die Muettersproch-Gsellschaft durch die vermehrt eintretenden jüngeren Mitglieder, die zeigen, dass das Thema „Mundart“ auch bei den heute 20- und 30-jährigen keineswegs ein „alder Hafekääs“ ist.

Anschrift der Autorin:
Friedel Scheer-Nahor M. A.
Muettersproch-
Gsellschaft e. V.
Wilhelmstraße 14
79379 Müllheim

Euer Heftli het mi glutschtig gmacht. Drum meld i mi jetz gern a!

Mi Name isch

geb. am

I wohn in PLZ, Ort

Stroß

Telefon

E-Mail (falls vorhande)

De Bitrag vo 15,– Euro

☐ cha vo mim Konto alli Johr im Jänner abbuecht werde.

Konto-Nr.

bi der

BLZ

☐ überwiis i immer rechtzitig im Jänner.

Datum, Unterschrift

Redaktion: Heinrich Hauß

Prof. Dr. Pia Müller-Tamm neue Direktorin der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe

Pia Müller-Tamm ist Nachfolgerin von Klaus Schrenk, der am 1. März 2009 Generaldirektor der Staatsgemäldesammlungen in München geworden ist. Die Kunsthistorikerin war seit Anfang 2008 Interimsdirektorin an der Kunstsammlung in Düsseldorf. Müller-Tamm wurde 1957 in Ludwigshafen geboren und hat in Würzburg und Bonn studiert. 1989 ging sie an die Kunsthalle nach Mannheim, sie war dort als Kustodin der graphischen Sammlungen und des Kupferstichkabinetts tätig. 1996 wechselte sie auf eine wissenschaftliche Stelle in der Ausstellungsabteilung der Kunstsammlungen in NRW. Seit 2001 war sie dort Wissenschaftliche Leiterin.

Dr. Julia Freifrau Hiller von Gaertringen Direktorin der Badischen Landesbibliothek

Nachfolgerin des vorzeitig ausgeschiedenen Direktors Peter Michael Ehrle wurde die 45-jährige Literaturwisenschaftlerin Julia Freifrau Hiller von Gaertringen, die zuvor zwölf Jahre an der Lippischen Landesbibliothek tätig war. Seit 2001 war sie Stellvertretende Direktorin. Erste Akzente ihrer Arbeit an der Landesbibliothek will sie durch Veränderung der Öffnungszeiten und der Verbesserung der Aufenthaltsqualität setzen. Ebenso soll die Katalogisierung älterer Bestände abgeschlossen werden, das das Benutzerverhalten mit fortschreitender Computertechnologie so geändert habe, dass nicht mehr in den Karteikästen recherchiert werde. Zu wünschen ist, dass die neue landesfremde Direktorin sich allen Versuchen, die Badische Landesbibliothek mit der Württembergischen Landesbibliothek zu fusionieren, mit allem Nachdruck wehrt.

Bauliche Substanz von Mannheims Sternwarte gefährdet

Der Bau der barocken Sternwarte Mannheims, die während der Regierungszeit Karl Theodors ab 1772 errichtet wurde, ist in seiner baulichen Substanz gefährdet. „Zahlreiche breite und lange Querrisse, abgeplatzter Sandstein, Spuren eines Brandes, verrottende Fenster und einwachsende Bäume gefährden zunehmend die Substanz des Gebäudes und drohen diese einmalige Wahrzeichen verfallen zu lassen“ (C. Specht). Die Sternwarte wurde nach Plänen des Hofastronomen Christian Mayer ab 1772 (1719–1783) errichtet und 1775 fertiggestellt. Der Begründer der Sternwarte, der Jesuit Christian Mayer, wurde von Karl Theodor 1763 zum Hofastronomen ernannt und war als Kartograph und Astronom ein Wissenschaftler von europäischem Ruf. Der achteckige Turm mit 33 Metern Höhe hatte neben der Wohnung des Astronomen eine Bibliothek und Gastzimmer für auswärtige Astronomen, zwei besondere Beobachtungssäle mit hohen Fenstern und balkonartige Austritte. Das Gebäude hat den Zweiten Weltkrieg unbeschadet überstanden und ist das am besten erhaltene barocke Gebäude Mannheims. Die Sternwarte behielt ihre Funktion bis 1880. Sie wurde dann nach Karlsruhe verlegt. 1898 trat die großherzogliche Berg- und heute Landessternwarte in Heidelberg das Erbe der Mannheimer Sternwarte an. Der Vorsitzende des Vereins Stadtbild e. V., Lothar Stockbauer, hat der Stadt Mannheim angeboten, die Finanzierung der Sanierung der Sternwarte anzuschieben.

Trinationale Ausstellungsreihe zum 10-jährigen Jubiläum des Oberrheinischen Museumspasses

Zur Feier des 10-jährigen Jubiläums des einzigartigen trinationalen Projekts veranstalten zwanzig Museen in Deutschland, Frankreich und der Schweiz eine Reihe zweisprachiger Ausstellungen über die Zeit „um 1900“. Wir können hier nur auf einige Themen und Museen hinweisen.

In Karlsruhe: Jugendstil am Oberrhein (Landesmuseum), Rendezvous mit der Natur – Pflanzen und Tiere im Jugendstil (Naturkundemuseum) und

Wilhelm Kratt. Der Schöpfer des Badischen Denkmälerarchivs (Stadtmuseum). In Lörrach: Der Oberrhein um 1900. Doppelausstellung in Lörrach und Mulhouse. Aus langen Festungsschlaf erwacht. Die moderne Entwicklung Rastatts nach der Entfestigung zwischen 1890 und 1914 (Stadtmuseum Rastatt). Im Elztalmuseum Waldkirch: „Sonntägliches Vergnügen um 1900“. Keramikmuseum Staufen: „Max Laeuger – Jugenstilkeramik“. Markgräfler Museum Müllheim: „1900. Die Jahrhundertwende in der Region Müllheim“. „Das Dorf hat hat Dächer – die Stadt hat Türme“. Freiburg zwischen 1860 und 1900 in Fotographien von Theodor Gottlieb Hase und Georg Röbcke. Im Museum für Stadtgeschichte Freiburg. „Baden-Baden – StadtBild um 1900“ im Stadtmuseum Baden-Baden. „Alles im Kasten! Ortenauer Fotogafien um 1900“ im Museum Ritterhaus Offenburg.

Rechnungshof stellt Kunsthalle in Baden-Baden radikal in Frage

Direktorin Karola Kraus: „Das ist eine Katastrophe“

Der Rechnungshof Baden-Württemberg hat in seinem Bericht dem Land empfohlen, die Kunsthalle in Baden-Baden zu kommunalisieren oder zu privatisieren. Denkbar sei auch eine Fusion mit der Staatlichen Kunsthalle in Karlsruhe. Im Gegensatz zur Staatsgalerie in Stuttgart, mit der die Kunsthalle zu Unrecht verglichen wird, ist die Kunsthalle ein Ausstellungsforum für zeitgenössische Kunst, das üblicherweise weniger Besucher aufweisen kann. Die Direktorin der Kunsthalle, Karol Kraus, betont, dass es eine der wichtigsten Aufgaben der Baden-Badener Kunsthalle sei, „die jüngste Szene vorzustellen“. Im vergangenen Jahr, das der Rechnungshof allerdings nicht berücksichtigte, zählte die Kunsthalle über 40 000 Besucher, 29% mehr als der Bericht als jährlicher Durchschnittswert angegeben hat. Staatssekretär Dietrich Birk erklärte, dass die Kunsthalle ein aufgrund ihres hohes Niveaus ihrer Wechselausstellungen ein großes überregionales und internationales Ansehen genieße. „Ich möchte die Kunsthalle in ihrer jetzigen Form erhalten und weiterentwickeln.“ Michael Hübl meinte in den BNN, dass Baden-Baden die Kunsthalle als eine lebendige Institution brauche, „wenn es kulturell nicht verknöchern will“.

Der Fotograf Wilhelm Kratt (1869–1949) – Schöpfer des Badischen Denkmäler-Archivs

Ausstellung im Prinz-Max-Palais
vom 6. Juni bis 23. August 2009

Unter dem Motto der Ausstellungsreihe „der Oberrhein um 19. Jahrhundert“ zeigte das Stadtmuseum Karlsruhe zum zehnjährigen Jubiläum des Museumspasses in Zusammenarbeit mit dem Landesarchiv

Baden-Württemberg Abteilung Generallandesarchiv Karlsruhe und dem Regierungspräsidium Karlsruhe im Referat Denkmalpflege eine Auswahl aus Wilhelm Kratts Lebenswerk, das heute eine Fundgrube mit vielen ungeahnten Schätzen ist.

Als Kratt 1904 in Karlsruhe ansässig wurde, gründete er sein badisches Denkmäler-Archiv, das bis 1928 auf 12 000 Aufnahmen aus allen badischen Regionen von Weinheim bis zum Bodensee angewachsen war, aber natürlich auch zahlreiche Fotos der Residenz Karlsruhe enthielt.

Einen reich bebilderten Katalog hat der Info Verlag hergestellt: Häuser- und Bau-Geschichte. Schriftenreihe des Stadtarchivs Karlsruhe. Herausgegeben von Ernst Otto Bräunche, Anke Mührenberg. Peter Pretsch und Volker Steck. 2009. Preis: Euro 12,00.

Landesmuseum Technik und Arbeit in Mannheim nennt sich ab 2009 Technoseum

Neuer Name, neues Programm

Das seit zwanzig Jahren bestehende Landesmuseum für Technik und Arbeit will sich ab 2010 Technoseum nennen, um sich außerhalb Mannheims und der Metropolregion zu positionieren. Trotz Einsparungen bei Personal und knappen finanziellen Ressourcen will das Technoseum sein Angebot weiter ausbauen und stärker auf die Zielgruppen Jugendliche und Kinder in den Schulen sowie Familien ausrichten. Um die Möglichkeiten der Interaktion weiter auszubauen, sollen Experimentierstationen künftig ein noch weiterer Bestandteil des Konzeptes werden. Sonderausstellungen wird es in Zukunft nur noch einmal im Jahr geben. Ab März 2010 wird die Sonderausstellung „Nano-Nutzen und Visionen einer neuen Technologie“ zu sehen sein. Für Herbst 2011 bis Frühjahr 2012 ist „Unser tägliches Brot – die Industrialisierung der Ernährung“ als Sonderschau vorgesehen.

Fernsehjournalist Markus Brock „Badener des Jahres“

„Was verbinden Sie mit Baden?“

Am 5. Juli 2009 wurde der Fernsehjournalist Markus Brock vom „Bund Freiheit statt Baden-Württemberg“ als „Badener des Jahres“ ausgezeichnet. Der Preisträger wird jeweils auf einer Sitzung am Fastnachtssamstag gewählt. Der BNN-

Redakteur Rainer Haendle führte mit dem Preisträger anläßlich der Auszeichnung ein Interview. Auf die Frage „Was verbinden Sie mit Baden?“ meinte Brock: „Baden ist eine der schönsten Regionen Deutschlands, in der es sich sehr gut leben läßt. Baden heißt für mich, warm und sonnig. Baden heißt für mich, im Straßencafe zu sitzen, gerne Wein zu trinken und gerne gut zu essen. Hier leben offene, freundliche Menschen, aber auch zurückhaltende Menschen“ (BNN 4. 7. 2009). Leider kommt die Baden-Bestimmung von Herrn Brock nicht über die gängigen kulinarischen Vor-Urteile hinaus.

Ein Magazinbau für die Landesbibliothek in Karlsruhe und Bau des Westflügels des Naturkundemuseums

Mit dem zehn Millionen Euro teuren Neubau eines Magazins für die Badische Landesbibliothek in Hagsfeld kann laut Minister Stächele bald begonnen werden. Der Westflügel des Naturkundemuseums wurde bislang als Magazinbau der Badischen Landesbibliothek und dem Generallandesarchiv genutzt. Wenn der Westflügel 2012 frei wird, könnte mit dem neuen Westflügel für das Naturkundemuseum begonnen werden.

Ausstellung „Entdeckungen 2009. Wasser“

Auf der Insel Mainau und Podiumsdiskussion der jährlichen Nobelpreisträgertagung in Lindau „Die Menschen müssen ihren Lebensstil ändern“

Rajendra Pachauri, Leiter des Weltklimarates, und Mario Molina betonten, dass der Klimawandel sich nicht auf eine Erhöhung der Temperatur beschränke. Da der Meeresspiegel steige, werden die Küstengebiete überschwemmt. In vielen Regionen der Erde werde sich die Landwirtschaft wandeln und sauberes Trinkwasser werde für zahllose Menschen noch kostbarer und seltener als heute. Alle diese Veränderungen brächten ein großes Konfliktpotential mit sich. „Wenn wir nichts tun, wird der Klimawandel die Lebensbasis für drei Viertel der Menschheit vernichten“ „Die Menschen müssen ihren Lebensstil ändern“ (R. Paschauri). Die Staatssekretärin Cornelia Quennet-Thielen vom Bundesforschungsministerium fragte dagegen an, ob es überhaupt eine Senkung des Lebensstandard bedürfe. Vielmehr könnten moderne energiesparende Technik und alternative Energiequellen helfen, die bisherigen Lebensgewohnheiten aufrechtzuerhalten (StZ 4. 7. 2009).

Eröffnung der Ausstellung „100 Badische Jahre“ im Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim am 9. Juli 2009

Ein kolossaler Lanz-Gespann-Bulldog aus dem Jahr 1921 dominierte die kleine Schau im Landesmuseum für Technik und Arbeit, der Rohölschlepper steht für die enorme Schubkraft der Stadt, die schon im Badner-Lied in den höchsten Tönen besungen wird. „In Karlsruh’ ist die Residenz, in Mannheim die Fabrik!“ heißt und alles zusammen schimmert als „edle Perl’ in deutschen Land!“ – um diesen Juwel und seine Pflege ging es in der Ausstellung „100 Badische Jahre“, die am 9. 7. 2009 am Abend eröffnet wurde (Susanne Räuchle, Mannheimer Morgen).

Ein besonderer Schwerpunkt in der LTA-Schau ist der Mannheimer Regionalgruppe gewidmet. Mit 140 Mitgliedern wirft die Regionalgruppe einen „prüfenden Blick“ auf die Entwicklungen der Stadt. Vereinsvorsitzender Volker Keller und Dr. Thomas Herzig, Leiter der Abteilung für Ausstellungen im LTA, wiesen auf die Vorstöße der Mannheimer hin: Der erfolglose Kampf um das Alte Rathaus und die gelungene Restaurierung des Paradeplatzbrunnens. Die Regionalgruppe setzte sich auch vor Jahren für den vom Abriss bedrohten Altbau in J 4 ein. Die bemerkenswerte Fassade wurde gerettet. Die Aktion wurde in der Schau dokumentiert.

Architekturzeit, Arbeitskreis am Puls Architektenkammer Karlsruhe-Stadt

Veranstaltung am 17. Juli 2009: „Wer entscheidet wie was. Wer ist am Dialog beteiligt?“

Der Arbeitskreis hat sich zum Ziel gesetzt, den Dialog zwischen den bei der Stadtplanung und dem Städtebau Beteiligten zu fördern. Im Mittelpunkt der Podiumsdiskussion stand die Frage, wie ein Dialog im Vorfeld der Planungen funktionieren könne. An der Diskussion beteiligt waren: Uwe Hochhuth, Prorektor der HfG Karlsruhe, Dieter Ben Kaufmann, Architekt Ostfildern, Norbert Kähler, Marketing Karlsruhe, Beatrice Soltys, Bürgermeisterin der Stadt Fellbach. Die Moderation führte Dr. Susanne Kaufmann, SWR2.

Die Misere in Fragen des Städtebaus besteht darin, dass jeder meint, er könne mitreden. Demgegenüber wurde von den Referenten gefordert, dass der Bürger „fit gemacht“ werden müsse, damit ein Dialog auf einem gewissen Niveau überhaupt stattfinden könne. Dialog setzt Lernbereitschaft voraus. Der Bürger einer Stadt muss verstehen, worüber er entscheiden soll. Allerdings kann unter Demokartie und Bürgerbeteilung nicht verstanden werden, dass man zu architektonischen Projekten einfach sagt, „was einem gerade einfällt.“

Eine Bewusstseinsbildung für Fragen der Architektur durch eine „Kompetenzerzeugung“ muss von den Fachleuten geleistet werden. Es genügt aber nicht,

dass der Bürger über Kompetenz verfügt, er muss auch Vertrauen haben zu denen, die Kompetenz besitzen. Als Idealfall wurde der „nachhaltige Bürger“ ausgemacht, der Bürger, der fähig ist, in 10 oder 20 Jahren die städtebaulichen Entscheidungen zu beurteilen. Soll der Bürger nicht überfordert werden, muss Bürgerbeteiligung über Projekte laufen. Letztlich ist daran zu arbeiten, dass eine Bewusstseinsbildung des Bürgers für die Stadt stattfindet und ein Verständnis für Architektur „eingepflanzt“ wird (Kaufmann). Als wichtig für den Dialog wurde auch das „Identitätsbild“, das eine Stadt mit baulichen Projekten anstrebt, erachtet. Die Stadt – und die Bürger – müssen wissen, „in welcher Liga die Stadt spielen will“. Dies ist ein Aspekt, der angesichts des Wettbewerbs der Städte immer wichtiger wird. Es wurden fünf Gruppen benannt, die am Dialog teilnehmen: Bürger, Stadtplanungsamt, Politiker im Gemeinderat, fachliche Öffentlichkeit und Investoren oder weitere Player. Die Frage, wer von den genannten Gruppen „das Sagen habe“, wer „am Drücker sitze“, führte naturgemäß zu den Investoren. Allerdings wurde die Meinung vertreten, dass die Kommune genügend Mittel besitze, die Investoren zu lenken (Soltys). Als völlig „missratener Dialog“ galt Kaufmann die Kommunikation zu Stuttgart 21. Allgemein positiv für den Prozess des Dialogs wurde der Gestaltungsbeirat eingeschätzt. Er ist ein wertvolles Instrument und bietet die Möglichkeit, dass sich die Stadt zurücknehmen kann (Soltys).

Die gut besuchte Veranstaltung hat gezeigt, dass ein Dialog in Sachen Städtebau und Architektur nicht auskommt ohne eine gewisse Schulung und Kompetenz der Bürger. Die Frage, wer diese Kompetenz vermitteln solle, konnte nicht eindeutig geklärt werden. Hochhuth meinte, es komme im Prozess des Dialogs nicht so sehr auf Personen an als auf Phasen des Dialogs und die Sequenz der Argumente.

Freiburg belegt Platz fünf im Städteranking

Das Wirtschaftsmagazin „Kapital“ hat von einer Ratingagentur in Bad Homburg ein Städteranking erstellen lassen, wonach die „badische Kleingroßstadt“ (StZ) Freiburg den Platz fünf vor Stuttgart und Heidelberg belegt. Bewertet wurden die untersuchten Städte nach dem Entwicklungspotential in den Kategorien Wirtschaftsleistung, Arbeitsplätze, Bevölkerung und Kaufkraft. Der Kommentator der Badischen Zeitung, Stefan Hupka, sieht den dramatischen Absturz der Industriestadt Stuttgart im Ranking als „schwerwiegend für das Land“ an. „Denn Stuttgart ist nicht bloß Stuttgart. Es ist diejenige Region, in der ein großer Teil des Sozialproduktes für das ganze Land erwirtschaftet wird. Es ist mithin Baden-Württemberg, das da ins Rutschen gekommen ist, das Musterland, der Klassenbeste, der notorische Besserwisser und föderative Nachhilfelehrer, der als Hauptnettozahler im Länderfinanzausgleich andere stets hat wissen lassen, dass sie ihre Beine unter seinen Tisch ausstrecken“ *(BaZ, 25. 7. 2009).*

„Salem wird uns lieb und teuer sein“

875-Jahr-Jubiläum von Schloss und Kloster Salem

Das Land Baden-Württemberg hat am 25. Juli im Salemer Schloss ein Bürgerfest gefeiert. Anlass war die 875-Jahr-Feier von Kloster und Schloss. Gleichzeitig feierte das Land mit seinen Bürgern den Kauf des Schlosses vom Haus Baden im April. Von den Schlössern und Klöstern des Landes sei „keines so reich und so alt wie Salem“, sagte Oettinger. Im Hinblick auf die fünf Millionen Euro die für anstehende Restaurierungsarbeiten in den nächsten Haushalt eingestellt sind, sagte Finanzminister Stächele: „Diese Anlage wird uns lieb und auch ein bisschen teuer sein“. Prinz Bernhard von Baden sprach als ehemaliger Schlossherr von „seiner großen Freude, dass Salem und der öffentliche Zugang erhalten wird“. Das Land sei immer der „Wunschpartner“ seiner Familie beim Verkauf des Schlosses gewesen.

Neubau der Melanchthon-Akademie in Bretten

Oberbürgermeister Paul Metzger werte den Neubau der Europäischen Melanchthon-Akademie als einen Beitrag zur europäischen Kultur. „Mit dem Neubau wollen wir ganz bewusst Impulse geben für die Tradition des europäischen Humanismus, für Ökumene und für ein ethisch bewusstes Handeln in Politik, Gesellschaft und Wirtschaft. Von einem großen Tag für die Region und das ganze Land“ sprach Regierungsvizepräsident Klaus Michael Rückert. Die große Kreisstadt Bretten werde allmählich zu einer „Metropole des Humanismus“.

Rund drei Millionen Euro kostete der Neubau des Akademie-Gebäudes, die Sanierung der Außenfassade des Melanchthonhauses und die Gestaltung der drei neugotischen Blindfenster.

Mannheim wird Mitglied der Vereinigten Eurocities

Als erste Stadt in Baden-Württemberg ist Mannheim Mitglied der Vereinigung eurocities geworden. Der kommunalen Lobbyorgnisation gehören derzeit 130 Städte mit mehr als 250 000 Einwohnern an. Die Vereinigung versteht sich als Netzwerk der großen Kommunen zu Austausch von Ideen und Erfahrungen wie der Lösung gemeinsamer Probleme. Mannheim will mit der Mitarbeit in der Organisation den Zugang zu europäischen Institutionen, insbesondere zur EU-Kommission, sicherstellen.

Nibelungenlied wird UNESCO-Weltdokumentenerbe

Das internationale Komitee für das UNESCO-Programm „Memory of the World“ empfahl die Aufnahme

der drei wichtigsten und vollständigsten Handschriften in das Register. Die Handschriften werden in der Bayrischen Staatsbibliothek, der Badischen Landesbibliothek und in der Stiftsbibliothek St. Gallen aufbewahrt.

„Das Gefühl Heimat“

Fernsehsendung am Samstag, 19. Juni 2009, 18:15–18:45 Uhr im SWR

Die ortsbezogene Sendung stellte im Wesentlichen Aktivitäten des Schwäbischen Heimatbundes zum Natur- und Denkmalschutz dar: Tübingen, Rottenburg, Gaienhofen, Untermarchtal, Burgweiler Ried. Von der Badischen Heimat erfuhr nur die Bemühung um die Wutachschlucht Erwähnung. Das „Gefühl der Heimat“ wurde im Zusammenhang mit Hermann Hesses Geburtsstadt Calw exemplifiziert. Ein alter Film über das Kalkbergwerk in Untermarchtal nahm unverhältnismäßig viel Zeit in Anspruch. Der Badische Beitrag beschränkte sich auf die Themen Badische Heimat in der Zeit des Nationalsozialismus und die politische Abstinenz in der Zeit nach 1952. Der Vorsitzende der Badische Heimat, Dr. Sven von Ungern-Sternberg beteuerte, dass sich der Verein 1975 in Wyhl nicht engagiert habe. In Zukunft will sich der Verein aber stärker für badische Belange einsetzen. Was die NS-Zeit anbetrifft, so war die Publikation der Badischen Heimat „keine Speerspitze der NS-Ideologie“ und ihrer Propaganda.

Elisabeth Schraut zum Chevalier de l′ Ordre National du Mérite ernannt

Die Stellvertretende Vorsitzende der Regionalgruppe Karlsruhe, Frau Elisabeth Schaut M.A., im Kulturamt Karlsruhe zuständig für auswärtigen Beziehungen, wurde für ihre großen Verdienste für die grenzüberschreitende Zusammenarbeit zum Chevalier de l’ Ordre National du Mérite ernannt.

Monsieur le Ancien Ministre André Bord und Frau E. Schraut

Ab 1. 10. 2009 wird Elisabeth Schraut Direktorin des Goethe Instituts in Nancy. Das Goethe Institut in Nancy ist zuständig für ganz Ostfrankreich: Elsass, Lothringen und Champagne-Ardenne.

Elisabeth Schraut wurde 1955 in Bamberg geboren. Von 1974–1980 studierte sie Geschichte, Literatur und Kunstgeschichte in Konstanz und Wien.

Seit 1983 arbeitete sie im Kulturamt Karlsruhe und betreute dort die Abteilung für Internationale Beziehungen. Im Zusammenhang mit dem Projekt „Frauenperspektiven“ hat sie mehrere Veranstaltungen betreut, zuletzt „Tausend und ein Iran. Mille et un Iran. Frauenperspektiven“ im Jahre 2009. In der Regionalgruppe Karlsruhe der Badischen Heimat hat sie als Stellvertretende Vorsitzende die jeweiligen Halbjahresprogramme gestaltet. Im Landesverein Badische Heimat hat sie im Jubiläumsjahr ihre Erfahrung und ihre Kontakte in die Organisation der Wanderausstellung „100 Badische Jahre“ eingebracht.

Adrien Zeller (2. 4. 1940 – 22. 8. 2009) Präsident des elsässischen Regionalrates, verstorben

Adrien Zeller war seit 1996 Präsident des elsässischen Regionalrates, war 24 Jahre Bürgermeister von Saverne, war Abgeordneter in Paris und im Europaparlament in Straßburg. Er war immer präsent in den grenzüberschreitenden Gremien des Oberrheins. „Zeller war ein echter Grenzgänger und eigentlich unersetzlich, auch wegen seiner exzellenten Deutschkenntnisse“ (Martin Graff).

DNA fasste seine politischen Eigenschaften so zusammen: „C’est un homme politique de grande envergue, centriste, humaniste, grande decentralisateur … Empecheur de penser en ronde, agitateur d’idees, rebelle aux ideologies de tous bords“ (DNA 23. 8. 2009). Er war, so der Premierminister François Fillon bei der Trauerfeier im Straßburger Münster am 27. August, „ein unermüdlicher Fürsprecher einer ehrgeizigen Regionalisierung“.

Zeller genoss auch auf deutscher Seite höchste Wertschätzung. Bundesminister Wolfgang Schäuble: „Unsere gemeinsame Heimat am Oberrhein hat einen ihrer Besten verloren. Er war in seiner Region verwurzelt und weltoffen zugleich“.

53. Deutsch-französisches Bürgermeistertreffen in Breisach

Im Geiste Adrien Zellers forderte die Landrätin Dorothea Störr-Ritter (Breisgau-Hochschwarzwald) neuen Elan für die grenzüberschreitende Kooperation. Louis Becker als Gastredner wies darauf hin, dass die

Kooperation am Oberrhein nicht nur von den Subventionen aus Brüssel abhänge, sondern von der Sprache.

Becker: „Wenn wir uns verstehen wollen, müssen wir wenigstens verstehen, was der andere sagt.“ In Baden und im Elsass habe der Wille, die Sprache des Nachbarn, besorgniserregend abgenommen.

Karlsruher Lyriker Walter Helmut Fritz am 26. August 2009 80 Jahre alt

„Anders als seine Generationsgefährten trug Fritz weder die sprachliche Eigenart seiner Gedichte noch seine politische Gesinnung zur Schau: er kam ohne Rhetorik, ohne kühne Experiment, ohne hermetisch anmutende Metaphern, ohne freche Sprüche und ironisch parodistische Gesten aus. Sein Werk bewegte sich abseits von Moden und Sensationen. Und dabei ist es geblieben bis zu den jüngsten Gedichtbänden ‚Maskenzug‘ (2003) und ‚Offene Augen‘“ (Wulf Segebrecht in FAZ).

Ab 1. Oktober 2009: Karlsruher Institut für Technologie (KIT)

„Spätestens jetzt sollten sich die Badener diesen Namen gut einprägen. Denn die Karlsruher Elite-Universität und das Forschungszentrum Karlsruhe verschmelzen heute zum Giganten KIT“ (BNN). Das KIT, dem das amerikanischen Massachusetts Institute of Technology (MIT) als Vorbild diente, soll ein weltweit bedeutendes Energie-Forschungszentrum werden. Mit 27 000 Mitarbeitern (8300 Mitarbeiter, 18 748 Studenten und 2500 wissenschaftliche Mitarbeiter) ist das Karlsruher Institut für Technologie die Nummer Eins in Deutschland.

Erweiterungsbau der Hochschule für jüdische Studien in Heidelberg eröffnet

Am 30. September 2009 wurde der Erweiterungsbau der Hochschule für jüdische Studien in der Landfriedstraße, Heidelberg eröffnet. Die Hochschule wurde 1972 vom Oberrat der Israeliten in Baden initiiert und hat im Wintersemester 1979/80 ihren Lehrbetrieb aufgenommen. Ziel der Hochschule ist es, das Wissen auf allen Gebieten der jüdischen Kultur zu mehren und ein wissenschaftlich fundiertes Bild des Judentums zu vermitteln. Mit acht Lehrstühlen der jüdischen Studien, ergänzt um Dozenturen im Bereich der Sprachwissenschaften, deckt die Hochschule das gesamte Spektrum ihres Faches ab. An der Hochschule werden 150 Studierende aus 14 Ländern ausgebildet.

Harald Denecken zum stellvertretenden Vorsitzenden der Landesvereinigung gewählt

Der ehemalige Erste Bürgermeister der Stadt Karlsruhe, Harald Denecken, wurde bei der letzten Mitgliederversammlung zum stellvertretenden Vorsitzenden gewählt. Die bisherige stellvertretende Vorsitzende, Gerlinde Hämmerle, gab aus Gesundheitsgründen das Amt ab. Prof. Robert Mürb wurde als erster Vorsitzender einstimmig wiedergewählt.

Die Landesvereinigung, so führte Frau G. Hämmerle aus, setzt sich ein für eine europäische Metropolregion von Basel bis Karlsruhe. Mit den Karlsruher Institut für Technologie (KIT) samt Eliteuniversität habe man am Oberrhein einen „Leuchtturm der Wissenschaft.“ Weiter unterstützt die Landesvereinigung die acht Bürgerinitiativen, die Korrekturen beim Ausbau des Schienennetzes der DB von Offenburg nach Basel fordern.

Strategiepapier der Wissenschaft zur Trinationalen Metropolregion Oberrhein

Die Wissenschaft hat ihre Ziele und die dafür notwendigen Maßnahmen in einem Strategiepapier zur Trinationalen Metropolregion Oberrhein definiert. Die Trinationale Metropolregion Oberrhein will bis 2020 unter den wissenschaftbasierten grenzüberschreitenden Wirtschaftsräumen Europas der dynamischte sein. Hierzu vernetzten sich die Wissenschaftseinrichtungen am Oberrhein untereinander mit den Säulen Politik, Wirtschaft und Zivilgesellschaft. Dieses Ziel soll in der Säule Wissenschaft durch dauerhafte Vernetzung und kontinuierlichen Austausch der Akteure erreicht werden. Dazu gehört eine die Hochschularten übergreifende Kooperation sowie die Kooperation zwischen den verschiedenen Ausbildungsstufen. Weiterhin sieht das Strategiepapier eine dauerhafte Vernetzung und einen kontinuierlichen Austausch der Wissenschaft mit der Politik, Wirtschaft und Zivilgesellschaft vor.

Mannheim auf Platz 13 des Zukunftsatlasses, Karlsruhe in der Kategorie der wichtigsten Philosophen auf Platz 2

Nach dem Zukunftsatlas des „Handelsblattes“ (21. 9. 2009) über 25 Regionen mit wachstumsträchtigen Zukunftsfeldern belegt Mannheim den 13. Platz. Stuttgart Stadt den 6. Platz. Von den 25 Regionen mit aussichtsreichen Branchen befinden sich allein zehn Standorte in Baden-Württemberg. Der Bodenseekreis bringt es auf Platz 20.

„Das Ländle ist Deutschlands absolute Spitzenregion für Zukunftscluster.“ Nach dem Ranking „Deutschlands wichtigste Vordenker“ der Zeitschrift „Cicero“ (Oktober 2009) belegt Peter Sloterdijk in der Kategorie der 20 wichtigsten Philosophen den Platz zwei hinter Jürgen Habermas. Im Begleitessay hält Norbert Bolz Sloterdijk für einen Philosophen, der „wholehearted“ (nach Harry Frankfurt), „ein Erkenntnisinteresse aus ganzem Herzen“ verfolge.

Evangelischer Landesbischof Ulrich Fischer

„Bei uns stellt sich die Fusionsfrage nicht“

In einem Gespräch mit den Badischen Neuesten Nachrichten bestätigte der evangelische Landesbischof Ulrich Fischer, dass sich bei der Württembergischen und Badischen Landeskirche die Fusionsfrage überhaupt nicht stelle, „solange wir die momentane hohe Leistungsfähigkeit haben“. „Hinzu kommt das wunderbare ökumenische Verhältnis der Württemberg mit der Diözese Rottenburg und unseres mit der Erzdiözese Freiburg. Wir wollen aber sehr viel mehr kooperieren mit der Württembergischen Landeskirche. Zum Beispiel beim Thema Religionspädagogik oder in der Diakonie.“

Den Begriff Oberrhein „in Szene setzen“

Der Oberrhein als Marke

Bernd Dallnann, Geschäftsführer der Freiburg Wirtschaft Touristik und Messe hat vorgeschlagen, dass Freiburg, die Vogesen oder der Schwarzwald weiterhin für sich selbst werben – dabei aber stets „am Oberrhein“ dem Namen hinzufügen. Auf diese Weise soll der Oberrhein als Marke ähnlich bekannt werden, wie es beispielsweise die Toskana oder Südtirol längst sind. „Die Menschen von außerhalb nehmen uns nicht als Region wahr“, sagt Dallmann. Deshalb sei es notwendig den Begriff Oberrhein „in Szene zu setzen“. Die „Trinationale Metropolregion am Oberrhein ist kein Marketingname, sondern ein politischer Begriff. Wir müssen versuchen, so Dallmann, mit dem geografisch korrekten Begriff zu arbeiten“ (Wirtschaft im Südwesten 10 (2009).

Sammlermuseum Margit Biedermann in Donaueschingen eröffnet

In Donaueschingen ist das Museum Biedermann eröffnet worden, das sich von den übrigen Sammlermuseen unterscheidet. Sie sammelt mit Vorliebe schwarze Bilder. Zur Eröffnung präsentiert Biedermann eine Auswahl von weitgehend junger und italienischer Kunst. Für Donaueschingen ist das neue Museum eine echte Bereicherung.

Das klassizistische Gebäude mit zwei kurzen hervorspringenden Flügeln, das nun das Museum beherbergt, wurde 1841 von der Donaueschinger Museumsgesellschaft gebaut. Im Ersten Weltkrieg war das Gebäude Lazarett, dann 1937 ein Kino.

André Reichardt neuer Regionalpräsident im Elsass

Der Vizepräsident des Regionalrates, André Reichardt, wurde am 14. 9. 2009 als Nachfolger Adrien Zellers in das Amt mit einer „majorité zellerienne“ (DNA) mit 26 der 47 Stimmen gewählt. Reichardt wurde am 5. Dezember 1949 in Wissembourg geboren. Er war seit 1991 Direktor der Handelskammer, 1995 wurde er zum Bürgermeister von Soffelweyherheim gewählt. Reichardt wird für sechs Monate bis zu den französischen Regionalwahlen im März 2010 amtieren.

Personalia

Ludwig Vögely, Vorsitzender des Landesverein Badische Heimat von 1982–1998 am 14. Mai 2009 verstorben

θυμῷ μάχεσθαι χαλεπόν ὅ τι γὰρ ἂν θέλη,
ψυχῆς ὠνεῖται.

Heraklit B 85

Ludwig Vögely, am 19. Dezember 1916 geboren, war Mitglied des Landesvereins Badische Heimat seit 1953. Im Jahre 1975 wurde er unter dem Vorsitzenden Dr. Franz Laubenberger stellvertretender Vorsitzender. Von 1982 bis 1998 nahm er das Amt des Vorsitzenden des Landesvereins wahr.

In einer Zeit großen Umbruchs hat Vögely durch den Aufbau und die Weiterentwicklung der Verwaltung der Badischen Heimat, Neuordnung der Bibliothek und des Archivs, Erfassung der Aufsätze in der Publikation Badische Heimat und die Chronik des Landesvereins 1909–1984 ein solides Fundament für die weitere Arbeit des Vereins gelegt. In seiner Amtszeit haben sich die Hefte der Badischen Heimat auf das neue Heimatverständnis und den Regionalismus eingestellt. Schrittweise wurden Themen und Design der Hefte modernisiert. Durch die Sanierung des Hauses der Badischen Heimat in der Hansjakobstraße, Freiburg, den Erwerb des bisher in Erbpacht überlassenen Grundstücks hat er erreicht, dass das Haus der Badischen Heimat Mittelpunkt und Heimat des Vereins blieb.

Anlässlich des 80. Geburtstages des Landesvereins hat er die Situation des Vereins als ein „Pendeln zwischen zwischen Tradition (Statik) und Fortschritt

(Dynamik)“ beschrieben. „Von der Tradition ist der Landesverein mehr der Tradition verhaftet“. Gleichzeitig war ihm aber klar, dass der Landesverein nicht zu einem „reinen Traditionsverein“ werden dürfe. Schmerzlich musste er erkennen, dass der „Alleinvertretungsanspruch“ des Landesvereins Badische Heimat „in Sachen Heimatpflege, Denkmal-, Natur- und Umweltschutz“ längst der Vergangenheit angehörte. Eine Wiederbelebung der Regionalgruppen, die vor seiner Amtszeit verloren gegangen waren, konnte er, trotz angestrengter Bemühungen, nicht erreichen.

Durch zahlreiche Aufsätze und Rezension in den 47 Jahren seiner Mitgliedschaft in der Badischen Heimat hat er sich gewissermaßen in die Hefte der Badischen Heimat „eingeschrieben“.

Ludwig Vögely hat sich nach der Zurruhesetzung als Schulamtsdirektor ganz der Sache der Badischen Heimat verschrieben. Die sechzehnjährige Amtszeit als Vorsitzender mag dazu beigetragen haben, dass er ein ganz besonders Verhältnis zum Landesverein Badische Heimat entwickelte, das zur Geltung zu bringen, er über seine Amtszeit hinaus, bemüht war.

Ludwig Vögely ist im Jahre 2000 ohne Angabe von Gründen und zum Bedauern des damaligen und heutigen Vorstandes aus dem Landesverein ausgetreten.

Dr. Martin Keller wurde mit der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette 2009 der Gemeinde Hausen im Wiesental ausgezeichnet

Wo isch de Weg zur Sunntigfreud?[1] *– oder: Sagen Sie es den Bächlein*[2] *…*

Beim Hebelabend am 9. Mai 2009 brachten die Akteure mit ihrem vielseitigen und abwechslungsreichen Programm die Gäste in der sehr gut besuchten Festhalle auf „den Weg zur Sunntigfreud“. Zugleich schufen sie mit ihren Beiträgen, von denen zahlreiche aus der Zeit des Dichters, Theologen und Kalendermannes stammten, eine ausgesprochene behagliche Atmosphäre. Zur Besinnung auf die eigenen Wurzeln passte die Wahl des Trägers der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette, die zum nunmehr fünfzigsten Mal von der Gemeinde Hausen im Wiesental verliehen wurde. Die Auszeichnung ging an Dr. Martin Keller aus Arlesheim.

Wie Elmar Vogt in seiner Laudatio ausführte, ist unter Anderem das „Markgräfler Familiennamenbuch“ der Initiative und dem Einsatz von Martin Keller zu verdanken.

Darüber hinaus ist Martin Keller Verfasser zahlreicher wichtiger regionalgeschichtlicher Beiträge und Aufsätze.

Am Vorabend des Hebelabends hatte die Gemeinde zum Gespräch mit dem Hebelplakettenträger in das Hebelhaus eingeladen.

Die im Jahr 1921 in Basel geborene Persönlichkeit, die Betriebswirtschafts- und Volkswirtschaftslehre

Bürgermeister Martin Bühler (re.) überreichte die Johann Peter Hebel-Gedenkplakette an den Autor zahlreicher regionalgeschichtlicher Beiträge und den Initiator des Markgräfler Familiennamenbuches, Dr. Martin Keller aus Arlesheim Aufnahme: Elmar Vogt

studierte, der Vorstandschaft des Geschichtsvereins Markgräflerland und der Genealogischen-Heraldischen Gesellschaft der Regio Basel (GHGRB) angehört, stellte Elmar Vogt in einem munteren Frage-Antwort-Spiel den Besuchern vor. Zahlreiche schriftliche Arbeiten stammen aus der Feder des Geehrten wie das „Hexenwerk in Schliengen“, Beiträge zu Familiennamen, „Markgräfliche Sitze in Basel, Taufen, Trauungen und Totenfeiern in den Basler Hofkapellen“.

Untrennbar mit dem Namen des Plakettenträgers verbunden ist das „Markgräfler Familiennamenbuch“ (MFNB), das von einer etwa 20-köpfigen Arbeitsgruppe im Laufe der Jahre erstellt und herausgegeben wird. Unter der Federführung von Martin Keller erschienen bereits 42 Bücher, wobei 77 politische Gemeinden des Markgräflerlandes und angrenzender Gebiete in kirchlichen und staatlichen Archiven gesichtet und bearbeitet wurden. Von den Schwierigkeiten, der Bestandsaufnahme, der Erstellung von EDV-Programmen, dem Puzzle-Spiel bei Hör- und Verständnisfehlern, dem zunehmenden Interesse an Familien-, Namens- und Sippenforschung berichtete Keller sehr anschaulich. Auch von der Überarbeitung des Erstausdrucks nach 17 Kriterien einer Plausibilitätskontrolle war die Rede. Zu erfahren war, dass die Kirchenbücher wichtige Grundlage und Ergänzung für eine Ortsgeschichte darstellen. Der Oberkirchenrat in Karlsruhe sei sehr „zurückhaltend“ bei der Einsichtnahme der Objekte, urteilte Dr. Keller und ergänzte, dass in Deutschland erst etwa sieben Prozent der Kirchenbücher durchgesehen seien. In der Schweiz hingegen können Familienforscher viel leichter an Unterlagen kommen und fänden nicht nur Unterlagen bis zum 30jährigen Krieg wie in Baden vor, sondern darüber hinaus bis in die Zeit vor dem großen Erdbeben in Basel im Jahr 1356 und dazu noch die ergiebigen Zunftbücher. Aus den Kirchenbüchern könne vieles „herausgelesen“ werden wie die Größe der einzelnen Familien und Dörfer, Berufe, Ein- und Auswande-

rungen, Kindersterblichkeit, Krankheiten und medizinisch-historische Informationen.

Mit einem bisher unerreichten Tempo arbeite eine engagierte Gruppe an der Herausgabe eines Ortssippenbuches für Schopfheim, in das auch Gersbach und Hausen einbezogen wird (gehörte von 1605 bis 1735 dem Kirchspiel Schopfheim an). Den Erscheinungstermin im Jahr 2010 für die vorgesehenen zwei Bände mit etwa 1500 Druckseiten bewertete Dr. Keller, der mitverantwortlich und Motivator ist, eher als skeptisch.

Einblicke in vorgelegte bestens gelungene Familiennamenbücher aus Vogelbach/Marzell, Hasel, Steinen und Maulburg rundeten die Informationen ab; erfreulich auch, dass rund 90 Prozent der Belege für das Markgräflerland erstbearbeitet sind oder schon gedruckt vorliegen.

Mit einem Appell beendete Dr. Martin Keller sein spannendes Thema „Familienforschung"; er suche dringend Mitarbeiter im Lesen alter Schriften und einen Nachfolger für seine Tätigkeit, da er altershalber langsam an seine Grenzen komme.

Anmerkungen

1 Aus Hebels Gedicht: Der Wegweiser, Guter Rat zum Abschied, erste Verszeile der vierten Strophe.
2 Hebel in einem Brief an Gottfried Haufe vom 19. August 1821, abgedruckt in: Johann Peter Hebels Briefe, herausgegeben und erläutert von Wilhelm Zentner, Verlag C. F. Müller, Karlsruhe 1939, Seite 604, Brief 437.

Elmar Vogt

Schreiben, damit etwas übrig bleibt?
oder
Sprache als Herausforderung

Markus Manfred Jung wurde mit dem „Hebeldank" des Jahres 2009 des Hebelbundes Lörrach e. V. ausgezeichnet

Sein Name steht seit vielen Jahren für die *Vielseitigkeit* der Alemannischen Sprache und sein Einsatz *für* die Alemannische Sprache: Markus Manfred Jung.

Wenn einer das „Schatzkästlein" verdient hat, dann der im Jahre 1954 in Zell im Wiesental geborene und heute in Wehr wohnhafte Markus Manfred Jung, dies wurde beim Festabend am 16. Mai 2009 im Lörracher Burghof mehr als deutlich.

Mit der diesjährigen Auszeichnung an den Lyriker und Autor gelang dem Hebelbund gleichwohl eine gelungene Überraschung.

Der Geehrte wuchs in Lörrach auf und studierte Germanistik, Skandinavistik, Philosophie und Sport in Freiburg im Breisgau und in Oslo (Norwegen).

Zu den bekanntesten (Lyrik-)Werken Jungs gehören unter anderem: „rägesuur", „halbwertsziit", „hexenoodle", „E himmlischi Unterhaltig" und „verruckt kommod". Gedichte des Preisträgers wurden ins Norwegische, Rumänische, Italienische und in die romagnolische Mundart übersetzt. Nicht vergessen

Das Bild zeigt (v. l. n. r.) Karl Heinz Ott (Festredner), Hebeldankträger Markus Manfred Jung, Hans-Jürgen Schmidt (Präsident), Ulrike Ebert-Wirminghaus (Prolog) und zwei Mädchen in der Zeller Tracht

Foto: Martina David-Wenk

werden darf der äußerst gelungene und qualitativ hervorragende Text- und Bildband über Norwegen, den Markus Manfred Jung zusammen mit Erich Spiegelhalter herausgegeben hat.

Zusammen mit Thomas Burth rief Markus Manfred Jung vor vielen Jahren die Schopfheimer Literaturwerkstatt ins Leben, die heute zum festen Bestandteil im regionalen Kulturkalender gehört. Ebenso gehören vielbeachtete Theaterstücke (Klausenhof in Herrischried) zum Werk des jüngsten Hebeldankträgers.

Um die Schwierigkeiten im Verlagswesen, gerade im Bereich der Lyrik, war sich Markus Manfred Jung von Anfang an bewusst. Was lag hier näher, als einen eigenen Verlag zu gründen? Zusammen mit Franz Handschuh und Wendelinus Wurth gründeten die drei „Mitstreiter" den Gutacher Drey-Verlag, der sich erfreulicherweise gut im Verlagsgeschäft etabliert hat und eine stattliche Anzahl von bisher mehr als dreißig Titel herausgegeben hat. Seit zwei Jahren hat Markus Manfred Jung auch das Amt des Präsidenten des Internationalen Dialekt-Instituts mit Sitz in Innsbruck inne.

Als Dichter könne Markus Manfred Jung, was bereits Johann Peter Hebel bewiesen habe: er habe die Sprache „ins Dichten gebracht" und gezeigt, dass die „Menschen hier mit dem Alemannischen eine Sprache zur Verfügung haben, die viel mehr könne als Hochdeutsch", so der Präsident des Hebelbundes, Hans-Jürgen Schmidt, in seiner Laudatio. Das Alemannische ist bei Markus Manfred Jung lebendig und zeitgemäß geblieben, das zeige auch der Preis der Deutschen Schallplattenkritik, den er gemeinsam mit Uli Führe bekommen hat, so Hans-Jürgen Schmidt.

Dass er die Auszeichnung in Lörrach bekommt, wo er aufwuchs, beim TuS Stetten Sport trieb, im Hebel-Gymnasium sein Abitur ablegte und später auch als Referendar tätig war, freue ihn außerordentlich, sagte Jung. Der Dank des Geehrten galt in erster Linie seinen Eltern, Klärli und Gerhard Jung, die ihm aus

Hebels „Schatzkästlein“ vorgelesen haben, aber natürlich auch seinen Deutschlehrern und allen, die ihn bei seinen Bemühungen um die Alemannische Sprache bisher unterstützt haben und nicht zuletzt dem Präsidium des Hebelbundes für die Auszeichnung und dem Festpublikum im Burghof.

Markus Manfred Jung ist ein besonders engagierter Kämpfer und Verfechter für die Alemannische Sprache. Möge die Verleihung des Hebeldankes an Markus Manfred Jung mit dazu beitragen, dass sich sein vielseitiges Werk mit seinen wichtigen Arbeiten auch weiterhin überregional entfalten und ausdehnen kann.

Elmar Vogt

Nachruf

Susanne Bährle

Am 5. September 2009 verstarb nach langer schwerer Krankheit im Alter von 49 Jahren Frau Susanne Bährle, Leiterin des Karl-Wörn-Hauses in Schwetzingen. Frau Susanne Bährle hat in jahrelanger engagierter Arbeit als Mitglied im Beirat der Bezirksgruppe Schwetzingen die Zusammenarbeit zwischen der Stadt Schwetzingen und der Bezirksgruppe gefördert und eng verbunden.

Am Anfang ihrer Arbeit stand der Aufbau des Hauses Schwetzinger Sammlungen und die Gründung des Förderkreises für Sammlungen der Großen Kreisstadt Schwetzingen. Im Mai 1993 übernahm sie, damals noch Susanne Jünger, als wissenschaftliche Fachkraft den Aufbau der Schwetzinger Sammlungen. Ihre Aufgabe: Erarbeitung eines baulichen und inhaltlichen Konzepts sowie die Erstellung der Einrichtungs- und Betriebskonzeption für das Haus. Die damals festgelegten Schwerpunkte Geologie und Besiedlung durch die Bandkeramiker, der Wandel des Stadtbildes im Laufe der Jahrhunderte und die wirtschaftliche Entwicklung von der Agrar- zur Industriegesellschaft sind noch immer die Grundlage der Dauerausstellung. Daneben galt es, Sonder- und Wanderausstellungen in die Museumsräume zu bringen und so immer wieder Anreize zu schaffen, das Museum zu besuchen. Nachdem die Vorbereitungen so weit gediehen waren, konnte dann im Spätjahr 1993 der erwähnte Museumsverein ins Leben gerufen werden, der seine Mitglieder vor allem unter denen der Badischen Heimat in Schwetzingen fand[1]. Am 2. November 1996 konnte das ehemalige Verwaltungsgebäude der Firma Bassermann dann seiner Bestimmung übergeben werden. Die Mitglieder und Freunde der Badischen Heimat erhielten im März 1997 als erste große Gruppe eine Führung in den neuen Räumlichkeiten[2]. In ihrem Rechenschaftsbericht ein halbes Jahr nach der Eröffnung konnte die Geschäftsführerin Susanne Jünger über zahlreiche Aktivitäten in der Vergangenheit und umfangreiche Planungen für die nächste Zukunft berichten[3] Schließlich wurde das Haus im Juli 1999 mit einem großen Festakt in „Karl-Wörn-Haus“ umbenannt[4].

Im Zusammenhang mit dem Aufbau des Museums Schwetzinger Sammlungen initiierte sie im Rahmen des Vortragsprogramms der Badischen Heimat unter anderem Veranstaltungen zur Museumsbetreuung, zu der die Heimat- und Kulturvereine im Raum Schwetzingen eingeladen waren[5]. Ein Langzeitprojekt war die Teilnahme am Tag des Offenen Denkmals, an dem sich der Förderkreis des Stadtmuseums und die Badische Heimat erstmals im September 1996 gemeinsam beteiligten. Besichtigt wurden damals das Obere Wasserwerk beim Schloss und die fränkische Hofanlage in der Heidelbergerstraße 10/12[6]. Seither wurden an diesem Tag des Offenen Denkmals jährlich neue Objekte der Öffentlichkeit vorgestellt. Von Dauer dürfte auch die alljährliche deutsch-französische Zinnfigurenausstellung sein, die erstmals 2003 eingerichtet wurde deren bisher letzte im November/Dezember 2008 im Karl-Wörn-Haus stattfand[7].

Viele Sonderausstellungen füllten in den Jahren zwischen 1996 und 2009 die Räume des Karl-Wörn-Hauses. Eines der größeren Projekte, die Susanne Bährle in Angriff nahm und (mit-)gestaltete, war das Jubiläum „125 Jahre Gasversorgung Schwetzingen“. Im Rahmen des Festaktes hielt sie hierzu den Vortrag, und die Presse veröffentlichte den geschichtlichen Abriss in zwei Teilen[8]. Alle einzelnen Aktivitäten aufzuzählen, würde den Rahmen des Anlasses sprengen.

Mit dem Tod von Frau Susanne Bährle, die einen Ehemann und zwei Kinder hinterlässt, hat die Familie unermesslich großes Leid erfahren. Die Badische Heimat trauert mit ihr und wird ihrem verstorbenen Mitglied ein ehrendes Angedenken bewahren.

Anmerkungen

1 Schwetzinger Zeitung, 11./12. 9. 1993
2 Schwetzinger Zeitung, 20. 3. 1997
3 Schwetzinger Zeitung, 7. 4. 1997
4 Schwetzinger Zeitung, 24./25. 4. 1999, 19. 7. 1999
5 Schwetzinger Zeitung, 9./10. 12. 1995, 8. 7. 1996
6 Schwetzinger Zeitung, 10. 9. 1996, 9. 9. 1996; Rhein-Neckar-Zeitung 10. 9. 1996
7 Schwetzinger Zeitung, 4. 10. 2003; 28. 11. 2008
8 Schwetzinger Zeitung, 10. 11. 1998, 12. 11. 1998, sowie Bericht über das Jubiläum 10. 11. 1998

In tiefem Mitgefühl
Dr. Volker Kronemayer
Erster Vorsitzender Bezirk Schwetzingen

Adolf Schmid zum 75. Geburtstag

Am 16. Juni 2009 konnte Adolf Schmid, Präsident des Landesvereins Badische Heimat von 1998 bis 2006, seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag feiern. In seine Amtszeit fielen eine ganze Reihe von landesgeschichtlich bedeutenden Jubiläen und Erinnerungstagen, auf die in der Chronik des Landesvereins 2009 bereits umfassend eingegangen wurde.

Die Ausrichtung der Wanderausstellung „100 Badische Jahre. Der Landesverein Badische Heimat 1909–2009“, die auf seine Initiative zurückgeht, sei hier als besonderes Beispiel hervorgehoben. Dass sich Adolf Schmid auch als Programmatiker verstand kommt dadurch zum Ausdruck, dass er sich wiederholt um eine Standortbestimmung des Vereins im kulturellen und politischen Umfeld bemühte. Für ihn war es wesentlich, dass die Badische Heimat zu solchen Themen explizit Stellung nimmt. So war es ihm als frankophile Persönlichkeit auch ein Bedürfnis, sich für Französisch als erste Fremdsprache in den Schulen am Oberrhein einzusetzen. Im Gegenzug sollte auch im Elsass der Deutschunterricht an den Schulen verstärkt werden, was aber durch die anderen Strukturen und Prioritäten der französischen Kulturpolitik nicht so einfach umgesetzt werden kann. Auch fanden mehrere grenzüberschreitende Veranstaltungen statt, in denen eine Zusammenarbeit mit den (Geschichts-) Vereinen im Elsass und in der Nordschweiz angestrebt wurde. Die Vielfalt und Andersartigkeit der Strukturen – insbesondere auf französischer Seite – verlieh der Initiative (noch) nicht die gewünschte Dauerhaftigkeit.

Seine Leitlinien fanden auch in der redaktionellen Gestaltung der Quartalszeitschrift ihren Niederschlag. Themenhefte, insbesondere zu Stadtjubiläen, widmeten sich nicht nur der Geschichte, sondern griffen in dem oben beschriebenen Sinn auch aktuelle kulturpolitische Fragen auf. Daneben veröffentlichte Adolf Schmid selbst zahlreiche Artikel zu badischen Persönlichkeiten vorwiegend aus dem Kultur- und Literaturbereich. Die Mitarbeit an dem „Badischen Kalendarium. Von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr. Personen und Ereignisse“ (Heft 2/3) im Jahr 2006 fügt sich nahtlos in dieses Bild ein.

Leider verschlechterte sich der Gesundheitszustand von Adolf Schmid gegen Ende seiner Amtszeit und es zeichnete sich schon früh ab, dass er für eine weitere Wahlperiode nicht zur Verfügung stehen würde. Es ist sein Verdienst, in dem damals noch amtierenden Regierungspräsidenten Dr. Sven von Ungern-Sternberg einen kompetenten und engagierten Nachfolger geworben zu haben.

Der Landesverein wünscht seinem Ehrenmitglied und früheren Präsidenten Adolf Schmid an dieser Stelle alles Gute, ein erfülltes Leben im Kreis seiner Familie und weiterhin ein großes Interesse an den Belangen des Landesvereins Badische Heimat.

Dr. Volker Kronemayer

Heinrich Hauß zum 75. Geburtstag

Am 7. August 2009 beging Heinrich Hauß, Schriftleiter der Badischen Heimat seit 1982, seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag. In seiner Funktion als Schriftleiter, bzw. Chefredakteur hat Heinrich Hauß seit der Übernahme des Ehrenamtes mehr als hundert Quartalshefte betreut und über zweitausend Artikel publiziert.

Im Rahmen der Chronik des Landesvereins (Heft 3/2009) ging Angelika Ott bereits detailliert auf die Verdienste und Tätigkeit im Einzelnen ein, so dass an dieser Stelle eine eher persönlich gehaltene Wertschätzung angezeigt ist.

Von Adolf Schmid als „Vordenker“ bezeichnet, der sich in all den Jahren der programmatischen Aussagekraft des Landesvereins Badische Heimat annahm, hat sich Heinrich Hauß große Verdienste erworben. Mit klarem Blick für die Zielsetzung nahm er pointiert zu strittigen Themen Stellung, wie beispielsweise die Auseinadersetzung im so genannten Handschriftenstreit zeigt. Die Mitarbeit an dem „Badischen Kalendarium. Von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr. Personen und Ereignisse“ (Heft 2/3) im Jahr 2006 führt die umfassende Kenntnis badischer Persönlichkeiten und badischer Chronologie eindrucksvoll vor Augen. Seine redaktionelle Zusammenarbeit mit dem G. Braun Buchverlag in Karlsruhe ist über alle Unebenheiten des vergangenen Vierteljahrhunderts hinweg gleichbleibend vorbildlich gewesen und hat in diesem Jubiläumsjahr 2009 einen qualitativen Höhepunkt gefunden.

Zentrales Thema seiner Ausführungen, insbesondere in den letzten Jahren, ist wohl die Definition einer „Badischen Identität“. Obwohl diese Ortsbestimmung für einen Landesverein Badische Heimat aus einer Binnensicht heraus eindeutig zu beschreiben sein mag: Für den außen stehenden Beobachter erschließt sich die Vielfalt dessen, was „Badische Identität“ sein kann, keinesfalls von selbst. Es ist das Verdienst von Heinrich Hauß, sich dieses Themas mit großer Belesenheit angenommen zu haben und den damit verbundenen Heimatbegriff in seinem Wandel eingehend bis zu seinem gegenwärtigen Verständnis publiziert und der Öffentlichkeit dargelegt zu haben.

Mit Heinrich Hauß hat der Landesverein Badische Heimat einen „homme de lettres“ in seinen Reihen, der viele Gattungen der Literatur beherrscht und dessen persönliche Neigung die Philosophie ist. Der Autor hat es noch nie erlebt, dass Heinrich Hauß nach Freiburg, Heidelberg oder Mannheim kam ohne eine Buchhandlung aufgesucht und die neusten Publikationen im Bereich der Philosophie gesichtet zu haben. Wir wünschen ihm von ganzem Herzen, dass er dieser Neigung noch viele Jahre nachgehen kann – und dass er dem Landesverein Badische Heimat als Chefredakteur erhalten bleibt. Herzlichen Glückwunsch, Heinrich Hauß.

Dr. Volker Kronemayer

Veranstaltungen badischer Institutionen

Alemannisches Institut Januar–Juni 2010

Vortragsreihen:

St. Gallen – Eine Spurensicherung

Donnerstag, 14. Januar 2010, 18.15 Uhr
Zur frühen Geschichte des Klosters St. Gallen. Einführung in die Vortragsreihe
Prof. Dr. Dieter Geuenich und Prof. Dr. Thomas Zotz (beide Freiburg)
Ort: Bibliothek des Alemannischen Instituts

Mittwoch, 20. Januar 2010, 18.15 Uhr
Die St. Galler Verbrüderungsbücher im Restaurierungsatelier
Von der Zusammenarbeit zwischen Archivar, Historiker und Restaurator
Dr. Peter Erhart (Stiftsarchiv St. Gallen), Andrea Giovannini (Bellinzona) und Prof. Dr. Uwe Ludwig (Duisburg-Essen)
Ort: Bibliothek des Alemannischen Instituts

Donnerstag, 28. Januar 2010, 18.15 Uhr
Mönche als Kopisten. Schreiben im mittelalterlichen Kloster St. Gallen
Prof. Dr. Ernst Tremp (Stiftsbibliothek St. Gallen)
Ort: Bibliothek des Alemannischen Instituts

Von den Zähringern zu Salomon – Fragmente Freiburger Geschichte

Mittwoch, 13. Januar 2010
Ein Aufstand für die Freiheit – Die Badische Revolution 1848/49
Referent: Heinz Siebold, Publizist, Freiburg

Donnerstag, 4. Februar 2010
Geschichte der jüdischen Bevölkerung in Freiburg
Referentin: Dr. Barbara Henze, Theologische Fakultät, Universität Freiburg

Dienstag, 23. Februar 2010
Die Wintererzeit. Freiburg auf dem Weg zur Großstadt
Referentin: Renate Liessem, Freiberufliche Historikerin und Beirätin des Alemannischen Instituts Freiburg e. V.

Mittwoch, 3. März 2010
Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in Freiburg
Referent: Dr. Ulrich Ecker, Freiburger Stadtarchiv

Donnerstag, 11. März 2010
Wiederaufbau und Stadtentwicklung zwischen Traditionsorientierung und Modernität
Referent: Prof. Dr. Jörg Stadelbauer, Institut für Kulturgeographie, Universität Freiburg

Donnerstag,18. März 2010
Freiburg in Bewegung: 1968–1988
Referent: Dr. Michael Berger, Historische Fakultät, Universität Freiburg
Ort: BZ-Haus, Bertoldstr. 7, 79098 Freiburg
Uhrzeit: jeweils 20 Uhr, Eintritt: 1 Euro,
Karten in den BZ-Geschäftsstellen (Vorbestellung ist sinnvoll)

Exkursionen:

Samstag, 20. Februar 2010

Die Quelle von Schlatt – Geologie und Geschichte

Vormittagsexkursion nach Schlatt (Bad Krozingen)
Mit Renate Liessem-Breinlinger und Dr. Eckhard Villinger
Die Geologie des Schlatter Berges und der dortigen Quelle, die lange für eine Karstquelle gehalten wurde, bildet einen Schwerpunkt, die Ortsgeschichte mit dem Ritterorden der Lazariten und – in deren Nachfolge – den Johannitern einen weiteren. Die Kirche ist baugeschichtlich ebenso interessant wie kirchengeschichtlich, v. a. durch ihre Patrozinien Sebastian, Fridolin und Appolinaris von Ravenna. Der letzte dieser drei Kirchenheiligen schließt wieder den Kreis zur Quelle, die als heilkräftig galt.
Anreise individuell, Treffpunkt bei der Kirche, 10 Uhr.
In Kooperation mit dem Breisgau-Geschichtsverein

Samstag–Sonntag, 12.–13. Juni 2010

Kantone der Schweiz – Thurgau

Dr. Hannes Steiner, CH-Frauenfeld, Thurgau
Der Thurgau wurde in frühkarolingischer Zeit erstmals erwähnt und erstreckt sich in dieser Zeit vom Bodensee bis zu Reuss und Aare. 1460 wird er eidgenössisch, 1798 Teil der Helvetischen Republik und 1803 selbständiger Kanton der Eidgenossenschaft. Auf seinen 991 km² leben heute rund 25 000 Einwohner.
Topographisch ist der Kanton geprägt durch die Uferlandschaft des Boden- und Untersees, den Seerücken, die breite Thur-Ebene und die hügelige bis voralpine Landschaft im südlichen Teil. Im 19. Jahrhundert weitgehend industrialisiert, zeichnete sich aber bis in jüngste Zeit auch durch eine starke Landwirtschaft aus. Im Zuge eines forcierten Siedlungsausbaus verliert die Gegend zusehends viele ihrer charakteristischen Züge – höchste Zeit, diesen Schweizer Kanton zu besuchen!
Der Referent ist wissenschaftlicher Archivar und arbeitet sowohl am Staatsarchiv des Kantons Thurgau als auch am Stadtarchiv Frauenfeld.
Gemeinschaftsveranstaltung mit Waldhof e. V. Freiburg
Beginn:
Samstag, 18 h Abendessen, 19 h Einführung, Sonntag Exkursion nach Frauenfeld, Schloss Altenklingen und Bischofszell.
Ende: Sonntag, ca. 19 Uhr
Teilnahme, Fahrt, Eintritte: 55,– €, ggf. zzgl. Unterkunft und Verpflegung (inkl. Lunchpaket am Sonntag): 48,50 €.
Kostenfreie Abmeldung bis 22. Mai 2010.

Tagung:

Grenzüberschreitungen. Der alemannische Raum – Einheit trotz oder wegen der Grenzen?

Symposion des Alemannischen Instituts Freiburg und der AG Kultur der Randenkommission in Kooperation mit dem Hegau-Geschichtsverein, dem Historischen Verein Schaffhausen, der VHS Konstanz-Singen und der Stadt Singen
Freitag–Samstag, 12.–13. März 2010
Ort: Rathaus Singen, Bürgersaal. Anforderung des ausführlichen Programms und Anmeldung im Alemannischen Institut.

Tagungsleitung: Wolfgang Homburger, Wolfgang Kramer, Dr. R. Johanna Regnath, Prof. Dr. Jörg Stadelbauer
Themen:
Allgemeine Beiträge: Prof. Dr. Dieter Geuenich und Dr. Jürgen Klöckler,
I. „Grenzen – ein offenes Feld“ mit Karl Heinz Hoffmann und Prof. Dr. Jörg Stadelbauer,
II. „Grenzschicksale“ mit Jörg Krummenacher, Meinrad Pichler und Marcel Spisser,
III. „Ende der Grenzen? In der Wirtschaft, im Sozialen, in der Kultur“ mit Prof. Dr. Helen Christen, Stefan Dallinger, Andrea Fritsche, Lic. phil. Adrian Knoepfli, Martin Graff, Prof. Dr. Max Matter und Lucia Studer.
Podiumsdiskussion mit Prof. Dr. Dieter Geuenich, Klaus Poppen, Dr. Sven von Ungern-Sternberg, Dr. Dr. Andre Moosbrugger, moderiert von Jochen Kelter.

Vortrag:
Donnerstag, 11. Februar 2010, 18.15 Uhr
Das römische Rottweil. 30 Jahre Schwerpunktgrabungen im antiken ARAE FLAVIAE
Dank der intensiven Tätigkeit der archäologischen Denkmalpflege gehört Rottweil zu den am besten erforschten Römerstädten Deutschlands. Der Vortrag versucht Bilanz zu ziehen und möchte auf die noch offenen Fragen hinweisen.
Dr. Klaus Kortüm (Esslingen)
Ort: Bibliothek des Alemannischen Instituts
Weitere Veranstaltungen ab Ende Februar 2010 unter www.alemannisches-institut.de

Subskription:
Die Baar als Königslandschaft.
Tagung des Alemannischen Instituts vom 6.–8. März 2008 in Donaueschingen, hg. v. Volkhard Huth und R. Johanna Regnath (Veröffentlichung des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br., Nr. 77), ca. 384 Seiten, zahlreiche, auch farbige Abbildungen.
Subskriptionspreis (nur bei Bestellung über das Alemannische Institut bis einschl. 28. Februar 2010): 24,90 Euro, ab dann Ladenpreis 29,90 Euro.
Geplanter Erscheinungstermin: 1. März 2010

Kontakt:
Alemannisches Institut Freiburg i. Br. e. V.
Bertoldstr. 45, 79098 Freiburg i. Br.
Telefon (07 61) 15 06 75-70
Telefax (07 61) 15 06 75-77
E-Mail: info@alemannisches-institut.de
www.alemannisches-institut.de
Öffnungszeiten: Mo–Fr 9–12, 14–16, Mi Nachmittag geschlossen

Bund Heimat und Volksleben

Dezember 2009 – Juni 2010

Termine 2009
20. 12. Weihnachtskonzert der Trachtenkapelle Simonswald
20. 12. Christmettspiel des BHV auf dem Lorettoberg in Freiburg, 17 Uhr
25. 12. 1. Lichterkonzert der Trachtenkapelle Glottertal
25. 12. Theaterabend der Trachtenkapelle Fröhnd
26. 12. Weihnachtskonzert der Trachtenkapelle Oberprechtal
26. 12. Weihnachtskonzert der Trachtenkapelle St. Märgen
26. 12. Krippenspiel im Freien in Todtnauberg
26. 12. Theater-Abend der Trachtenkapelle in Häg-Ehrsberg
26. 12. Weihnachtskonzert der Trachtenkapelle Göschweiler
27. 12. 2. Lichterkonzert der Trachtenkapelle Glottertal

Termine 2010
5. 1. Weihnachtsfeier der Trachtenkapelle Biederbach mit Theateraufführung
5. 1. Theaterabend der Trachtenkapelle Fröhnd
7. 1. Neujahrsbesuche der Trachtenträger in Freiburg (BHV)
27. 2. Theaterabend der Trachtenkapelle Ottoschwanden
28. 2. „Lichtgang“ in Kandern
5. 3. Theaterabend der Trachtenkapelle Ottoschwanden
14. 3. Jahreshauptversammlung des BHV in Zell a. H.
27. 3. Jahreskonzert der Trachtenkapelle Häg-Ehrsberg
4. 4. Festbankett der Trachtenkapelle St. Peter 200 Jahre
4. 4. Osterkonzert des Musikverein Trachtenkapelle Moos, Bühl-Moos
4. 4. Osterkonzert der Schwarzwaldkapelle Münstertal, 20 Uhr
17. 4. Jahreskonzert der Trachtenkapelle Hogschür in der Rotmooshalle in Herrischried
18. 4. Tanzsunntig am Hochrhy in Gurtweil
24. 4. Festakt 200-Jahr-Feier der Histor. Bürgerwehr und Trachtengruppe
25. 4. Festgottesdienst in Villingen
25. 4. 7. Offenes Volksliedersingen in Gutach/Schwarzwaldbahn
30. 4. Tanz in den Mai in Bleibach
30. 4. Maibaumstellen in Häg-Ehrsberg
30. 4.–1. 5. Rollbergfest der Trachtenkapelle Ottoschwanden
1. 5. Maibaumstellen in Schönwald
1. 5. Schatzkästlein des Hebelbundes in Lörrach
1. 5. Waldfest an der Schwarzen Hütte, Rheinau-Freistett
3. 5. Heimatabend in Häg-Ehrsberg
7.–9. 5. Frühlingsfest in Siegelau
8. 5. Jahreskonzert des Musikverein Saig
9. 5. Kreistrachtenfest des BHV im Kreis Lörrach in Hausen i. W. + Hebelfest
12.–16. 5. Frühlingsfest der Trachtenkapelle Biederbach
21.–24. 5. 3. Deutsches Kinder-Jugendtrachtenfest in Müllheim
24. 5. Mühlentag in Seebach
5.–7. 6. Musikfest in Ibach-Wittenschwand
12. 6. Festbankett Trachtenkapelle St. Märgen Glashütte
11.–14. 6. Kreistrachtenfest des BHV und Landestreffen der Bürgerwehren und Milizen Baden/Südhessen in Oberharmersbach
20. 6. TJBHV im Steinwasenpark Oberried
26. 6. Tanzfest der Akkordeon-Trachtengruppe Glottertal, 20 Uhr
27. 6. Kinder- und Jugendtag in der Eichberghalle in Glottertal
27. 6. 25-jähriges Jubiläum des Heimatverein Schönwald
26./27. 6. Samstag: Zapfenstreich in Villingen
Sonntag: Festumzug durch die Historische Innenstadt in Villingen

Alle Termine unter Vorbehalt

Helmut Orpel

Interview mit Dr. Ulrike Lorenz, Kunsthalle Mannheim

Was hat Sie an der Aufgabe, die Mannheimer Kunsthalle zu leiten, besonders gereizt und was reizt Sie, nachdem Sie mit Stadt und Institution nun einige Erfahrungen gesammelt haben, immer noch oder noch mehr?

Dr. L.: Zunächst war es ja die Geschichte der Kunsthalle und deren vorhandene Substanz: Fünf großartige Direktoren, die eine bedeutende internationale Sammlung zusammengetragen haben. Die Sammlung beginnt im Impressionismus, geht dann weiter über Expressionismus zur Neuen Sachlichkeit. Der Begriff „Neue Sachlichkeit" wurde ja aus diesem Haus heraus formuliert.

Dr. Ulrike Lorenz
Seit 1. Januar 2009 leitet Dr. Ulrike Lorenz die Kunsthalle Mannheim. Sie wurde 1963 in Gera geboren. In Leipzig studierte sie Kunstgeschichte und Archäologie. Im Jahr 2000 promovierte Ulrike Lorenz an der Bauhaus-Universität Weimar über den deutsch-norwegischen Avantgarde Architekten Thilo Schoder. Über zehn Jahre lang war sie Direktorin der Kunstsammlung Gera und des Otto-Dix-Hauses. 2004 wechselte sie von dort nach Regensburg, wo sie den Direktorenposten des Kunstforums Ostdeutsche Galerie übernahm.

Es reizt mich natürlich, hier im 21. Jahrhundert anzuknüpfen, die Sammlung zu aktualisieren und weiter zu entwickeln.

Diese Sammlung ist das Herzstück des Museums und alle Gedanken, die wir uns über das Programm machen, entwickeln wir aus dieser Sammlung heraus.

Wo sehen Sie die Ansatzpunkte, die Sammlung im 21. Jahrhundert weiter zu entwickeln?

Dr. L.: Einerseits geben uns die Lücken der Sammlung die Themen vor. Andererseits gibt es hier in der Sammlung der Kunsthalle einen internationalen Skulpturenschwerpunkt. Denken Sie an Lehmbruck, von dem bedeutende Werke durch eine bürgerschaftliche Stiftung ans Haus gekommen sind, denken Sie an Henry Moore, Marino Marini, dann an Richard Long und Mario Merz. Wir werden hier Bildhauer, die wesentlich an der Erweiterung des Skulpturenbegriffs gearbeitet haben, in Ausstellungen vorstellen und wir werden uns auch um wesentliche Erwerbungen in diesem Bereich bemühen. Ich nenne jetzt nur einen konkreten Namen: Franz Erhard Walter, er hat mit Stoff gearbeitet und den Handlungsbegriff in die Skulptur eingebracht.

Prinzipiell möchte ich aber sagen: Es geht mir nicht darum, im Blick zurück Kunstgeschichte nachzusammeln, das ist auch nicht möglich. Wir werden sicher in den nächsten Jahren nicht so viel Geld investieren können,

dass wir einen fehlenden Picasso nachkaufen. Wir werden in die Zukunft sammeln, das heißt im zeitgenössischen Bereich. Wir werden das Gespräch mit privaten Sammlern beginnen und fortsetzen und werden über andere Formen der Erweiterungsmöglichkeiten unserer Sammlung nachdenken.

Ist in diesem Zusammenhang auch die Beuys-Ausstellung zu sehen, die hier ja am Anfang Ihrer Amtszeit stand?

Dr. L.: Richtig, Beuys war für mich ein wichtiger Impulsgeber. In unserer Sammlung haben wir leider nur einen Filzanzug von ihm. Wir werden den erweiterten Skulpturenbegriff, der von Beuys entscheidend mitgeprägt wurde, zu einem Schwerpunktthema machen und werden seine Auswirkung auf die Gegenwart zeigen. In diesem Zusammenhang möchte ich Thomas Schütte nennen, ein jüngerer Plastiker, der in diesem Hause fehlt.

Neben den Ausstellungen hat Ihr Vorgänger in seiner Amtszeit das Gespräch über Kunst kultiviert und hat darüber hinaus den interdisziplinären Aspekt in die Arbeit der Kunsthalle mit eingebracht. Werden Sie diese Impulse aufgreifen?

Dr. L.: Es ist ein ganz wichtiger Ansatz des Museums, Vermittlungsangebote zu machen. Wir möchten den Kontakt mit der Bevölkerung vertiefen. Das haben wir mit der Beuys-Ausstellung sehr glücklich ins Werk gesetzt. Wir haben seit vier Jahren am Haus eine sehr gut laufende museumspädagogische Abteilung. Wir versuchen auch den Kontakt zu anderen Institutionen, beispielsweise zum Mannheimer Nationaltheater und dem Jugendtheater auszubauen und versuchen hier Vermittlungsformen, besonders für jugendliche Gruppen zu erarbeiten. Der Vermittlungsaspekt ist sehr wesentlich. Dadurch wollen wir uns auch neue Besucherschichten erschließen. Ein wichtiges Thema ist hier Migration. Junge Leute mit Migrationshintergrund erreichen wir zur Zeit mit unserem Schulprogramm, aber wir werden versuchen, auch außerhalb der Schule hier spezifische Angebote zu entwickeln.

Gibt es auch Überlegungen, diese interkulturelle Atmosphäre – es gibt ja eine sehr interessante Kunstszene in Istanbul – ins Ausstellungsprogramm der Kunsthalle mit einzubeziehen?

Dr. L.: Genau in diese Richtung gehen auch meine Gedanken, nämlich Programmbestandteile unter der Berücksichtigung der interkulturellen Atmosphäre in Mannheim zu generieren. In der nächsten Woche eröffnet die Biennale in Istanbul, ein wichtiger Anknüpfungspunkt für uns. Es wird eine deutsche Akademie in Istanbul eröffnen, in der Kulturschaffende arbeiten können.

Daneben möchten Sie aber auch, wie mir scheint, Ihr Haus für die Kunst der Region öffnen.

Dr. L.: Ja, das ist richtig. Ich schätze den Austausch mit der Kunstszene vor Ort sehr. Wer arbeitet in der Region und wer käme auch für eine Zusammenarbeit mit unserem Haus in Frage? Das muss nicht immer mit einer Ausstellung in der Kunsthalle enden, das kann auch unsere museale Methodologie befruchten. Die Kunsthalle ist ein Haus, das wesentlich überregional orientiert ist, das ist ganz klar. Wir brauchen aber auch den „Mutterboden“, die Leute, die vor Ort arbeiten. Die sind für uns Gesprächspartner, die schaffen eine Atmosphäre.

In erster Linie geht es aber natürlich darum, die Welt nach Mannheim zu holen, ein internationales Programm zu fahren, das für die Bevölkerung, aber auch für die Künstler vor Ort so interessant ist, dass Impulse von unserem Haus ausgehen.

Der Blick in die Region ist für mich ebenfalls sehr interessant. Die regionale Kunstgeschichte weist interessante Persönlichkeiten auf. In unserer Sammlung gibt es einige herausragende Künstler, die in den 20-er Jahren hier gewirkt haben. Diese Künstler werden wir in Zukunft stärker ins Blickfeld rücken, um auch unsere Besucher am künstlerischen Eigensinn dieser Region teilnehmen zu lassen. Wir werden versuchen, der Region auf einer in Zukunft hoffentlich erweiterten Museumsfläche eigene Auftrittsorte zu verschaffen.

Sehen Sie eine Aufgabe darin, auch außerhalb Ihres Hauses an der Debatte Städtische Galerie, bzw. Künstlerhaus teilzunehmen, bei

der es ja gerade um die Ausstellungsmöglichkeiten regionaler Künstler geht?

Sofern es möglich ist, ja. Ich nehme hier ja das Gespräch mit den Produzenten vor Ort auf. Hier geht es teilweise auch um Lebensprobleme der Künstler hier in der Stadt. Mit meinem Blick von außen wundere ich mich, dass bestimmte Förderungseinrichtungen, wie eine städtische Galerie, gar nicht etabliert sind. Hier sehe ich meine Aufgabe als Fachfrau, klar zu sagen: hier gibt es Probleme, die müssen gelöst werden.

Bezüglich unserer eigenen Entwicklung kann ich mir vorstellen, dass wir – sollte es einen Neubau geben – eine Städtische Galerie mit eigenständiger Leitung unter unser Dach holen könnten. Aber das erreichen wir nur durch den Umbau, denn die vorhandene Fläche reicht jetzt noch nicht einmal für unseren eigenen Bedarf.

Mit der langfristigen Perspektive, durch die sich architektonisch auch der Friedrichsplatz positiv verändern würde, bringen wir auch einen wesentlichen städtebaulichen Impuls mit ein. Wir haben das Zukunftsprojekt „Kulturhauptstadt" in die Wege geleitet. Auch hier müssen wir nachhaltige Projekte verwirklichen. Das alles könnten wir mit der Bauaufgabe „Neue Kunsthalle" am Friedrichsplatz anpacken. Voraussetzung ist natürlich, dass wir ein wirklich beschlussfähiges Museumskonzept vorlegen.

Die Kulturhauptstadtbewerbung wird von Ihnen als ein wichtiges Thema gesehen?

Man sollte diese Bewerbung etwas weiter fassen und sich nicht nur auf die künstlerischen Großinstitutionen und auch nicht auf die Entwicklung vor Ort fixieren. Kulturhauptstadt sein bedeutet heute weit mehr. Schon allein die Bewerbung ist ein sehr komplexer sozialer Prozess und dabei ist der Weg wirklich das Ziel. Ob wir den Titel dann tatsächlich auch bekommen, ist dabei am Ende vielleicht sogar unwesentlich. Es geht vor allem darum, die großen Entwicklungen in Europa im Blick zu behalten; es geht um die Stadtentwicklung und die großen industriellen Umbrüche, die wir erleben, um Fragen der Migration, der Heimatbildung. Solche Fragen werden bei zukünftigen Bewerbungen um diesen Titel eine zentrale Rolle spielen. Essen hat ja bei seiner Bewerbung eine ganze Region, die von komplexen Veränderungen gekennzeichnet ist, mit einbezogen. Insofern ist Mannheim auf dem richtigen Weg, denn auch Mannheim beansprucht den Titel „Kulturhauptstadt" nicht für sich alleine, sondern für die gesamte Metropolregion. Diese Bewerbung wird ein sehr intensiver und kostspieliger Prozess sein, der sich aber am Ende lohnt. Mannheim wird, gleich ob diese Bewerbung am Ende Erfolg hat, durch den Weg dorthin sehr viel gewinnen!

Frau Dr. Lorenz, wir wünschen Ihnen bei Ihren vielfältigen Aufgaben viel Erfolg und bedanken uns für das Gespräch.

Interview:
Dr. Helmut Orpel
J7, 22
68159 Mannheim

Redaktion: Heinrich Hauß

Ausstellungen

Tony Cragg. Second Nature
Staatliche Kunsthalle Karlsruhe
14. Februar bis 3. Mai 2009

Händel in Karlsruhe
Badische Landesbibliothek Karlsruhe
20. Februar bis 18. April 2009

100 Badische Jahre.
Der Landesverein Badische Heimat 1909–2009
28. Februar bis 17. April 2009
Regierungspräsidium Freiburg. Basler Hof

Die Künstler der Kaiser in Baden-Baden:
von Dürer bis Tizian, von Rubens bis Velázquez
Die Künstler der Kaiser
Museum Frieder Burda Baden-Baden
20. Februar bis 14. Juni 2009

art Karlsruhe
5.–8. März 2009

Horst Egon Kalinowski – Werke 1960–95
Kunstverein Wilhelmshöhe Ettlingen
29. März 2009

200 Jahre Jüdische Religionsgemeinschaft in Baden
Gleiche Rechte für alle
Regierungspräsidium am Rondellplatz Karlsruhe
30. März bis 7. Juni 2009

Heidelberg im Barock
Der Wiederaufbau der Stadt nach den Zerstörungen von 1689 und 1693
Kurpfälzisches Museum Heidelberg
15. März bis 21. Juni 2009

Bildschön. Schönheitskult in der aktuellen Kunst
Städtische Galerie Karlsruhe
21. März bis 7. Juni 2009

Jugendstil am Oberrhein
Kunst und Leben ohne Grenzen
Badisches Landesmuseum Karlsruhe
18. April bis 9. August 2009

Glotzt nicht so romantisch.
20 Jahre ABB = 20 Jahre Brecht und Karlsruhe
Ausstellung der Literarischen Gesellschaft Karlsruhe und Der Arbeitsstelle Bertold Brecht
Stadtmuseum im Prinz-Max-Palais
25. April bis 24. Mai 2009

YOU-ser 2.0: Celebration of the Consumer
ZKM/Medienmuseum
1. Mai bis 30. August 2009

HAP Grieshaber
Bernsteinzeit und Karlsruher Jahre
1. Mai bis 28. Juni 2009
EnBW Karlsruhe

Struwwelpeters Vater. Heinrich Hoffmann wird 200
Badische Landesbibliothek
13. Mai bis 15. August 2009

Vom Glück zu sammeln
Erwerbungen des Kupferstichkabinetts seit 1995
16. Mai bis 23. August 2009
Staatliche Kunsthalle Karlsruhe

18. Karlsruher Künstlermesse
11 Künstlerinnen und 7 Künstler
10. bis 12. Juli 2009
Regierungspräsidium Karlsruhe

Madagaskar eine vergessene Welt
Naturkundemuseum Karlsruhe
Bis 10. Januar 2010

Fundsache Luther
Archäologie auf den Spuren des Reformators
Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim
30. Mai bis 15. November 2009

Der Fotograph Wilhelm Kratt (1886–1949)
Schöpfer des Badischen Denkmalarchivs
6. Juni bis 23. August 2009
Stadtmuseum Prinz-Max-Palais

Robert Häusser –
Die Berliner Mauer. Fotografien und Zitate
Museum Zeughaus CS, Forum Internationale Fotografie
7. Juni 2009 bis 25. April 2010

Der Blaue Reiter. Die große Sonderausstellung
Museum Frieder Burda Baden-Baden
27. Juni bis 11. Oktober 2009

Learn to read art.
A History of Printed Matter (1976–2009)
3. Juni bis 6. September 2009
Badischer Kunstverein Karlsruhe

Reisen. Ein Jahrhundert in Bewegung
Kulturhaus LA8 Baden-Baden
9. April bis 6. September 2009

100 Badische Jahre – Wanderausstellung
Badisches Landesmuseum Karlsruhe
24. April bis 28. Juni 2009
Landesmuseum für Technik und Arbeit Mannheim
9. Juli bis 30. August 2009

100 Badische Jahre – Wanderausstellung
Waldshut-Tiengen, Schloss
Ab 2. September bis Oktober 2009

Der große Brand von 1689
Ausstellung im Pfinzgaumuseum Durlach
Vom 25. Juli 2009 bis 7. Februar 2010

Extended.
Sammlung Landesbank Baden-Württemberg
ZKM. Museum für Neue Kunst
21. Mai bis 18. Oktober 2009

Entre Deux Actes. Loge de Comédienne
Staatliche Kunsthalle Baden-Baden
25. Juli bis 11. Oktober 2009

Life Sciences. Bilder des Lebens
Ausstellung im BildungsTURM
Kulturzentrum am Münster Konstanz
29. August bis 11. Oktober 2009

Gastarbeiter in Deutschland –
Zuwanderung nach Karlsruhe
Stadtmuseum im Prinz-Max-Palais Karlsruhe
12. September bis 15. November 2009

Georg Baselitz. Eine Retrospektive. 50 Jahre Malerei.
30 Jahre Skulptur
Staatliche Kunsthalle Baden-Baden
24. Oktober 2009 bis 21. Februar 2010

Von Rodin bis Giacometti. Plastik der Moderne
Staatliche Kunsthalle Karlsruhe
28. November 2009 bis 28. Februar 2010

Leuchtende Beispiele
Zeichnungen für Glasgemälde aus der Renaissance und Manierismus
Staatliche Kunsthalle Karlsruhe
12. September bis 15. November 2009

Fritz Leonhard in Amerika 1932/33
Ein junger Bauingenieur aus Deutschland sieht die Neue Welt
Badische Landesbibliothek Karlsruhe
23. September bis 21. November 2009

Architektur als Erlebnis.
Die Dammerstock-Ausstellung von 1929
Badischer Kunstverein Karlsruhe
25. September bis 25. Oktober 2009

Veranstaltungen

Tausend und ein IRAN. Mille et un Iran
Frauenperspektiven 09 Kulturfestival Karlsruhe
13.–29. März 2009

25 Jahre „Das Fest" in Karlsruhe
18.–23. Juli 2009

Karlsruher Künstlermesse
Regierungspräsidium Karlsruhe am Rondellplatz
11.–12. Juli 2009

Arena of Pop vor dem Mannheimer Schloss
11. Juli 2009

Kamuna. 11. Karlsruher Museumsnacht
1. August 2009

925 Jahre Rastatt (1084–2009). Historisches Stadtfest
24.–26. Juli 2009

Erste Karlsruher Lesenacht
Prinz-Max-Palais
12. September 2009

Oberrhein-Messe Offenburg
26. September bis 4. Oktober 2009

Grenzenlos.
26. Baden-Württembergische Literaturtage in Konstanz
15. Oktober bis 5. November 2009

Chrysanthema Lahr
17. Oktober bis 8. November 2009

Eröffnung des Melanchthongedenkjahres am 31. Oktober 2009 in der Stiftskirche in Bretten
Festakademie des Landes Baden-Württemberg und der Melanchthonstadt Bretten
Festvortrag Kardinal Kasper

Das neue Naturkundemuseum Freiburg
Eröffnung 5. Dezember 2009

Baden Messe. Badische Landwirtschaftausstellung
Messe Freiburg
12.–20. September 2009

Museumseröffnung

LA8.
Kulturhaus Baden-Baden. Museum für Kunst und Technik des 19. Jahrhunderts.
Lichtentaler Allee 8

Politik

6. April 2009 um 11.28 Uhr nach der Rathausuhr der Gemeinde Salem notarielle Beurkundung des Kaufvertrages von Salem durch das Land Baden-Württemberg. Schloss Salem wird öffentliches Eigentum. Ende des so genannten Kulturstreites, der als Handschriftenstreit am 20. September 2006 begann.

Vom Land werden an das Adelshaus bezahlt: 25,8 Millionen Euro für das Schloss, 17 Millionen Euro für Kunstschätze, die zweifellos dem Hause Baden gehören. In den kommenden 25 Jahren sind 47 Millionen Euro für die Renovierung der Anlage vom Land aufzubringen. Die voraussichtlichen Personalkosten werden auf 1,2 Millionen Euro geschätzt, da das Land das Kulturdenkmal in eigener Regie übernimmt.

3500 Quadratmeter der privat genutzten Wohnräume bleiben im Eigentum das Hauses Baden.

Verkehr

Am 10. September 2009 wurde die sanierte Start- und Landebahn des Flughafens Karlsruhe/Baden-Baden eröffnet.
Die 3060 Meter lange und 60 Meter breite Bahn ermöglicht den Start und die Landung aller weltweit eingesetzten Flugzeugtypen.

Sport

Zum Ende der Fussballsaison ist der SC Freiburg in die erste Liga aufgestiegen, der KSC in die Zweite Liga abgestiegen.

SC-Präsident Achim Stocker am 1. 11. 2009 verstorben.

Paul Metzger zum Präsidenten des KSC gewählt.

Personalia

Ludwig Vögely, Vorsitzender der Badischen Heimat von 1982–1998 am 14. Mai 2009 verstorben.

80. Geburtstag des Karlsruher Lyrikers **Walter Helmut Fritz** am 26. August 2009

Adrien Zeller, Präsident des elsässischen Regionalrates, am 22. August 2009 verstorben.

Gedenktage

100. Geburtstag von Hilde Domin
(27. 7. 1909 – 22. 2. 2006)

120. Todestag von Johann Baptist Tuttiné
(3. 8. 1838 – 23. 8. 1898)

200. Todestag von Joseph Aloys Schmittbaur,
Hofkapellmeister des Markgrafen von Baden am 19. 10. 1809

50. Todestag Hans Freiherr von Geyer zu Lauf
(1. 1. 1895 – 10. 8. 1959)

160. Geburtstag von Fritz Mauthner
(22. 11. 1849 – 29. 6. 1923

Gedenktage Badischer Geschichte

13. Januar 1809: Judenedikt

26. November 1809: Novemberedikt Reitzensteins

Veröffentlichungen

Landschaften

Elisabeth Haug/Harald Siebenmorgen,
Schwarzwald. Fotografen sehen ihre Heimat.
Edition Braus, Heidelberg, 2009

Andreas Färber/Stefan Krauss,
Kaiserstuhl. Ansichten und Einblicke
G. Braun Buchverlag, 2009
ISBN 978-3-7650-8386-0

Städte

Manfred Hildenbrand,
Haslach im Kinzigtal. Geschichte einer alten Marktstadt.
4. Bde, 2009

Peter Kalchthaler,
Freiburg und seien Bauten.
Ein kritischer Stadtrundgang, 2009

Jens Schäfer,
Gebrauchsanweisung für Freiburg und den Schwarzwald,
Piper, 2009

HB Bildatlas, Freiburg–Basel–Colmar, 2009

Florian Adler (Fotos),
Thomas Adam/Margit Csiky (Texte)
Bruchsal in Bildern,
G. Braun Buchverlag, 2009

Der Fotograf Wilhelm Kratt (1869–1919)
Der Schöpfer des Badischen Denkmälerarchivs,
Hrsg. von der Stadt Karlsruhe,
Info Verlag 2009

Hans Peter Mengele,
Palais Biron Baden-Baden.
Eine Zeitreise durch zwei Jahrhunderte,
Verlag Regionalkultur 2009

Ralf Richard Wagner,
In seinem Paradiese Schwetzingen.
Das Badhaus des Kurfürsten Carl Theodor von der Pfalz, 2009
Verlag Regionalkultur 2009

Nina Rind,
Stadtspaziergänge in Karlsruhe-Dammerstock
G. Braun Buchverlag, 2009. ISBN 978-3-7650-8535-2

Städte- und Landschaftsführer

Hochrhein.
Ferien- und Freizeitführer.
Radaktion Thomas Senf, 2009

Markgräflerland.
Ferien- und Freizeitführer
Redaktion: Thomas Senf, 2009

Kaiserstuhl-Tuniberg.
Ferien- und Freizeitführer.
Redaktion: Thomas Senf, 2009

Elztal-Seitentäler Breisgaus,
Ferien- und Freizeitführer.
Redaktion: Thomas Senf

Patrick Kunkel,
Radtouren rund um Freiburg.
G. Braun Buchverlag, 2009

Arndt Spieth,
Stadtspaziergänge in Freiburg.
G. Braun Buchverlag, 2009

Orte

Manfred Bosch,
„All diese Charakterbildung war nicht vergebens".
Erinnerungen an die Schule Schloss Salem.
Mit Kurzbiographien aus Erinnerungen ehemaliger Schüler.
Zusammengestellt von Manfred Bosch und Ulrike Niederhofer,
Salemer Hefte 2, 2009

Monika Hansen,
Das Buch vom Roten Bären in Freiburg, 2009

Eine raffiniert humane Kur.
Hermann Hesse in Badenweiler vor 100 Jahren, 2009

Geschichte

Roland Vetter
„Die ganze Stadt ist abgebrannt"
Heidelbergs zweite Zerstörung im Pfälzischen Erbfolgekrieg,
G. Braun Buchverlag, 2009

Roger Chichery,
Freiburg im Ersten Weltkrieg.
Totaler Krieg und Städtischer Alltag,
Rombach, 2009

925 Jahre Rastatt:
Aus langem Schlaf erwacht.
Die moderne Entwicklung Rastatts nach der Entfestigung 1890–1914, 2009

Jüdisches Leben in Baden 1809 bis 2009.
200 Jahre Oberrat der Israeliten
Oberrat der Israeliten Badens (Hg.)
Thorbecke 2009. ISBN 978-3-7995-0827-8

Dorf unterm Hakenkreuz
Diktatur auf dem Land im deutschen Südwesten
Landesstelle für Museumsbetreuung BW und Arbeitsgemeinschaft der sieben regionalen Freilichtmuseum in Baden-Württemberg.
Süddeutsche Verlagsgesellschaft Ulm, Jan Thorbecke Verlag, 2009

Detlev Fischer, Eduard Dietz (1866–1940).
Vater der badischen Landesverfassung von 1919.
Gesellschaft für historische Dokumentation
Karlsruhe, 2008

Hans Zimmermann,
Staatsauffassung und Regierungspraxis der letzten badischen Staatspräsidenten Leo Wohleb 1947–1952.
Hrsg. vom Förderkreis Kunst und Kultur
Hilzingen e. V., 2009

Fragmente Melanchthoniana.
Humanismus und Europäische Identität.
Herausgeben von Günter Frank, Band 4
Verlag Regionalkultur, 2009. ISBN 978-3-89735-584-2

Heimatkunde

Ingeborg Gleichauf. Heimatkunde, 2009

Biographien

Ute Dahmen, Aenne Burda, Wunder sind machbar, 2009
Günter Wimmer, Adam Remmele. Vorkämpfer der sozialen Demokratie, 2009
Philipp Brucker. Kaleidoskop meines Lebens, 2009

Literatur

Franz Littmann,
Johann Peter Hebel.
Humanist und Lebenskünstler.
Lebensklugheit für Jedermann.
Sutton Verlag, 2009

Hans Jakob von Grimmelshausen,
Der abenteuerliche Simplizissimus Teutsch,
Nachwort Reinhard Kaiser.
Die Andere Bibliothek, 2009

Walter Helmut Fritz,
Werke in drei Bänden.
Hrsg. Matthias Kußmann. Hofmann und Campe Verlag, 2009

Theodor Ziolkowski,
Heidelberger Romatik.
Mythos und Symbol, Universitätsverlag Winter, 2009

Anthologien

Im Sog des Bodensees
Eine literarische Anthologie.
Hrsg. von Klaus Isele, Verlag Isele, 2009

Mundart

Rudolf Post/Friedel Scheer-Nahor,
Alemannisches Wörterbuch für Baden
Herausgegeben vom Landesverein Badische Heimat und der Muettersproch-Gsellschaft Verein für alemannische Sprache e. V.
Schriftenreihe der Badischen Heimat Band 2, 2009

Ausstellungsstationen 100 Badische Jahre 2010

(1. Halbjahr)

Ort	Dauer	Eröffnung
Schwetzingen Palais Hirsch	Mo. 18. 1. – So. 7. 2.	Sa. 16. 1. um 15 Uhr
Ladenburg Landratsamt	Fr. 12. 2. – So. 7. 3.	Do. 11. 2. um 19 Uhr
Lahr Museum der Stadt Lahr	So. 14. 3. – So. 11. 4.	So. 14. 3. um 11 Uhr
Müllheim Rathaus Müllheim parallel zu den Baden-Württembergischen Heimattagen	Mi. 14. 4. – Fr. 14. 5.	(war bei Red.-Schluss noch offen)
Feldberg Haus der Natur	Do. 20. 5. – Do. 24. 6.	Do. 20. 5. um 17 Uhr
Triberg Kurhaus	Mi. 30. 6. – So. 1. 8.	Di. 29. 6. um 18 Uhr

Für die Termine besteht keine Gewähr. Bitte achten Sie auf etwaige Terminänderungen in der aktuellen Tagespresse. Weitere Stationen der Ausstellung „100 Badische Jahre“ werden in den nächsten Ausgaben der Badischen Heimat bekannt gegeben. Sie finden die aktuellen Termine auch auf der Webseite der Badischen Heimat (www.badische-heimat.de).

KONSTANZ

Die Stadt zum See

Wanderausstellung „100 Badische Jahre“ in Konstanz

Am Freitag, den 27. 11. 09 um 17 Uhr wurde die Ausstellung „100 Badische Jahre“ im Konstanzer Bürgersaal von Oberbürgermeister Horst Frank eröffnet.

Außer dem Bürgermeister der Stadt Konstanz haben auch der Vorsitzende der Badischen Heimat Sven von Ungern-Sternberg, Landrat Hämmerle und Wilderich Graf von Bodman vom Hegau-Geschichtsverein die Anwesenden in Konstanz begrüßt.

Die Talkrunde mit dem Thema „Heimat Heute“ wurde von Variationen des „Badnerlieds“ von Prof. Helmut Lörscher umrahmt.

Nach einem Umtrunk lud der Kurator der Ausstellung Dr. Bernhard Oeschger zu einer Führung durch 100 Jahre Landes- und Vereinsgeschichte.

Dauer der Ausstellung:	**28. November 2009 bis 10. Januar 2010**
Öffnungszeiten:	**Mo – Fr 10–18 Uhr** **Sa + So 10–17 Uhr** **Der Eintritt ist frei.**

Die Ausstellung 100 Badische Jahre wird von einem Vortragsprogramm begleitet.

Der Prospekt mit Informationen zur Ausstellung und dem gesamten Rahmenprogramm liegt im Rathaus und vielen Orten in der Stadt aus. Zur Ausstellung ist ein Katalog erschienen, der für 10 Euro in der Ausstellung oder bei der Geschäftsstelle der Badischen Heimat in Freiburg zu erwerben ist.

Die Vorträge finden im Bürgersaal der Stadt Konstanz statt. Der Eintritt ist frei.

Sa, 28. 11. 09 11 Uhr und 14 Uhr	„Badische Weihnacht“. Vortrag von Herrn Dr. Bernhard Oeschger
Mi, 2. 12. 09 19 Uhr	„Typisch Badisch: Heitere Geschichten zur Landeskunde“ Vortrag von Prof. Dr. Wolfgang Hug
Mi, 9. 12. 09 19 Uhr	Wortschätzchen im „Alemannischen Wörterbuch“ Vortrag und Buchpräsentation mit Friedel Scheer-Nahor, M.A.
Mi, 16. 12. 09 19 Uhr	„Lorettokapellen in Konstanz und im Hegau“ Vortrag von Dr. Franz Hofmann

Wanderausstellung „100 Badische Jahre“ in Schwetzingen

Die Wanderausstellung „100 Jahre Badische Heimat“ wird vom **18. Januar bis zum 7. Februar 2010** in Schwetzingen gastieren. Schirmherr der Ausstellung ist der Ministerpräsident des Landes Baden-Württemberg.

Zu einem Umtrunk anlässlich der **Ausstellungseröffnung am 16. Januar 2010 um 15 Uhr im Palais Hirsch** laden wir Sie herzlich ein!

In einer Interview-Runde werden sich Zeitzeugen und Historiker mit dem Wandel des Begriffs Heimat beschäftigen. Die musikalische Umrahmung liegt in den Händen von Prof. Helmut Lörscher mit seinen Variationen des Badnerliedes.

Wir freuen uns über Ihre Teilnahme an der feierlichen Eröffnung der Ausstellung „100 Badische Jahre“ und bitten um **Anmeldung** bei der Geschäftsstelle der Badische Heimat per Telefon unter 07 61/7 37 24 oder per Fax 07 61/7 07 55 06 oder per E-Mail unter info@badische-heimat.de.

Für das Rahmenprogramm zur Ausstellung ist eine Vortragsreihe mit folgenden Themen vorgesehen:

- Funde der Bandkeramiker in Schwetzingen
- Die Merowinger in Schwetzingen (im Karl-Wörn-Haus)
- Die Badische Heimat e. V. und ihr Wirken in Schwetzingen

Die Vorträge werden voraussichtlich im Karl-Wörn-Haus und in der Volkshochschule statt finden. Die genauen Termine lagen zu Redaktionsschluss noch nicht vor. Sie können sie der aktuellen Tagespresse entnehmen oder finden sie auf der Webseite der Badischen Heimat unter www.badische-heimat.de.

Wanderausstellung „100 Badische Jahre“ im Kreisarchiv Ladenburg

Am Donnerstag, 11. Februar 2010 um 19 Uhr laden wir Sie herzlich zur feierlichen Eröffnung der Ausstellung im Kreisarchiv Rhein-Neckar-Kreis in Ladenburg ein. Als Vertreter von Landrat Dr. Schütz wird als Hausherr der stellvertretende Landrat Dr. Bodo-Falk Hoffmann die Gäste begrüßen.

Für den Landesverein Badische Heimat heißen Dr. Sven von Ungern-Sternberg und Dr. Volker Kronemayer die Gäste willkommen. Als Kurator der Ausstellung wird Dr. Bernhard Oeschger durch „100 Badische Jahre“ führen. Schirmherr der Ausstellung ist der Ministerpräsident des Landes Baden-Württemberg.

Im Rahmenprogramm der Ausstellung wird es auch Vorträge geben, u. a. von Jürgen Zieher, der über Jüdische Gemeinden nach 1945 referieren wird.

Die Ausstellung in Ladenburg endet am Sonntag, 7. März 2010 mit einem Rückblick auf 100 Jahre Heimat- und Umweltschutz. Dr. Volker Kronemayer wird die Finissage mit einem Vortrag zu den vielfältigen Aufgaben der Badischen Heimat im Rhein-Neckar-Raum beschließen.

Die Vortragstermine lagen zu Redaktionsschluss noch nicht vor. Bitte entnehmen sie diese Termine der Tagespresse oder finden Sie auf der Webseite der Badischen Heimat unter www.badische-heimat.de.

Buchbesprechungen

GESCHICHTE UND ERINNERUNGEN

Hans Zimmermann: Staatsauffassung und Regierungspraxis des letzten badischen Staatspräsidenten Leo Wohleb 1947–1952, hg. v. Förderkreis Kunst und Kultur Hilzingen e. V., 105 S.
Das Buch ist erhältlich beim Förderkreis im Rathaus Hilzingen, Tel. 0 77 31/38 09-0.

Im vergangenen und im laufenden Jahr erschienen zwei zusammenfassende Darstellungen über Leben und politisches Wirken Wohlebs: eine erste, zur Dissertation gereift, als „Politische Biographie“ aus der Feder des Freiburger Historikers Tobias Wöhrle (besprochen vom Rezensenten in Heft 4/2008 der Bad. Heimat S. 649 f.), und eine zweite, die wir hier anzeigen. Sie war ursprünglich mit gleicher Zielsetzung begonnen worden, ist dann aber in vornehmer Bescheidung auf die Mußestunden des Schulmannes außer Diensten zurückgenommen und nun mit der Unterstützung eines örtlichen Förderkreises zum Druck befördert worden. Autor Hans Zimmermann aus Hilzingen hat drei der insgesamt acht Kapitel des jetzt erschienenen schmalen Bändchens bereits den Lesern der Badischen Heimat in Einzelaufsätzen vorgelegt. Seine unter einem ansprechend gestalteten Umschlag vereinte Sammlung begründet er damit, daß man – um „der Person Leo Wohlebs gerecht zu werden“ – sich bemühen müsse, „dessen tief verwurzeltes Rechtsbewußtsein zu verstehen“, wofür jetzt der notwendige Zusammenhang hergestellt werde.

Dieser Zusammenhang sieht so aus: Nach einer editorischen Einführung macht Verf. kurze Ausführungen zum („politischen“) Pädagogen Wohleb (S. 13–18). Es folgen „Wohlebs Vorstellung von direkter Demokratie“ (S. 19–23), „Sozialpolitik“ (25–36), etwas ausführlicher „Partner und Kritiker der französischen Besatzungsmacht“ (S. 37–55) sowie „Aufbau eines Gemeinwesens“ mit den Abschnitten „Föderalismus“ und „Aufbau“ (von Parteien und Landesverfassung, S. 57–77), „Kulturpolitik“ (S. 79–85) und schließlich „Badener-Deutscher-Europäer“ (S. 87–94). Zusammenfassung und Ausklang enden mit der Späth’schen Frage (1988), ob dem Stuttgarter Gesetzgeber bei der Kommunalreform nicht „ein Quentchen südbadischen Wohleb’schen Geistes … gut getan“ hätte, woran Verf. überraschend eine weitere Frage anschließt: ob sich darin „vielleicht sogar Anzeichen einer sich entwickelnden baden-württembergischen Identität“ zeigten. Rezensent gesteht, daß er über diese Abschlußfrage des Verfassers etwas verdutzt war. Am ehesten könnte wohl die Identitätsfrage im Anschluß an Späth (1988) so geklärt werden: „badisch-württembergische Identität wäre erreichbar, wenn Wohlebs Geist zu einem Quentchen bestimmende, und soweit Fehler eingeräumt werden (Verschiebungen des 150 Jahre alten badisch-württembergischen Grenzverlaufs, übertriebene Fusionierungen vormals selbständiger Gemeinden), korrigierende Kraft eingeräumt würde. Bis dahin begnügt sich Baden mit jener ‚Mitgift‘, die man ihm in Stuttgart noch nicht zerzaust hat und achtet mit desto mehr Bedacht darauf, daß das Land seinen Bindestrich respektvoll bewahrt und ein gelegentlich forciertes Baden-württembergertum nicht übertreibt.“

Die gut lesbare Schrift Zimmermanns greift auf die ungedruckten und im möglichen Ausmaß auf gedruckte Quellen im Staatsarchiv Freiburg, im Stadtarchiv Freiburg und Singen, im Erzbischöfliche Archiv Freiburg (Nachlaß Gröber) und im Besatzungsarchiv Colmar zurück – insoweit auf den großen Teil des archivalischen Bestandes, den auch Wöhrle benutzt hat. Zimmermanns besonderes Verdienst liegt darin, daß er die Aussagen von Zeitzeugen, die heute schon nicht mehr leben, rechtzeitig eingeholt hat und dadurch atmosphärisch eindrucksvolle Zitate vorführen kann.

Jeder Beitrag hat sein Foto, der über die Besatzungsmacht mehre. Die Fußnoten sind größtenteils in Ordnung. Die benutzte Literatur entspricht den Erwartungen.

Es ist anzuerkennen, daß Verf. den staatsmännischen Duktus der Wohleb’schen Politik in seinem Rechtsbewußtsein begründet sieht und diesem Duktus durch seine Publikation den „notwendigen Zusammenhang“ geben will. Schon Karl S. Bader hat freilich Wohlebs Rechtsbewußtsein in sein Geschichtsverständnis eingezeichnet. Verf. konnte hier nun einen weiteren, bislang unbekannten Fund vorführen: den Entwurf eines für Wohleb geschriebenen Manuskripts. Verf. fand es im Stadtarchiv Singen, niedergelegt 1981 (S. 92 f.). Darin wird vorgeschlagen, daß die badische Landesregierung ihren Weg nach Karlsruhe dem Verdacht, es handele sich um Verzögerung der Anwendung des Zweiten Neugliederungsgesetzes des Bundes (1951), dadurch entziehen könne, daß sie sich allein aufs Recht berufe. Jedenfalls empfiehlt Bader, den Gang nach Karlsruhe mit dem einzigen Argument zu rechtfertigen:

„Um des Rechts wegen und nur um des Rechts wegen!“ Man erinnert sich, daß das Normenkontrollverfahren das erste in der Geschichte des Karlsruher Gerichts sein sollte.

Und man erinnert sich, daß das Gericht, als der Prozeß anstand, noch gar nicht bestand, weil eine Personalie streitig gestellt war: wer erster Präsident werden sollte. Die Wahl des erkennenden Senats wurde von Paul Zürcher übrigens mit Rechtszweifeln begleitet, weil die Richterbank statt in Einzelwahlen in einer Kollektivwahl bestellt worden war.

Wenn Wohleb dieses Badersche Manuskript zu Gesicht bekommen haben sollte – es befindet sich ja nicht im Nachlass – dann würde es ihn bestärkt haben

in dem, was er in seiner berühmten Rede über „die badische Krankheit“ ausgeführt hat, nämlich daß sie in einer Kränkung des Demokratie- und Rechtsstaatsprinzips der Bundesrepublik im ganzen bestehe („morbus Badensis“, 1954). Zwei Jahre nach dieser Rede – Wohleb war bereits verstorben – schloß sich das Bundesverfassungsgericht übrigens der von Bader und der von Wohleb und seinen prominenten Rechtsberatern Maunz, Zürcher, Neumayer u. a. an, freilich ohne daß der Bundesgesetzgeber sich zur Eile veranlaßt sah.

Nach den Publikationen im Pro und Contra zum Wirken des Badeners in der Zeit des unter Abstimmungsvorbehalt stehenden Südweststaats (1950–1970), nach den Publikationen im Umkreis von persönlichen Jahrtagen und Landesjubiläen (1970–2002) und nun nach den aus Forschungen für akademischen Qualifikationsarbeiten vorgelegten neuesten Publikationen (2008 / 2009) dürfte das Bild Wohlebs ausreichend geklärt sein: sein Kampf um Baden als ein Kampf ums Recht, seine Statur als die eines großen badischen Staatspräsidenten und eines Zeitgenosse der Ära Adenauer, der wie wenige andere die selbständige Landesstaatlichkeit in einem föderalen Deutschland vertrat und, wie Adenauer selbst, zu einem Wegbereiter deutsch-französischer Freundschaft wurde.

Paul-Ludwig Weinacht

Anita Häussermann: Grand-Mère. Die Geschichte und die Geschichten meiner lothringischen Großmutter. Edition Zeitzeugen im Timon-Verlag: Hamburg 2006, ISBN 978-3-938335-05-5, € 15,80. Pascal Hugues: Marthe und Mathilde – Eine Familie zwischen Frankreich und Deutschland. Rowohlt: Reinbek 2008, ISBN 978-3-498-00655-6, € 19,90.

Elsässisch-lothringische Großmütter – gesehen mit den Augen der Enkelinnen … Das Schicksal badischer Nachbarn …

„S’ Elsiß“ so sagt Tomi Ungerer in seiner bekannt scharfzüngigen Art, „isch wi ne Schißhüs, … toujours occupé!“ Elsass-Lothringen und seine Bevölkerung haben bekanntlich unter den deutsch-französischen Querelen und kriegerischen Auseinandersetzungen am meisten zu leiden gehabt.

Wer, wie Anita Häussermanns „Grand-mère“ Elisabeth Noé geb. Schertz im lothringischen Imling / Imlingen und in Sarrebourg / Saarburg vor 1870 lebte, der hatte in seinem Leben fünf Nationalitäten: vor 1871 französisch, danach deutsch, 1918 französisch, 1940 deutsch und 1944 wieder französisch.

Anita Häussermann, deren Mutter sich nach Stuttgart verheiratet hat, erzählt aus Sicht der deutschen Enkelin die Besuche in der Heimatstadt der Mutter. Die quirlige Großmutter führte mit ihrem Mann Peter / Pierre das „Café Restaurant à la Croix d’Or“, bzw. je nach staatlicher Zugehörigkeit, die „Restauration zum Goldenen Kreuz“.

Spannend und zeitgeschichtlich interessant werden Anita Häussermanns Schilderungen, als sie bei den Besuchen, bei der nun französischen Großmutter, das 1933 nationalsozialistisch gewordene Deutsche Reich nur unter erheblichen Mühen verlassen kann. „Zum Erbfeind fährt man nicht!“ bekommt das Kind von der parteitreuen Lehrerin zu hören – am „großdeutschen“ Zoll, wie am Zoll der „Grande Nation“ begegnet man den Reisenden aus je unterschiedlichen Gründen unfreundlich bis feindselig. Den brutalen Ausweisungen der “Deutschen“ nach dem ersten Weltkrieg folgt die ebenso menschenverachtende Ausweisung der „französisch sprechenden Elemente“ nach der Besetzung durch die deutschen Truppen. Gestapo und Parteifunktionäre achten penibel darauf, dass noch so absurde Maßnahmen befolgt werden. Einen Blumenstrauß aus weißen Margeriten, roten Mohnblumen und blauen Kornblumen stellte man in dieser Zeit nicht ans Fenster, er könnte als Bekenntnis zu Frankreich gedeutet werden … Es ist wohl der Großmutter zu verdanken, dass Anita Häussermanns Weltsicht sich weitet, denn sie hat durch die verwandtschaftlichen Beziehungen der Großmutter Verbindungen in die USA, eine Tante ist mit einem algerischen Militär verheiratet, der algerische Soldat Ali ist Ordonnanz des Onkels Fernand. Großmutters Gästebuch weist Eintragungen der deutschen Besatzer auf, der französischen und amerikanischen „Befreier“. Doch in Stuttgart fallen die Bomben und die ersten einmarschierenden Truppen sind Franzosen, „es passieren schlimme Dinge … doch die Franzosen werden höflich, sobald man ihre Sprache spricht“.

Denselben Zeitabschnitt behandelt Pascal Hugues – als 1959 in Colmar geborene Enkelin – exemplarisch am Leben ihrer beiden Großmütter Marthe und Mathilde, einer „Familie zwischen Frankreich und Deutschland“. Pascal Hugues, die seit 1989 als Deutschland-Korrespondentin verschiedener Nachrichtenmagazine in Berlin lebt und arbeitet, hat ihr Buch bisher nur in Deutschland veröffentlicht, eine Übersetzung ins Französische steht noch aus. Ihre beiden Großmütter wurden 1902 geboren, sind trotz aller politischen Wirrnisse unzertrennlich, wohnen mit ihren Familien zusammen in einem Haus hinter dem Bahnhof von Colmar. Jedoch, Großmutter Mathilde kommt aus Deutschland, Großmutter Marthe aus Frankreich – die parallelen Lebensläufe werden je nach wechselnden Zeitläuften durcheinander gewirbelt. Pascal Hugues verleiht dem authentischen Bericht eine angemessene Sprache.

Gerade im Kontrast lesen sich beide Bücher ungemein spannend – sie sind durchaus mit Jean Egens „Linden von Lautenbach und auch mit der leider in Vergessenheit geratenen Trilogie von Peter Stühlen“ (Aus den schwarzen Wäldern, Das Erbe, Eltern und Kinder) auf eine Stufe zu stellen – die verwickelte elsässisch-lothringische Geschichte wird in beiden Büchern geschildert aus dem Blickwinkel der nur scheinbar „kleinen“ Leute!

Hubert Matt-Willmatt

Eugène Kurtz: Zwangsrekrutiert. Ein Elsässer in Hitlers Armee. Verlag Herder, Freiburg 2008, 519 Seiten mit sw. Abbildungen, gebunden. 24,90 €, ISBN 978-3-451-23120-9.

Der Elsässer Eugène Kurtz (1921–2006) war einer der Malgré-nous, die im Zweiten Weltkrieg zur Wehrmacht eingezogen wurden. 16 Monate lang kämpfte er an der Ostfront bei Leningrad und in Estland als Funker und Artillerist. Im Spätjahr 1944 wagte er die Fahnenflucht, nachdem er dank seines Zugangs zu Fernmeldeeinrichtungen von der beginnenden Befreiung des Elsass erfahren hatte. Die Drohung, dass seine Eltern im Fall seiner Desertion ins Generalgouvernement verschleppt würden, wirkte nicht mehr. In Estland bei Bauern unterzutauchen, war aber nicht ganz leicht. Die Russen griffen ihn unter Spionageverdacht auf. Mit knapper Not entkam er einem Todesurteil. Ein deutscher Jude, der 1933 in die UdSSR ausgewandert war, verhalf ihm zu einem Dokument, das ihn als französischen Staatsbürger und antifaschistischen Militanten auswies.

Im Frühjahr 1945 erreichte er die französische Botschaft in Moskau, die seine Repatriierung veranlassen sollte. Er akzeptierte dort das Angebot, in die französische Armee einzutreten, um der Militärmission behilflich zu sein, kriegsgefangene Elsässer in den russischen Gefangenenlagern zu identifizieren und zu befreien. In Moskau erlebte er die Siegesfeiern am 8. Mai. Lange trug er die französische Uniform jedoch nicht. Seine unbekümmerte Kontaktaufnahme mit jungen Sowjetbürgern missfielen den Machthabern. Der Leiter der Militärmission fand Wege, ihn lebend außer Land zu schaffen. Im August kehrte er heim ins Elsass, wo er umgehend seine Arbeit in der Maschinenfabrik in Graffenstaden wieder aufnahm.

Was hier erzählt wird, ist mehr als die abenteuerliche Geschichte von einem, der immer wieder großes Glück hatte und sich aus lebensgefährlichen Situationen retten konnte. Eugène Kurtz schöpfte Kraft aus tief empfundener Religiosität und konnte dadurch auch Mitmenschen, ob Freund oder Feind, aus ehrlicher Nächstenliebe eine Stütze sein. Er stammte aus einer katholischen ländlichen Arbeiterfamilie. Eine Tante war Klosterfrau in Paris. Eugène war in der katholischen Arbeiterjugend groß geworden. Joseph Doré, 1997–2006 Erzbischof von Straßburg, geht im Vorwort auf diese bergeversetzende Gläubigkeit ein und den daraus resultierenden Mut, seine christliche Überzeugung auch politischen Gegnern aus allen Lagern offen und entschieden mitzuteilen.

Das Vorwort zur deutschen Ausgabe stammt von Alfred Grosser. Auch ihn fasziniert Eugènes feste Verwurzelung im Katholizismus. Grosser fasst für den Leser kurz zusammen, wie es Kurtz in den Nachkriegsjahrzehnten erging. Anknüpfend an seine Erfahrungen in der katholischen Arbeiterjugend, engagierte er sich in der christlichen Gewerkschaftsbewegung ohne Berührungsängste gegenüber kommunistischen Kollegen.

Claude Ravachol, der ehemalige Leiter der katholischen Arbeiterjugend in Frankreich, hatte Eugène Kurtz schon vor Jahren aufgefordert, seine Erinnerungen zu publizieren. Welche Traumata ein Elsässer vor einem solchen Schritt zu überwinden hatte, wurde dem Innerfranzosen nur langsam klar. Obwohl mit dem Herzen französischer Patriot und zwangsrekrutiert, war Kurtz für seine Kameraden in der Wehrmacht ein verlässlicher Freund. Er verzeichnet positive menschliche Erfahrungen mit Vorgesetzten, die negative Folgen seiner unvorsichtigen Bemerkungen abwendeten. Er verschweigt das Grauen des Krieges nicht, das auch in dem kleinen Ausschnitt, in dem er Erfahrungen sammeln konnte, reichlich vorkam. Aber nicht alles, was er in seiner entwaffnenden Ehrlichkeit zu Papier bringt, klingt durch und durch christlich. Er freut sich z. B. über die Effektivität der französischen Beutegeschütze, mit denen seine Abteilung russische Angriffe zurückwarf und Stalinorgeln außer Gefecht setzte. Ein Wort zu den Quellen: Eugène Kurtz verließ sich nicht nur auf sein Gedächtnis, er schöpfte aus vielen Briefen, die er regelmäßig nach Hause geschickt hatte. Das Feldpostwesen und diverse andere Organisationsstrukturen der Wehrmacht bedenkt er mit einem Lob. *Renate Liessem-Breinlinger*

Geschichten aus Ladenburg und anderswo. Historie und Histörchen, erzählt von Christel Chowanetz-Dillmann. 2006. ISBN 978-3-8334-6820-9, Books on Demand, 28,– €.

Frau Christel Chowanetz-Dillmann wurde 1943 in Ladenburg geboren. Sie selbst und ihre Mutter wurden noch in den letzten Kriegstagen schwer verwundet, ihr Vater war bereits gefallen. Eindrücke, die ihr Bewusstsein für ihr Leben prägten. Nach dem Krieg wuchs die Autorin unter der Obhut ihrer Großmutter im Gasthaus „Zum Alten Kloster“ auf. Die von der Großmutter erzählten Geschichten von Onkel Fritz (Gund), von Onkel August (Siegel), von Urgroßmutter Barbara blieben in Erinnerung, ebenso die über ihren Vater.

Das Wissen um die Vergangenheit wurde später durch die Erzählungen von Dr. Bernhard Heukemes bereichert. Hinzu traten die Übersetzungen der alten Familienurkunden durch Karl Diefenbacher.

Die Einheit des Buches ergibt sich durch die Verknüpfungen mit Erinnerungen und Aufgelesenem mit Zeitgeschehen. Die Autorin lässt ihre Leser an den Geschichten und Geschichten der Durchschnittsbürger und ihres Alltags teilhaben, spiegelt die große Politik an Klatsch und Tratsch einer Kleinstadt wider.

Ohne den persönlichen Hintergrund zu kennen ist es schwerlich möglich, die Genese der Veröffentlichung zu verstehen, die von heimatkundlichen Stan-

dardwerken abweicht. Die Autorin begann 1985 als Eigentümerin des Hotels „Altes Kloster“ in Ladenburg aus Anlass des 200-jährigen Jubiläums des Hauses eine Chronik zu verfassen. In der gebotenen Kürze zu diesem Ereignis. Später folgten in unregelmäßigen Abständen die „Kloster-Postille“, in der Geschichten aus der Stadt oder dem Familienkreis wiedergegeben wurden. Weitere Anregungen kamen von dem Familienstammbuch aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, aus dem einige Seiten entnommen und im Treppenhaus des Hotels zur Ansicht aushingen. Den letzten Anstoß für die Familienchronik gab dann die Aufforderung des SWR, zum 50. Landesjubiläum Baden-Württembergs Beiträge einzureichen.

Die Abfolge der Geschichten macht es dem Leser nicht immer einfach, fehlt doch auf den ersten Blick die chronologische Folge oder der klare thematische Aufbau. So findet sich im Kapitel „Erst im Gedächtnis findet sich die Wirklichkeit“ was die Großmutter über ihren Cousin Fritz, der in Amerika wohnte, erzählte, und die Autorin erzählt, wie ihr ihre Oma in Erinnerung geblieben ist. Im darauf folgenden Kapitel wird das Familienstammbuch aus dem Jahr 1541 vorgestellt und die die Familie bis zum Ende des 18. Jahrhunderts verfolgt. Das dritte Kapitel widmet sich Georg Jakob Heiß, der als „Ankerwirt“ in Ladenburg die Familientradition der Wirtsleute begründete. Es folgen jeweils ein Kapitel über Johann Michael Heiß (geb. 1788, gest. 1826), über Christina Elisabeth Heiß, geb. Müller (1827 bis 1853), über Adalbert Heiß (geb. 1820, gest. 1883), Georg Eberhard Heiß (geb. 1859, gest. 1912); der Abschnitt über Elsa Katharina Heiß setzt im Jahr 1911 ein und endet im Jahr 1940; es folgt ein Kapitel über den Vater der Autorin, Adolf Baum (geb. 1914, gefallen 1944); die Familie Baum, beginnend mit August Baum (geb. 1888, gest. 1977); Elsa Höfer – Großmutter der Autorin – in der Zeit von 1944 bis 1949; Marianne Baum – Mutter der Verfasserin (Verst. 1981). Autobiographisch ist der Abschnitt über die Kinderzeit der Autorin (Seite 226 bis 275), ihre Zeit als Schülerin (S. 276 bis 335). Hans Chowanetz sind drei Kapitel gewidmet (S. 337 bis 442); er verstarb 1976. Die restlichen Kapitel des Buches befassen sich mit den Herausforderungen der folgenden Jahre und enden im Jahr 1984.

Für quellengeschichtlich interessierte Leser sei auf einige außergewöhnliche Texte hingewiesen. So auf das Familienstammbuch aus der Mitte des 16. Jahrhunderts erwähnt (S. 25 ff.), ein Auszug aus dem Ratsprotokoll Ladenburgs von 1817 (S. 45 f.), die Teilungsurkunde aus dem Jahr 1827 (S. 51 ff.), um nur einige zu nennen.

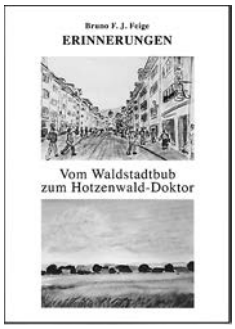
Viele Erinnerungen aus der Familiengeschichte lassen den geneigten Leser schmunzeln. Andere stimmen eher nachdenklich: So die Geschichte vom Onkel aus Amerika, der in Zeiten der Not den Kindern warme Kleidung und dem Vater Zigarren schickte, oder das vom Schicksal bestimmte Leben des Schwetzinger Onkels Luis Carl Friedrich, gerufen Onkel Fritz.

Die Familienchronik ist ein umfangreiches Werk, für das sich der Leser Zeit nehmen muss. Dafür erhält er interessante Einblicke in das Leben der „kleinen Leute“ in einer kleinen Stadt, wie es von der „großen Politik“ mitbestimmt wurde.

Der hier besprochene erste Band der Familienchronik kann über den Buchhandel oder direkt über die Autorin bezogen werden. Der zweite Band liegt bereits vor und ist zum gleichen Preis erhältlich.

Volker Kronemayer

Feige, Bruno F. J.: Erinnerungen. Vom Waldstadtbub zum Hotzenwald-Doktor. Schillinger-Verlag: Freiburg. ISBN 978-3-89155-340-4. € 14,80.



Zu seinem 85. Geburtstag 2007 verfasste der bekannte Görwihler Arzt Dr. Bruno Feige seine Erinnerungen. Aufgewachsen in der Waldstadt Waldshut als Sohn des Gymnasialprofessors Dr. Arthur Feige und seiner Frau Johanna, die aus dem bekannten Geschlecht der Herzog stammt, gibt Bruno Feige einen interessanten Einblick in die 20-er Jahre und die Zeit des beginnenden Dritten Reichs. Es folgt der Sanitätsdienst an der Ostfront und in Sizilien und die Gefangenschaft bei Engländern und Amerikanern. 1944 musste er den Bombenangriff auf Freiburg erleben, bei dem die elterliche Wohnung ein Raub der Flammen wurde.

Nach dem beendeten Studium der Medizin in Tübingen und Stationen an den Kliniken in Freiburg, St. Blasien und Säckingen begann am 30. September 1955 seine Tätigkeit als Landarzt in Görwihl, die bis zur Übernahme der Praxis durch seinen Sohn Dr. Andreas Feige im Jahre 1991 dauerte. Dr. Feige engagierte sich vielfältig, so im Görwihler Gemeinderat, im Pfarrgemeinderat, im Vorstand der Kassenärztlichen Vereinigung, seine ganze Liebe aber galt, zumal im Ruhestand dem Heimatmuseum Görwihl und seine zahlreichen Sonderausstellungen sowie seiner Staffelei. Reich sind die Lebenserfahrungen des Görwihler Landarztes, die nicht nur von ehemaligen Patienten des Hotzenwaldes gelesen werden, sondern auch ein regionales Zeitdokument für einen größeren Leserkreis darstellen.

Da die erste Auflage des Buches bereits vergriffen ist, erscheint das Buch mit 232 Seiten und zahlreichen Bildern nun neu und überarbeitet im Freiburger Schillinger-Verlag und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Hubert Matt-Willmatt

Böhme, Rolf: Orte der Erinnerung – Wege der Versöhnung. Vom Umgang mit dem Holocaust in einer deutschen Stadt nach 1945. Kt., 128 S., 16 Fototafeln, Freiburg: Herder 2007, ISBN 978-3-451-23117-9, € 14,90.

Der Autor dieses Buches lenkte 20 Jahre lang, von 1982 bis 2002, als Oberbürgermeister die äußere und innere Entwicklung der Stadt Freiburg. Die Stadt ist in seiner Ära gewachsen, moderner geworden, hat an Gewicht gewonnen. Zugleich brachte Böhme als OB der Stadt ihr historisches Erbe deutlicher, als das je geschah, ins öffentliche Bewusstsein. Geschichte hatte und hat für ihn eine ganz zentrale Bedeutung, nicht im Sinne bloßer Vergangenheitspflege, vielmehr als Grund bürgerschaftlicher Identität und Verantwortung. Aus dieser Überzeugung hat er u. a. dafür gesorgt, dass die Geschichte der Stadt neu erforscht und

dargestellt wurde und dass nun eine dreibändige, wissenschaftlich exzellent gearbeitete Gesamtgeschichte Freiburgs vorliegt, von der bereits zwei Auflagen vergriffen sind. In ganz besonderer Weise sah Böhme in der Geschichte eine Herausforderung, sich den Folgen dessen zu stellen, was in der Vergangenheit geschah und getan wurde.

Aus dieser Intention entstand der hier angezeigte Band als Bericht darüber, in welcher Weise man sich in Freiburg bemüht hat, die Erinnerung an das Schicksal der Juden in der Stadt dem kollektiven Gedächtnis einzuprägen. Das Buch bildet nun keineswegs nur eine nüchterne Bestandsaufnahme. Es bietet neben einer Fülle von Informationen über das Schicksal von Freiburger Juden im „Dritten Reich“ vor allem authentische Erzählungen davon, was der ehemalige Freiburger OB bei Begegnungen mit Überlebenden des Holocaust erlebt und erfahren hat. Da gibt es ungemein aufschlussreiche, bewegende, zu Herzen gehende Passagen, in denen Böhme schildert, welche Emotionen solche Begegnungen und Gespräche auf beiden Seiten weckten. Sehr deutlich zeigt die Darstellung, wie zögernd man sich in der Nachkriegszeit auf die Aufklärung von Schuld und Verbrechen einließ, wie lange vieles verdrängt wurde, wie dann aber seit den 1980er Jahren systematisch in den Institutionen der Stadt, in der Universität, in Schulen, in bürgerschaftlichen Projekten wie z. B. dem Anbringen von „Stolpersteinen“, in Einladungen an Überlebende des Holocaust, in Gedenkfeiern und historischen Einzelstudien wirklich „aufgearbeitet“ wurde, was vor 1945 den jüdischen Mitbürgern angetan worden war. Ein eigener Bildteil sowie einige abgedruckte Schriftzeugnisse dokumentieren einzelne Aspekte der vom Autor dargestellten Zusammenhänge. Exakte Literaturangaben und Quellennachweise dienen nicht nur dazu, die Darstellung mit Belegen abzusichern; sie regen auch an, sich in der Folge mit der Thematik vertiefend und weiterführend zu befassen. Denn das, was der Autor mit dem Buch bewirken wollte, ist weiterhin brandaktuell: Dass nämlich aus dem Lippenbekenntnis „Nie wieder“ ein reflektiertes historisches Bewusstsein werde und eine gelebte Praxis der Versöhnung zwischen den heutigen und künftigen Generationen von Deutschen und Juden.

Böhmes Buch ist eine sehr persönliche Erinnerungsgeschichte, keine selbstgefällige Erfolgsstory, vielmehr die Frucht eines unermüdlichen Einsatzes für Aufklärung, Wiedergutmachung und Versöhnung: Aufklärung dessen, was wirklich geschah, getan und erlitten wurde. Wiedergutmachung von Unrecht durch das persönliche und das kollektive Zeugnis des guten Willens. Versöhnung durch konkrete Wiederherstellung eines humanen Miteinanders. Dies war dem Autor Herzenssache, und deshalb ist dieses Buch zutiefst überzeugend. Lehrreich ist es ohnehin, und dies weit über Freiburgs Grenzen hinaus.

Wolfgang Hug

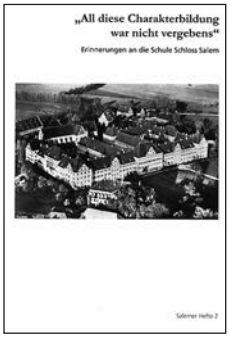
Aquae 08. Beiträge zur Geschichte der Stadt und des Kurortes Baden-Baden. Heft 41, 2008. Herausgegeben vom Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden. 132 Seiten, € 13,–.

Besonders sei hingewiesen auf den mutigen und klaren Aufsatz, den Aufsatz von Klaus Fischer „Baukultur als kommunalpolitische Herausforderung. Ein Plädoyer für mehr Bürgerverantwortung“. (S. 109–116). Der Autor prangert die „wachsende Verunstaltung“, die „Verwilderung des öffentlichen Raumes“ und die „Baden-Baden Rendite“ an. „Baukultur ist keine Position in den Bilanzen“. Ironischerweise verkaufen die Marketingmanager ein Stück jenes badenbaden-spezifischen Milieus, das sie selbst zu zerstören auf dem besten Wege sind! Baukultur ist eine ausgeprägte öffentliche Angelegenheit und erfordert „die Verantwortung für baukulturelle Werte“ der Bürgerschaft. So ist dann ein „schönes Stadtbild ist nicht nur identitätsstiftend, sondern sogar demokratiefördernd“.

Im Heft findet sich auch eine alphabetische Themen-Suchliste der bisher veröffentlichten Aufsätze (Seite 124–129). Nachbestellungen der Hefte über den Baden-Badener Buchhandel sind möglich.

Heinrich Hauß

„All diese Charakterbildung war nicht vergebens“. Erinnerungen an die Schule Schloss Salem. Mit Kurzbiographien und Auszügen aus Erinnerungen ehemaliger Schüler, zusammengestellt von Manfred Bosch und Ulrike Niederhofer. Salemer Hefte 2. Herausgegeben vom Kulturamt Bodenseekreis im Schloss Salem, 2009. 15,– €.
ISBN 978-3-88812-219-4.



Die Publikation thematisiert die Salemer Pädagogik an Beispielen aus Erinnerungen, Memoiren und einen Roman der Schülergenerationen der ersten drei Jahrzehnte nach dem Ersten Weltkrieg. Manfred Bosch nahm als Einführung in die Erinnerungsliteratur einen Vortrag auf, den er anlässlich der Verleihung des Kulturpreises der Kunst- und Kulturstiftung des Bodenseekreises 2008 gehalten hat. Die Beiträge beurteilen die Salemer Pädagogik von Kurt Hahn unterschiedlich. Die Auswahl der Autoren und Texte „legt Wert auf kritische Reflexion der Salemer Erziehungsrealität“. Der amerikanische Historiker George L. Mosse, Schüler in Salem von 1928 bis zur Machtergreifung Hitlers, hat eine der „scharfsichtigsten Analysen des Salemer Erziehungssystems“ im dem Kapitel „Building a Charakter in Salem“ seiner Memoiren beigesteuert. Der etwa 12-seitige Text wurde in der Originalsprache abgedruckt. Die „soldatische Erziehung“ habe dazu geführt, dass die Nazis begriffen, dass die Schüler von Salem gute Armee-Offiziere hermachten. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass viele alte Salemschüler der SS beitraten, ganz im Sinne des Erziehungskonzeptes, die Elite der Nation heranzu-

bilden (S. 34). Golo Mann, Schüler in Salem von 1923 bis 1927, spricht wohl für viele andere, wenn er sich von der Persönlichkeit Kurt Hahns „am stärksten und nachhaltigsten beeinflusst“ sah. Der Romanistik-Professor Jürgen von Stackelberg, in Salem von 1941–1943, meint, dass die fortwährende Selbstbespiegelung zu einer „Art introvertierter Überheblichkeit führte, die für viele Salemer typisch ist“ (S. 79). Nach Stackelbergs realistischer Einschätzung, sparte Salem mit der Selbstverantwortlichkeit der Schüler „viel Geld und Personal“.

Die Publikation beschließt den Reigen der unterschiedlichen Erinnerungen mit Auszügen aus den Schriften Kurt Hahns. *Heinrich Hauß*

STÄDTE

Roland Vetter, „Die ganze Stadt ist abgebrannt“. Heidelbergs zweite Zerstörung im Pfälzischen Erbfolgekrieg 1693. 3. völlig überarbeitete, vermehrte Auflage von Heidelberga deleta. G. Braun Buchverlag 2009. ISBN 978-3-7650-8517-8.

Die vom Verfasser 1989 unter dem Titel „Heidelberga deleta“ 1989 herausgebrachte Publikation (Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg Heft 1) erschien nun als neu überarbeitete und vermehrte Auflage im Braun Buchverlag. Der Autor stellt die Motive und die Durchführung der dahinter stehenden militärstrategischen Überlegungen anhand weiterer, bisher noch unbekannter französischer Quellen dar. Im Anhang werden deshalb 38 Quellentexte aus dem Kriegsarchiv in Vincennes in französischer Sprache abgedruckt. Den Texten ist eine kurze Inhaltsangabe beigegeben. Eine Zeittafel und ein Personenregister runden das Werk ab. Die Eroberung Heidelbergs war „ein Glücksfall“ und kostete auf Seiten der Franzosen nur geringe Verluste. *Heinrich Hauß*

Manfred Hildenbrand, Haslach im Kinzigtal. Geschichte einer alten Markstadt. Veröffentlichung des Stadtarchivs Haslach. 4 Bde, 1155 Seiten.
Bd. 1 Von der Ur- und Frühgeschichte bis zur Revolution 1848/49;
Bd. 2 Von der Alltagsgeschichte nach 1848 bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs, Bd. 3 Der demokratische Neubeginn nach 1945, die Geschichte Bollenbachs und Schnellingens, Haslacher Persönlichkeiten.
4. Bd. Quellen und Literaturverzeichnis, Anmerkungen, Personenregister. Hansjakob-Verlag der Stadt Haslach, 2009. ISBN 978-3-935182-25-6. Preis: Euro 49,50.

Abgesehen von der stadtgeschichtlichen Thematik, ist die Publikation in zweierlei Hinsicht bemerkenswert. Umfangreiche Stadtgeschichten wie die vor-

liegende, werden heute zumeist von einem Team von Autoren geschrieben. Der Autor Manfred Hildenbrand hat in 35-jähriger Arbeit die Chronik der Stadt Haslach allein fertig gestellt. Zum zweiten ist bemerkenswert, dass das Werk von einem ehemaligen Lehrer stammt. Hildenbrand ist damit wohl einer der letzten, der die Tradition heimatgeschichlich interessierter und produktiver Lehrer noch einmal realisiert. Denn bis in die 50 Jahre des letzten Jahrhunderts wurde Heimatgeschichte im wesentlichen von Lehrern betrieben. Der Rückgang beziehungsweise das Verschwinden heimatgeschichtlich interessierter und produktiver Lehrer hängt wohl damit zusammen, dass viele Lehrer nicht mehr an dem Ort unterrichten, an dem sie geboren sind oder häufig ihre Stellen wechseln. Es fehlt die „stabilitas loci“, die Voraussetzung heimatgeschichtlicher Verbundenheit ist. Mit „Haslach im Kinzigtal“ liegt nun eine Gesamtdarstellung der Geschichte Haslachs vor. Insbesondere werden bisher vernachlässigte Themen wie NS-Gewaltherrschaft, die Geschichte der drei Haslacher KZ-Lager oder die Geschichte der Haslacher Juden behandelt.

Hildenbrand sieht die Stadtgeschichtsschreibung als „Teil der städtischen Kulturpolitik“. Identifikation mit einer Stadt über das Wissen um ihre Geschichte ist ein Ziel städtischer Kulturpolitik. Dem zunehmenden Desinteresse der jüngeren Generation an der Heimatgeschichte durch die Stadtchronik entgegenzuwirken, versteht der Autor als Beitrag zur städtischen Kulturpolitik. Einen Schwerpunkt der Untersuchungen bildet die Darstellung der Alltagsgeschichte. Sie gelingt dort am eindrucksvollsten, wo sie an konkrete Ereignissen und Personen aufgewiesen wird. Die geschichtlichen Perioden werden von Hildenbrand in den drei Bänden gleichrangig mit circa 900 meist farbigen Abbildungen behandelt. Mit welcher Akribie der Autor gearbeitet hat zeigen die 3903 Anmerkungen, die in einem eigenen Band zusammengefasst sind. In der Masse geschichtlicher Befunde sucht und findet Hildebrand einen „roten Faden“: „Seit dem Mittelalter zeichnet die Haslacher eine Eigenschaft, die man als ‚rebellisch‘ bezeichnen kann. Der bekannte Haslacher, der Schriftsteller, Pfarrer und Politiker, Heinrich Hansjakob (1837–1916), war der Protagonist dieser Grundeigenschaft“. *Heinrich Hauß*

125 Jahre Waldkircher Stadtgeschichte in Dokumenten des Schwarzwaldvereins 1883–2008. Herausgeber: Schwarzwaldverein Waldkirch-Kandel e. V., 79183 Waldkirch. Redaktion, Recherche Dokumente und Anzeigen: Manfred Schmid, 2009.

Der Schwarzwaldverein Waldkirch-Kandel wurde 1883 gegründet. Der Verfasser Alfred Schmidt hat die erhalten gebliebenen Akten, Publikationen und sonstigen Bestände der mehreren tausend schriftlichen Dokumente gesichtet, geordnet und in einem aktuellen Inventar-Verzeichnis zusammengefasst. Daraus entstanden ist ein überschaubar angelegtes Archiv. Die besonders relevanten und für die Öffentlichkeit

interessanten Dokumente und Urkunden wurden für die vorliegende Publikation ausgewählt und reproduziert. Sie sollen das bisherige Bild des Schwarzwaldvereins und seiner Bedeutung im Gemeinwesen der Stadt Waldkirch ergänzen. *Heinrich Hauß*

Spieth, Arndt: Stadtspaziergänge in Freiburg. Klappenbroschur, 144 Seiten mit 81 Farbabb., 16 Karten, 1 Übersichtskarte. Karlsruhe: G. Braun Buchverlag 2009, ISBN 978-3-7650-8390-7, € 12,90.

Die insgesamt 16 Stadtspaziergänge stellt der Autor unter verschiedene Motti wie „Lehrreich, geschichtsreich wasserreich, aussichtsreich“ usw. Tourenanfang und -ende, i. a. Straßenbahnhaltestellen werden angegeben, die Streckenlänge und schließlich auch Einkehrmöglichkeiten auf der Strecke. Die Kartenausschnitte der Touren sind orientierungsfreundlich. Ein Informationsteil von A–Z schließt sich an die Kapitel der Stadtspaziergänge an.
Heinrich Hauß

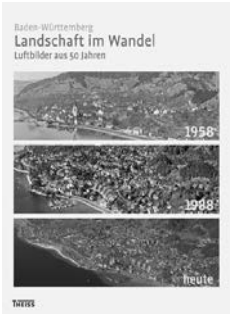
Werner, Johannes: Würmersheim. Ein badisches Dorf im Wandel der Zeit. 144 Seiten, gebunden, mit zahlreichen Abb., Ubstadt-Weiher: Verlag Regionalkultur 2009. ISBN 978-3-89735-542-2, € 16,90.

1156 wurde Würmersheim in einer Urkunde des Klosters Maulbronn erstmals erwähnt. Das Dorf ist wohl von Durmersheim her gegründet worden, das an der alten Römerstraße auf dem Hochgestade lag. Der Name geht wohl auf die Franken zurück, die den Ort nach dem nannten, der als erster hier Heim, Haus und Hof besaß. Es ist wohl ein Bewohner gewesen, der Warinmar oder Werinher geheißen hat. Im 15. Jahrhundert ging Würmersheim in den Besitz der Markgrafschaft Baden über. Nach der Teilung im 16. Jahrhundert kam Würmersheim zur katholischen Linie. Nach dem Gesetz zur Stärkung der Verwaltungskraft kleiner Gemeinden von 1968 wurde Würmersheim 1974 in die Gemeinde Durmersheim eingegliedert.

Da der Ort keine bedeutenden historischen Ereignisse aufzuweisen hat, behandelt der Autor die Geschichte des Ortes nach Kriterien des Alltagslebens wie „wie die Würmersheimer hießen, wie man sie nannte, wovon sie lebten“ usw. Es war, wie der Autor eingesteht, schwierig, die Geschichte des Ortes zu schreiben, da vieles verloren ging oder nicht festgehalten wurde. Zur Anknüpfung des Ortes an das „Allgemeine und Ganze“ der Geschichte greift der Autor auf bereits bestehende Texte verschiedener Autoren zurück. Da der Untertitel der Chronik lautet: „Ein badisches Dorf im Wandel der Zeit“ ergänzt der Autor das Bild durch einen Nachtrag: Baden und das Badische am Ende des Buches mit Texten von Reinhold Schneider, Wilhelm Hausenstein und Alfons Paquet. *Heinrich Hauß*

NATUR UND LANDSCHAFT

Baden-Württemberg – Landschaft im Wandel. Luftbilder aus 50 Jahren. Herausgegeben vom Landesmedienzentrum (LMZ) in Kooperation mit der LUBW Landesanstalt für Umwelt, Messungen und Naturschutz Baden-Württemberg, Theiss. Euro 29,90. ISBN 978-3-8062-2227-2.



50 historische Luftaufnahmen in der Zeit der frühen 60-er Jahre bis in die späten 80-er Jahre werden von dem Luftbildfotografen Albrecht Brugger präsentiert und aktuellen Vergleichsaufnahmen gegenübergestellt. Kompetente Autoren kommentieren jeweils die Aufnahmen. Die Publikation ist eine einzigartige Dokumentation der Landschaftsveränderung im Südweststaat. Die Bildbeispiele zeigen den Wandel unserer Kulturlandschaft. Sie zeigen aber auch, wo die Zerstörung nachhaltig gestoppt und die natürliche Schönheit wie auch die Eigenart des Landes bewahrt werden konnte.
Heinrich Hauß

Kästel, Egon: Die Rheinauen – ein Naturparadies. Bilder einer artenreichen und schützenswerten Landschaft. 168 Seiten, gebunden, über 300 Farbabb., Ubstadt-Weiher: Verlag Regionalkultur 2009. ISBN 978-3-89735-553-8, € 24,80.

Egon Kästel, geboren in Forchheim, hat seit mehreren Jahrzehnten die Rheinauen von Au bis Karlsruhe beobachtet und fotografiert. Aus einem umfangreichen Archiv hat er für den Bildband einen Querschnitt von Fotografien der Rheinauen aus den letzten 45 Jahren zusammengestellt. Der Bildband bietet ca. farbige 300 Fotos der Fauna und Flora in Nah- und Makroaufnahmen. Die Aufnahmen sind mit entsprechenden informativen Texten ausgestattet. *Heinrich Hauß*

Karin Gessler, Unterwegs auf Jakobswegen – Pilgerwege und Wallfahrtsziele zwischen Schwarzwald und Schwäbische Alb, Silberburg-Verlag, 2009, 224 S., 251 farbige Abb. und Karten, 14,90 €. ISBN 978-3-87407-794-1.

Der Weg zum vermeintlichen Jakobsgrab nach Santiago de Compostela ist ein individueller Weg zu sich selbst, der sich nicht erst nach der Veröffentlichung von Harpe Kerkeling zu einem Massenphänomen entwickelt hat. Seit im Jahre 1140 der Mönch Aimery Picaud vier Hauptstrecken durch das heutige Frankreich aufzeigte, hat sich das Interesse der heutzutage fast unüberschaubar gewordenen Veröffentlichungen auf diese Strecken, als ihre Hauptadern und die Schlussetappe durch Spanien konzentriert. Doch die damaligen und heutigen Pilger zogen und ziehen schon quer durch ganz Europa, um sich auf diesen Zugangswegen zu treffen. Besonders der Bodenseeraum wurde zum frühen „Einfallstor nach Mitteleuropa“, wie Winfried Hecht in seiner kundigen Einführung des Buches berichtet. Einmal unterwegs mit der Pilgermuschel kam es auch darauf an, möglichst zahlreiche religiös ausgezeichnete Orte zu besuchen, so die Bischofsstadt Konstanz, die Reichenau (auf der Walahfried Strabo im 9. Jahrhundert einen Jakobus-Hymnus eines englischen Abts übernahm), die Abtei Rheinau, die Verenastadt Zurzach, die Friedolinsstadt Säckingen und Basel, einer zentralen Anlaufstelle für Pilger. Zahlreiche Kirchen und Kapellen, wie in Wolfach am Kinzigtäler Jakobsweg gelegen, wurden im gesamten süddeutschen Raum dem heiligen Jakob geweiht – der Jakobustag am 25. Juli blieb bis ins 18. Jahrhundert im Bistum Konstanz sogar ein Feiertag.

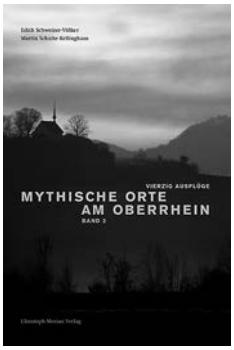
Vier Landkreise (Rottweil, Schwarzwald-Baar, Tuttlingen, Zollernalb) haben sich nun als Herausgeber eines Wander- und Kulturführers betätigt und die Autorin Karin Gessler hat Wissenswertes zu 13 Jakobuswegen zusammengetragen, die durch das Gebiet der Kreise führen.

Bereits schon in der 7. Auflage ist Wolfgang W. Meyers grundlegendes Werk „Jakobswege – Württemberg, Baden, Franken, Schweiz“ ebenfalls im Silberburg-Verlag erschienen (ISBN 978-3-87407-833-7).

Doch gibt gerade ein detaillierter und kenntnisreicher Führer, der in Tagesetappen eingeteilt ist, Stempelstellen für den Pilgerausweis angibt, historische und kulturgeschichtliche Hinweise vorhält, einen idealen Reisebegleiter in handlichem Format ab. Nicht nur der Jakobusweg sondern auch Wallfahrtsorte werden darin mit aktuellen Fotos vorgestellt. Der Initiative der vier Landkreise ist zu wünschen, dass sich „Nachahmer“ finden, damit alle Regionen Baden-Württembergs derart detailreich erschlossen würden. Jakobswege beginnen nämlich direkt vor der Haustüre und der beigelegte regional gültige Pilgerausweis ist eine dezente Aufforderung, den Weg zu sich selbst in Angriff zu nehmen.

Hubert Matt-Willmatt

Edith Schweizer-Völker (Text), Martin Schulte-Kellinghaus (Fotos): Mythische Orte am Oberrhein, Bd. 2, 240 Seiten, Christoph Merian Verlag: Basel – ISBN 978-3-85616-3624, € 26,–.
Jörg Weigand (Hsg.): Phantastischer Oberrhein. Erzählungen, 166 Seiten, Schillinger-Verlag: Freiburg – ISBN 978-3-89155-399-8, € 18,80.



2005 haben die Basler Volkskundlerin Edith Schweizer-Völker und der Lörracher Fotograf Martin Schulte-Kellinghaus ihren ersten Band mit 40 Mythischen Orten am Oberrhein veröffentlicht. Die Nachfrage, unterstützt durch eine gleichnamige Ausstellung 2007 im Lörracher Museum am Burghof, beförderte und steigerte das Interesse an geheimnisumwitterten Plätzen und sagenumwobenen Naturdenkmalen. Begleitet werden sie durch touristische Angebote, die z. B. Jörg Maier vom 19.–21. Juni unter dem Thema „Rund um den mythischen Belchen“ anbietet (www.original-schwarzwald.de).

Wiederum 40 Ausflüge bilden den Inhalt des zweiten, reich und stimmungsvoll bebilderten Ausflugführers, der mit zahlreichen praktischen Tipps und Informationen zu Anfahrt und Öffnungszeiten versehen ist. Ein jahreszeitlich gegliederter Fest- und Veranstaltungskalender und ein ausführliches Literaturverzeichnis erleichtern eigene Recherchen.

Bewusst ist der Ausflugsführer wieder in der Region zwischen Schwarzwald, Jura und Vogesen angesiedelt, denn am Oberrhein finden sich in großer Zahl keltische, gallorömische und alemannische Siedlungen und Kultplätze. An einigen dieser Plätze wurden dann Wallfahrtskapellen und Klosterkirchen errichtet; heilkräftige Quellen wurden zu heiligen Orten.

Elf Orte in der Nordwestschweiz, so die St. Jakobskirche an der Birs, der gallorömische Tempel auf der Schauenbergfluh bei Frenkendorf oder das Kloster Rheinau werden sachkundig vorgestellt. Die 13 Orte im Elsass reichen von der Keltensiedlung bei St. Dié in den Vogesen, der bedeutenden Wallfahrtskirche in Thierenbach und der Quelle der Ill bei Winkel, die für das Elsass namensgebend war. Südbaden stellt mit 20 Orten den größten Anteil – über das Markgräflerland und den Breisgau (Schlatt, Sulzburg, Staufen, Betberg) werden mythische Orte am Kaiserstuhl (Bötzingen, Niederrotweil), im Kinzigtal (Gengenbach) und bis auf die Schwarzwaldhöhen (St. Peter, St. Märgen) ausführlich dokumentiert. Das Buch erweckt den in Geschichten, Sagen und Bräuchen verborgenen Reiz der mythischen Orte aus ihrer Vergangenheit heraus wieder neu.

Genau gegenteilig gehen zehn Autorinnen und Autoren vor, die mit dem Herausgeber Jörg Weigand zum ersten Mal phantastische Geschichten veröffentlichen, die in der Region spielen. Helmut Ehls verbindet die Räumung des Dreisamecks 1980 mit der Möglichkeit einer Zeitreise in die Zukunft – Rainer Schorm verbindet den Freiburger Münsterbau mit der Gegenwart. „Die Region Oberrhein ist“, wie Jörg Weigand aus Staufen meint; „geradezu prädestiniert

als Schauplatz phantastischer Ereignisse und als solcher vielleicht noch viel zu wenig erkannt bzw. ausgelotet.“ Weigand hat dabei u. a. den in Karlsruhe wohnhaften Chefredakteur der Weltraumserie „Perry Rhodan“, Klaus Frick, den elsässischen Science Ficton Autor und „oberrheinischen Patrioten“ Daniel Walther und die Jugendbuchautorin Ursula Dotzler (Isbel) gewinnen können. Mit den überraschenden Geschichten werden alle Genres der weitläufigen Gattung vom Märchenhaften bis zu Science Fiction bedient.

Alle Erzählungen spielen in der Region und lassen sie aus einem „phantastischen“ Blickwinkel erscheinen. Ein Erzählband mit ungewohnten und ungewöhnlichen Leseerlebnissen. *Hubert Matt-Willmatt*

VOLKSKUNDE

Wolfgang Hug: Wissen, wo Barthel den Most holt. Kleine Kulturgeschichte Geflügelter Worte. b/d edition, Schwalbach/Ts. 2009. 176 S. Hardcover. Euro 19,80. ISBN 978-3-94126405-2.

Der Ausdruck „Geflügelte Worte“ geht bekanntlich auf Homer zurück. In der deutschen Literatur begegnet er zuerst bei Klopstock, der in seinem „Messias“ (1755) diese Wendung mehrfach gebraucht hat (z. B. VII, 840 ff.). Gemeint waren damit Sätze in wörtlicher Rede, die wie auf Flügeln vom Sprecher zum Hörer gelangen. Erst im 19. Jahrhundert wurde diese sprachliche Fügung durch das gleichnamige Werk von Georg Büchmann auf jene Worte und Sätze aus dem Alltagsleben und jene Zitate aus der Literatur bezogen, die durch ihre häufige Verwendung das Denken und den Sprachgebrauch vieler Menschen in besonders starkem Maße prägten. In ihnen haben wir ein Kulturerbe vor uns, das sich einerseits ganz von selber weiter entwickelt, das aber andererseits der Pflege bedarf. Verständnis und Erläuterung dieses Sprachschatzes bieten Gewinn an Erkenntnis und haben auch einen hohen Unterhaltungswert.

Dies gilt in besonderem Maße für die neu erschienene „Kleine Kulturgeschichte Geflügelter Worte“ von Wolfgang Hug. Vielen Lesern dürfte der Freiburger Historiker als Verfasser einer vorzüglichen Darstellung der badischen Landesgeschichte bekannt sein. Hug will die umfangreichen älteren Werke zu seinem Thema nicht ersetzen. Er weiß sich ihnen, besonders dem „Büchmann“, verpflichtet und trifft eine Auswahl aus der Fülle des Materials, die er durch neue Parolen aus unserer Zeit ergänzt. Sein Ziel ist kein zusätzliches Nachschlagewerk, sondern eine geschichtliche Betrachtung des Stroms von Meinungen, Kenntnissen und Erfahrungen der Menschen im Medium ihrer Alltagssprache. In diesem Sinne werden die einzelnen Zitate nach Herkunft, Bedeutung und Verwendung untersucht.

Der Leser muß nicht mit jeder Einzelheit der Interpretationen einverstanden sein. So sind die Worte Jesu in der Synagoge von Nazareth „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterland“ kaum „explizit an die Pharisäer“, sondern an die ganze Gemeinde des Ortes gerichtet. Der Ausspruch Kennedys „Ich bin ein Berliner“ ist weit weg von Ciceros „Ich bin ein Römer“. Bei ihm kam es auf das eigene Bürgerrecht als Schutz vor Gericht an: Civis Romanus sum. Aber man hat große Mühe, in diesem Buch Stellen zu finden, die eine kritische Bemerkung rechtfertigen. Weit über eintausend sprichwörtliche Wendungen werden in völlig überzeugender Weise erklärt.

Das Buch von Wolfgang Hug lässt uns die Sprichwortkultur durch sämtliche Epochen der Geschichte vom alten Orient und der klassischen Antike über die Sprachenvielfalt Europas bis zur globalisierten Welt der Gegenwart kennen lernen. Zudem fragt es systematisch nach der sprachlichen Form, dem Rhythmus, dem Reim und der Bildlichkeit. Schließlich wird im Sinne praktischer Philosophie und Lebenskunst nach dem Nutzen der scheinbar einfachen Wahrheiten gefragt.

Bekanntlich wollen die Dichter nicht nur nutzen, sondern insbesondere auch erfreuen, wie schon bei Horaz zu lesen ist. Beides gelingt diesem handlichen Band mit der Fülle seines Inhalts, der sich auch vorzüglich als Geschenk für viele Gelegenheiten eignet. Wer wollte nicht gern wissen, wo der Barthel den Most holt? *Klaus P. Oesterle*

Erhard Richter: Die Flurnamen von Wintersweiler. Uehlin Print und Medien GmbH, 79650 Schopfheim, 128 Seiten mit zwei Gemarkungsplänen, Schopfheim 2008, 18 Euro, zu beziehen über die Ortsverwaltung Wintersweiler, Dorfstraße 17, 79588 Efringen-Kirchen, Telefon (0 76 28) 12 30.

Die Gemeinde Wintersweiler, seit dem 1. Oktober 1974 zur Gemeinde Efringen-Kirchen eingemeindet, wird in diesem Jahr 1100 Jahre alt. Dies geht aus der ersten urkundlichen Erwähnung im Jahre 909 hervor.

Bei den Vorarbeiten für eine Jubiläumsschrift entstand der Gedanke, die Flurnamen von Wintersweiler in einer eigenständigen Publikation zu veröffentlichen.

Was lag hier näher, als bei *dem* ausgewiesenen Kenner und Fachmann für Flurnamen in der Region, Dr. Erhard Richter, anzufragen? Seine Dissertation schrieb er 1962 über *„Die Flurnamen von Wyhlen und Grenzach in ihrer sprachlichen, siedlungsgeschichtlichen und volkskundlichen Bedeutung“*.

Flurnamen sind innerhalb der germanistischen Linguistik Gegenstand der Namenforschung. Flurnamen haben meist nur ei-ne geringe kommunikative Reichweite und sind somit in der Regel nur innerhalb eines Dorfes bekannt und dienen zur Identifizierung von Flurstücken.

Einleitend gibt Erhard Richter einen Einblick in die Geschichte des Dorfes. Dieser Abriss reicht von der Ur- und Frühgeschichte über das 6. Jahrhundert bis hin zur Gegenwart. Im Hauptteil werden die Flurnamen mit ihren historischen Quellen in alpha-

betischer Reihenfolge aufgeführt und auch sprachlich gedeutet.

Bei der vorliegenden Arbeit werden 299 Namen vorgestellt und interpretiert. Insgesamt fanden sich rund 2000 Flurnamenbelege, die zum Teil bis in das 13. und 14. Jahrhundert zurückreichen, die aber selbstverständlich nicht alle in der Arbeit berücksichtigt werden konnten.

Neben den Erst- und Letzterwähnungen wurden nur die für die Deutung, Lokalisierung und sprachgeschichtliche Auswertung wichtigen Belege angeführt.

Die Arbeit über die Flurnamen von Wintersweiler zeigt auch auf, dass alte Namen oft so verändert wurden, dass sie allein mit Hilfe der früheren Belege gedeutet werden können. Bei abgegangenen, heute nicht mehr bekannten Namen, ist dies dann auch nur mit Wörterbüchern der älteren Sprache möglich, wobei das Mittelhochdeutsche, das etwa von 1050 bis 1350 gesprochen wurde, am wichtigsten ist.

Neben der Sprachgeschichte bietet die vorliegende Arbeit auch gezielte Einblicke in die Siedlungs-, Flur-, Rechts-, Orts-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Gemeinde Wintersweiler.

In einem bewundernswerten Kraftakt legt der Autor hier ein umfassendes, vorzüglich ausgestattetes, mit einem Wort: mustergültiges Buch zur Flurnamengeschichte vor – und das zu einer Zeit, da andernorts vergleichbare geschichtliche Projekte kurzerhand für entbehrlich erklärt werden.

Die Arbeit verdient große Anerkennung wegen ihrer Bestandsaufnahme in einer sich rasch ändernden Flurnamenwelt; sie ist eine Dokumentation von bleibendem Wert. *Elmar Vogt*

Herbert Jüttemann: Die Schwarzwalduhr, verlag regionalkultur, 4. völlig neu bearbeitete Auflage 2000, 246 S., mit 350 Abb., fester Einband, 19,90 €, ISBN 978-3-89735-360-2.

„Den Bewegungsmechanismus des Kuckucks gibt Abb. 10.4 wieder. Die Vogelbewegung steht in Zusammenhang mit der Betätigung eines Schloßscheiben-Schlagwerks. Jede Stunde hebt das Rad a des Gehwerks den Hebel b und damit auch den Hebel c, der über den Hebel d die Schloßscheibe entsperrt“ … So schildert der technisch ausgebildete Autor die Funktionsweise der wohl bekanntesten Uhr aus dem Schwarzwald. Man sollte sich von der zum Teil sehr technikorientierten Sprache aber keineswegs abschrecken lassen, denn alle Entwicklungsschritte der Schwarzwalduhr sind von ihren Anfängen bis hin zur industriellen Fertigung in hervorragenden Zeichnungen auch bildlich dargestellt. Der Anteil der Tüftler im Schwarzwald in der Geschichte der Zeitmessung ist auch zu einem Großteil als Geschichte der Hausindustrie und der Industriegeschichte des Großherzogtums Baden zu lesen. So gilt die durch Großherzog Leopold 1849 verfügte Gründung der Uhrmacherschule in Furtwangen unter ihrem erstem Leiter Robert Gerwig, dem badischen Eisenbahnpionier auch und besonders als eine Neuausrichtung des Uhrmachergewerbes zur Herstellung der Taschenuhren und der Normaluhren.

Jüttemann zeigt die unterschiedlichen Entwicklungsstränge von der ursprünglichen Waaguhr zur Pendeluhr und zum Wecker. Die Figurenuhren sowie die Uhren mit Musikwerken, die Kalenderuhren und die Uhren mit astronomischen Angaben werden mit allen nötigen Bauelementen genauestens präsentiert. Der Autor stellt jedoch nicht nur die technische Seite der Uhrenherstellung dar, sondern gibt auch wertvolle historische und volkskundliche Hinweise.

Ein eigenes Bild von der schwarzwälder Uhrenentwicklung kann man sich in zahlreichen Museen machen, von denen 22 bedeutende im Anhang aufgelistet sind.

Warum gerade jetzt eine Vorstellung eines Buches, das doch schon seit seiner Erstveröffentlichung von 1972 (!) zu den Klassikern in diesem Bereich zählt?

Nicht nur Presseartikel machen darauf aufmerksam, dass die goldenen Zeiten der Kuckucksuhr lange vorbei sind. Der schwache Dollarkurs lässt die Käufer aus den USA mehr als zögerlich werden, der Verkauf hat sich in den letzten Jahren halbiert – die große Uhrenfabrik Dold in St. Georgen musste schließen. Mit Plexiglas und neuem pfiffigem Design versuchen zur Zeit zehn Uhrenfabriken mit ca. 600 Beschäftigten die Tradition der Schwarzwälder Uhrenfabrikation fort zu führen … Anlass genug, um einer 5. Auflage ein neues Kapitel zur aktuellen Entwicklung beizusteuern …

Hubert Matt-Willmatt

RECHT

Detlev Fischer: Eduard Dietz (1866–1940), Vater der badischen Landesverfassung von 1919. Ein Karlsruher Juristenleben. 136 S., 52 Abb., Verlag der Gesellschaft für Kulturhistorische Dokumentation e. V. Karlsruhe, 2008, Preis 13,60 €. ISBN 978-3-922596-77-6.

Zweimal ist der Karlsruher Rechtsanwalt Dr. Dietz spektakulär ans Licht der Öffentlichkeit getreten: In dem aufsehenerregenden Strafprozess gegen den Rechtsanwalt Karl Hau, der im November 1906 in Baden-Baden seine Schwiegermutter erschossen hatte, trat Dietz unter den Augen der Weltpresse als Verteidiger auf. Trotz großen Engagements konnte er eine Verhängung der Todesstrafe nicht abwenden, erreichte jedoch die Begnadigung seines Mandanten zu lebenslanger Zuchthausstrafe. Jahre später, nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg, wurde der sozialdemokratische Stadtrat Dietz zusammen mit drei weiteren Juristen in einen Ausschuss berufen, der die neue badische Verfassung entwerfen sollte. Nach Differenzen mit Ausschussmitgliedern legte Dietz einen eigenen Verfassungsentwurf vor, der zur Grundlage des Regierungsvorschlags gemacht wurde. Nach Beratungen in der Verfassungskommission hat die Verfassunggebende Versammlung am 25. 3. 1919 diesen im wesentlichen auf Ideengut von Dietz fußenden Entwurf als Verfassung des Landes Baden angenommen, rechtens darf Dietz mithin als deren Schöpfer bezeichnet werden.

Eduard Dietz war am 1. 11. 1866 in Karlsruhe als Sohn eines Münzfacharbeiters geboren worden, er studierte in Berlin und Heidelberg Rechtswissenschaft. Einige Jahre war er als Richter tätig, bis er 1900 zur Anwaltschaft wechselte. Im Jahre 1920 zog er sich aus der Politik zurück und schloss sich dem Bund religiöser Sozialisten an. In Reden und Veröffentlichungen trat er für die Vereinbarkeit von Sozialismus und Christentum ein. Das NS-Regime lehnte er offen ab. Im Jahre 1940 ist Eduard Dietz in Stuttgart verstorben.

Es ist sehr zu begrüßen, dass nunmehr eine Biographie dieses bislang eher im Hintergrund der Landesgeschichte stehenden Mannes vorlegt wird. Ausführlich schildert der Autor die Lebensstationen. Ergänzt wird das Werk durch zahlreiche informative Abbildungen und durch ein gründliches Zitatenwerk. Ein Beitrag von Dietz zum Fall Hau sowie sein Entwurf für die neue badische Verfassung nebst deren endgültigem Wortlaut sind als Anhang beigegeben. Wer sich mit den Fakten bei Gründung der badischen Republik vertraut machen will, kommt an dieser kundigen Schrift nicht vorbei.

Reiner Haehling von Lanzenauer

SPRACHE UND LITERATUR

Liesa Trefzer-Blum: Und im Übrigen die Spur. Gutach: Drey-Verlag, 2008, 94 Seiten.
ISBN: 978-3-933765-38-3, 18 €.

Überall ist Dorf …

Nur vier Jahre nach dem *„Feuerflug“* liegt nun der zweite Lyrikband *„Und im übrigen die Spur“* von Liesa Trefzer-Blum vor, das spricht für die Vielseitigkeit und Vitalität der Lyrikerin, die auch durch ihre Malerei, die Keramikarbeiten und nicht zuletzt mit der „Galerie am Brühl“ in Gresgen einem breiten Publikum im In- und Ausland bekannt geworden ist.

Bücher gehören zu den großen Schätzen im Leben. Sie können in eine andere Welt entführen, können Identifikationen und Begegnungen schaffen, meist mit den Figuren in einer Erzählung, aber oftmals auch mit dem Autor oder der Autorin selber. So ist das auch bei Liesa Trefzer Blum, denn:

„Dichterisch wohnet der Mensch auf dieser Erde“, heißt es schon bei Hölderlin.

Die Autorin widmet sich verschiedenen Themen wie regionaler Heimat, Sehnsucht und Natur.

Gegenüber dem Feuerflug noch auffälliger, ist der sehr sparsame Umgang mit den Worten, eine auf das notwendigste gekürzte Sprache; die Aussagekraft, die es bei dieser bei aller zurecht immer wieder betonten Vielfalt auch gibt. Das gelingt Liesa Trefzer-Blum vor allem da, wo das Gedicht sich nicht in der reinen Natur vermengt, wo es mit doppeltem Boden spielt, die ländliche und malerische Landschaft raffiniert untergräbt.

Das lyrische Werk von Liesa Trefzer-Blum hat seinen Freundes- und Liebhaberkreis gefunden; dazu hat auch der kleine und feine Gutacher Drey-Verlag beigetragen.

Ohne den neuen Lyrikband von Liesa Trefzer Blum wäre die Welt vermutlich um einen guten Gedichtband ärmer. Die Autorin hat großartige und einmalige Spuren im Lyrikbetrieb hinterlassen und mit ihren Gedichten auch eigene Melodien geschrieben und kreiert, eine Art geometrische Sprachmusik, wie man sie nur äußerst selten antrifft: Lyrik vom Feinsten!

Elmar Vogt

Gert Füger: Heimat, die mitkommt auf eigenen Pfoten. Gedichte für Tierfreunde und Leute mit Hund. 80 Seiten. G. Braun Buchverlag, 2009. ISBN 978-3-7650-8523-9. Preis: 10,00 Euro.

Ein Grundmotiv der Lyrik Fügers in der Reihe der 24 „Hundegedichte“ ist das Miteinander und die Übereinstimmung von Hund und Herr. „Zu seinem vollen Glück / braucht er die Übereinstimmung mit seinem Herrn“ (S. 71) Und „Solange aus deinen Augen / mich Einigkeit ansieht / haben wir es doch / schön miteinander / Ist das nicht Glück genug“ (S. 76). Mit dem Tier wird Welt bewältigt: „Mit dir gelingt uns / ganz einfach zu sein / Was wir füreinander sind / hilft uns die Welt bestehn“ (S. 55). Glück ist „mitlebendes Leben“ (S. 10).

„Im Mensch hat sich die Natur selbst gestört“, hat Hans Jonas in „Das Prinzip Verantwortung“ 1979 geschrieben. „Kein größeres Wagnis konnte ‚die Natur‘ eingehen, als den Menschen entstehen zu lassen“. Fügers Hundegedichte versuchen, dieses Wagnis aus der Welt zu schaffen. Was man heute leichtlippig Umwelt- und Naturschutz als Organisation nennt, hat nur Aussicht auf Erfolg, wenn zwischen Natur/Tier und Mensch Übereinstimmung, Vertrauen und Miteinander entstehen. Wenn beispielsweise zum „vollen Glück“ der Hund den Herrn genauso braucht wie der Herr den Hund. Aber das erleben vielleicht nur „Leute mit Hund“. Bei soviel privatem Miteinander von Herr und Hund ist es gut, dass der Autor auch das Ausgeliefertsein des Tieres an den Menschen thematisiert.

Eine völlig andere Welt zeigt Füger in den Gedichten Kalkulation, COUNTDOWN, Tierproduktion und Karremanns Doku auf. Aber selbst dort, wo die Rhesusäffchen Lapik und Multik ohne Wiederkehr zu Testzwecken in den Weltraum geschossen werden, bewahren die Äffchen Vertrauen zu ihrem Trainer. „Er belohnt mich wenn ich / auf Signal den Hebel drücke / Er will, dass es mir gut geht“ (S. 40). Auch die Kuh „beim Losrumplen zur letzten Etappe / vom eigenem Gewicht an die Pritsche gepresst“ drückt in ihren Augen kein Hass, sondern nur Hilflosigkeit, auch „Ich bin ihnen ausgeliefert. / Nichts mehr kann ich für mich tun“ (S. 45).

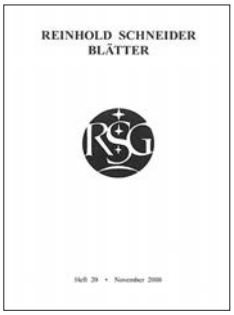
Heinrich Hauß

Wilhelm Kühlmann: Facetten der Aufklärung in Baden. Johann Peter Hebel und die Karlsruher Lateinische Gesellschaft. Reihe Litterae Band 167, Rombach Verlag, 2009. ISBN 978-2-7930-9556-9. 39,80 Euro.

Wilhelm Kühlmann, Professor für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft in der Universität Heidelberg, bringt zum 250. Geburtstagsjubiläum zum ersten Male die vier lateinischen Reden heraus, die Hebel 1776/77 während seiner Karlsruher Gymnasialzeit in der örtlichen *Societas Latina Marchio Badensis* gehalten hat. Die Karlsruher Lateinische Societät wurde vom Gottlob August Tittel (1739–1816) 1767 gegründet, den der Markgraf an das Karlsruher Gymnasium berufen hatte. Hebel trat 1776 in die Societas ein. Die Publikation versteht sich als Einführung in die pädagogische Sphäre der deutschen Aufklärung sowie einer nach wie vor rhetorisch orientierten Gymnasialerziehung samt deren lateinischen Qualifikationsritualien. Vier lateinische Reden samt Übersetzung des 17-jährigen Hebel werden präsentiert. Die erste und dritte Rede („Weniger glückliche Umstände leicht Argwohn erregen“ und „Geistige Fruchtbarkeit und Frohsinn“) sprengen nach Kühlmann „den Erörterungsrahmen der sonst aufgezeichneten Deklamationen als sie sich auf individual-psychologische Problem im sozialem Miteinander“ und „aber auch der inneren Verunsicherung eines Heranwachsenden konzentrieren“. „Wir dürfen durchaus annehmen, dass Hebel mit diesen Reden auch zwei Seiten der eigenen Befindlichkeit und Selbsteinschätzung zur Sprache bringen wollte und konnte“. Mit der zweite Rede „Die Quellen und Grundlagen der Wahrheit“, „begibt sich Hebel kühn auf den Schauplatz der aktuellen philosophischen Auseinandersetzung der vorkantischen Spätaufklärung“. Die vierte Rede der Edition ist einem Vergleich von Julius Caesar und Augustus gewidmet.

Heinrich Hauß

Reinhold-Schneider-Blätter. Mitteilungen der Reinhold-Schneider-Gesellschaft, Heft 20, November 2008.



Michael Albus gibt in seinem Aufsatz „Neue Zugänge finden“ einen Überblick über die Veranstaltungen anläßlich des 50. Todestages von Reinhold Schneider. Im Abschlusskapitel „Wie weiter?“ macht sich Albus Gedanken über die zukünftige Arbeit der Gesellschaft bei einer überwiegend überalterten Mitgliederschaft. Die Arbeit kann natürlich nur sinnvoll weitergehen, „wenn wir wirklich davon überzeugt sind, dass uns Schneider noch etwas bedeutet und uns – und anderen!“ Ingo Zimmermanns Vortrag auf der Winterakademie im Schmochnitz, „Reinhold Schneider. Widerstehen in einer Zeit ohne Trost“ bildet gewissermaßen den biographischen und geistesgeschichtlichen Mittelpunkt des Heftes.

R. Hähling von Lanzenauer erinnert in seinem Aufsatz an den Baden-Badener Schriftsteller Heinrich Berl (1896–1953) und seine Verbindung zu Reinhold Schneider, die im wesentlichen die Rolle eines Bittstellers war. Babette Stadie arbeitet in „Condolemus“ die Reaktionen auf Reinhold Schneiders Tod auf. Johannes Werner beschäftigt sich in dem Aufsatz „Immer nur Gast“ mit R. Schneiders Gastrolle. „Und in der Tat, R. Schneider war unablässig unterwegs“. *Heinrich Hauß*

KUNSTKATALOGE

Badisches Landesmuseum Karlsruhe (Hrsg.): Jugendstil am Oberrhein – Kunst und Leben ohne Grenzen. G. Braun Buchverlag, Karlsruhe, 376 Seiten, 380 Farbabb. 39,90 €. ISBN 978-3-7650-8510-9.

Zur Jugendstil-Ausstellung im Badischen Landesmuseum vom 18. April bis zum 9. August 2009 ist ein begleitender, umfangreicher Katalog erschienen, der das Gemeinsame und das Unterschiedliche in der Entwicklung des Jugendstils beidseits des Rheins, in Baden, im Elsass und in der Nordschweiz fundiert beleuchtet.

In 30 umfassenden Aufsätzen, zu denen Harald Siebenmorgen die Einführung schrieb, wird die Kunstrichtung von unterschiedlichsten Seiten aus beleuchtet.

Hat des lothringische Nancy schon vor zehn Jahren unter dem Titel „Im Jugendstil macht Nancy Schule“ eine Stadtführer zu über 300 Gebäuden, Denkmalen und Museen des Jugendstils herausgebracht und 2001 das Freiburger Augustinermuseum eine große Ausstellung zum Jugendstil in Freiburg durchgeführt, so gibt der Ausstellungskatalog und die Ausstellung nun zum ersten Mal einen rheinüberschreitenden Blick auf diese Kunstrichtung. Eine parallel in Straßburg geplante Ausstellung kam leider nicht zustande.

Das seit 1871 von Deutschen besetzte Elsass und das Großherzogtum Baden, sowie die Nordschweiz bilden die unterschiedlich geartete politische Klammer am Oberrhein – das einende Element ist das aufstrebende und zu Wohlstand kommende Bürgertum, das sich zunehmend in den Städten niederlässt und die damit zusammenhängende boomende Entwicklung neuer industrieller Branchen mit den damit einher gehenden spürbaren sozialen Veränderungen.

Programmatisch vielfältig, so wie der Jugendstil seinen Anspruch der Aufhebung von Kunst und Leben formulierte, stellt sich auch die Ausstellung und der Katalog dar. Unterschiedliche „Kunst“-Gattungen fin-

den ihren Ausdruck in der Grafik, in Zeitschriften- und Buchgestaltungen, in der Mode, im Schmuck, in der Innenarchitektur und Möbelherstellung, in der Architektur und Gebrauchsgegenständen, wie Besteck, Leuchtern, Vasen und Tellern … Ein Katalog zum Sattsehen, der mit seinem grenzenlosen Blick, ein wichtiges Kapitel nicht nur der Kunstgeschichte am Oberrhein ermöglicht. *Hubert Matt-Willmatt*

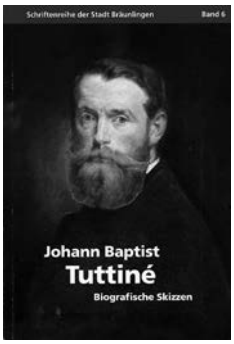
Moehring, Markus; Delaine, Joël (Hrsg.): Der Oberrhein um 1900 / Le Rhin supérieur vers 1900., 93 S., zahlreiche Ill., Verlag Waldemar Lutz: Lörrach, 2009. Erschienen in der Reihe: Lörracher Hefte – Rote Schriftenreihe des Museums am Burghof Heft Nr. 10. 15,00 €, ISBN 978-3-922107-82-2.

Anlässlich des zehnjährigen Jubiläums des Oberrheinischen Museumspasses entstand in enger Kooperation zwischen dem Museum am Burghof in Lörrach und dem Musée historique de Mulhouse eine deutsch-französische Doppelausstellung unter dem Titel „Der Oberrhein um 1900 / Le Rhin supérieur vers 1900“. Während das Museum am Burghof einen länderübergreifenden Überblick über die historische Situation am Oberrhein bietet, liegt der Fokus in der französischen Partnerausstellung speziell auf der Situation des Elsass 30 Jahre nach dessen Annexion durch das Deutsche Kaiserreich.

Aus den gemeinschaftlich erarbeiteten Inhalten ging ein gemeinsamer Begleitkatalog hervor, der die Ausstellungstexte und einzelne Exponate der beiden schwerpunktmäßig unterschiedlich gelagerten und zugleich aufeinander abgestimmten Ausstellungen auf knapp 100 Seiten jeweils in deutscher und französischer Sprache wiedergibt. Für beide Ausstellungen und ihre jeweiligen Katalogteile bilden die Bereiche Politik, Wirtschaft und Gesellschaft, Kunst und Kultur, Alltag und Militarismus einen übergreifenden thematischen Rahmen. Neben Betrachtungen zur politischen und wirtschaftlichen Lage im Deutschen Kaiserreich, im Großherzogtum Baden, im Elsass, in Frankreich und der Nordwestschweiz spielen Themen wie Familie, Religion, Freizeit, Vereinsleben, Kunstvielfalt oder Architektur eine ebenso wichtige Rolle. Der Katalog bietet eine klare inhaltliche Gliederung, kurze einleitende Texte und über 100 zumeist Farbfotografien ausgewählter Exponate aus den Sammlungen beider Museen, von denen viele erstmals in einer Ausstellung gezeigt und in einer Publikation veröffentlicht werden. Hinter der konsequenten Reduzierung auf eine überschaubare Text- und Informationsmenge innerhalb der einzelnen Themenbereiche steht das Anliegen, die facettenreiche und ambivalente Zeit der Jahrhundertwende am Oberrhein auch ebenso vielfältig zu beleuchten und nicht zuletzt der Wunsch, einen möglichst großen Kreis von Leserinnen und Lesern für die übergreifenden Fragestellungen zu sensibilisieren.

Auch im Jahr 2009, so die Autoren, sei eine Ausstellung dieser Thematik vor dem Hintergrund der deutsch-französischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts keine Selbstverständlichkeit. Der Besucher und Leser findet in präzise gestalteten Einführungen einen von den Autoren vorgeschlagenen Leitfaden und ebenso Raum für eigene Assoziationen, die Frage „Aufbruch wohin?“ und die Frage nach der Identität des Elsass zu überdenken. Mit dem Katalog zur Ausstellung bleibt über diese hinaus ein Zeichen gelungener Zusammenarbeit gemeinsamer Geschichtsaufarbeitung und besucherorientierter Ausstellungsarbeit, das auf weitere Kooperationen dieser Art hoffen lässt. *Anne-Christin Liebscher*

Johann Baptist Tuttiné (1838–1889). Biographische Skizzen. Schriftreihe der Stadt Bräunlingen, Band 6. Beiträge von Susanne Huber-Wintermantel, Hannelore Kling und Brigitte Heck, 2009, 12,– €



„Die Stadt Bräunlingen möchte mit dieser Publikation dem Leben und Werk eines bedeutenden und zu Unrecht fast vergessenen Malers, eines einzigartigen Dokumentators der Badischen Trachten und einer Persönlichkeit aus Bräunlingen ein literarisches Denkmal setzen“ (Zum Geleit). Die Stadt Karlsruhe hatte Tuttiné beauftragt, die Trachtenabteilung des Karlsruher Historischen Festzuges von 1881 aus Anlass der Silberhochzeit des Großherzogs Friedrich I. und Luise zu organisieren. Der Festumzug vom 22. September 1881 wurde von den Teilnehmern und Zuschauern und auch vom Großherzog „als Ausdruck eines Zusammengehörigkeitsgefühls, einer badischen Identität“ interpretiert. Der außerordentliche öffentliche Resonanz war es geschuldet, dass Großherzog Friedrich I. Tuttiné damit beauftragte, den Festzug künstlerisch „ins Bild“ zu setzen. *Heinrich Hauß*

Landesverein Badische Heimat e. V.

REGIONALGRUPPEN

Baden-Baden	Dieter Baeuerle Lange Str. 70 76530 Baden-Baden	Tel. u. Fax priv. 0 72 21/3 19 53 baeuerledieter@aol.com
Bruchsal	Jörg Teuschl An der Schanze 21 76703 Kraichtal-Unteröwisheim	Tel. u. Fax 0 72 51/6 29 34 joerg.teuschl@t-online.de
Bruchsal	Elisabeth Burkard Mozartweg 9 76646 Bruchsal	Tel. u. Fax 0 72 51/1 82 11
Freiburg	Dr. Bernhard Oeschger Hauptstr. 11 79219 Staufen	Tel. dienstl. 0 76 33/80 64 50 bernhard.oeschger@landesmuseum.de
Freiburg	Julia Dold Konradstr. 15 79100 Freiburg	Tel. 07 61/6 81 48 44 julia-dold@gmx.de
Heidelberg	Dr. Christoph Bühler Lochheimer Str. 18 69124 Heidelberg	Tel. 0 62 21/78 37 51 Fax 0 12 12/6 22 33 66 65 buehler@badische-heimat.de
Karlsruhe	Dr. Hans-Jürgen Vogt Durmersheimer Str. 53 76185 Karlsruhe	Tel. 07 21/9 50 49 51 dr.vogt@labor-vogt.de
Lahr	Gabriele Bohnert Stadtarchiv Rathausplatz 4 77933 Lahr	Tel. dienstl. 0 78 21/9 10-0416 Fax dienstl. 0 78 21/9 10-70416 gabriele.bohnert@lahr.de
Lörrach	Inge Gula Brunnenstraße 19 79541 Lörrach	Tel. 0 76 21/5 34 06 inge.gula@gmx.de
Mannheim	Volker Keller Böcklinstr. 18 68163 Mannheim	Tel. 06 21/2 17 62 keller.v@web.de
Pforzheim	Dieter Essig Im Hasenacker 31 75181 Pforzheim	Tel. 0 72 34/84 02
Rastatt	Martin Walter Kreisarchiv Am Schlossplatz 5 76437 Rastatt	Tel. dienstl. 0 72 22/3 81 13 81 Tel. priv. 0 72 25/98 54 38 m.walter@landkreis-rastatt.de
Schwetzingen	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. dienstl. 0 62 22/3 05 53 11 Tel. priv. 0 62 02/7 37 34 Fax priv. 0 62 02/92 05 05 ivkronemayer@t-online.de
Wiesloch	Jürgen W. Braun Münchäckerweg 33 69168 Wiesloch	Tel. 0 62 22/5 45 18 jwbraun@gmx.de

GESCHÄFTSSTELLE

Karl Bühler Daniela Koehler	Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. 07 61/7 37 24 Fax 07 61/7 07 55 06 info@badische-heimat.de